Biogr.
694

Geſchichte

des

***ſchen Hofraths v. Maibach

welcher

von der proteſtantiſchen zur katholiſchen Kirche übergieng.

Aufgeſchnittene und beſchmutzte Exemplare können nicht zurückgenommen werden.

Biogr. 694.

[illegible]

Hat und behält der Menſch

bey und nach einem

Religionswechſel

ſeine geſunde Vernunft?

oder

Geſchichte des ***ſchen Hofraths v. Maibach

welcher

von der proteſtantiſchen zur katholiſchen Kirche übergieng.

Zur Beherzigung für alle Zweifler.

Orandum est ut sit sana mens in corpore sano!

Berlin und Leipzig.

1816.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Der Uebertritt des hier Hofrath von Maibach genannten Herrn Hofrath von *** zur katholiſchen Kirche hatte in N...... ſowohl als auch an mehreren Orten unſers teutſchen Vaterlandes eine Beſtürzung unter den Proteſtanten, und eine lebhafte Freude unter den Katholiken erregt. Die Freude der letzteren wurde durch deſſen unglückliches Ende ſehr getrübt, und als der Hofmedicus Dr. Herrmann zum Proteſtantismo überging, wurden dieſe eben ſo beſtürzt, als Jene eine eclatante Genugthuung erhalten zu haben glaubten, weil Hermann allgemein als ein ſehr gelehrter, aufgeklärter Mann, und philoſophiſcher Kopf bekannt war In der That war es auch ein zu merkwürdiger Wechſel der Religionen, oder vielmehr des Cultus als daß beide Begebenheiten nicht die größte Aufmerkſamkeit hätten erregen ſollen. Hier liefere ich zur Prüfung aller Katholiken und Proteſtanten ſo einander lieben, ſo das Gute ihres, und des gegenſeitigen Kultus kennen, übrigens nicht übergehen wollen und aus Gründen der Vernunft wiſſen warum ſie nicht ſollen, welche unſerm Maibach eine Thräne des Mitleids weihen, den Martini bedauern, und über den Wilſon lächeln werden, — die Geſchichte Maibachs. Es wird keine überflüßige Einleitung zu nachſtehenden Briefen des Legationsſecretairs Hofmaier an den Grafen von Waldheim ſeyn, wenn ich mittheile wie ſie in meine Hände gekommen.

Beynah ein ganzes Jahr verlebte ich auf dem ſchönen Schlößchen des Grafen von Waldheim. Wir wurden herzliche Freunde zuſammen. Gewiſſe Geſchäfte, und ſonſtige Bewegurſachen beſtimmten den Grafen, ſich, gegen ſeine Neigung, in die Reſidenz zu begeben, wo ihn der Fürſt, der ihn ſehr ſchätzte, aufzuhalten wußte. Ich zog in meine Heimath zurück, und fand allda auch Beſchäftigungen, welche mich gegen meine Erwartung fixirten. Obgleich von meinem Freund viele Meilen getrennt, unterhielten wir unſre Freundſchaft durch Briefe über philoſophiſche Gegenſtände.

Unter anderen wechſelten wir unſre Meinungen über die Frage: ob die Bekehrungsſucht Narrheit, oder Dummheit, oder Bosheit, oder ſonſt eine niedrige Leidenſchaft vorausſetze? Ueber dieſe Frage erhielt ich eine Menge Briefe von dem Grafen, in welchen er mir einen großen Theil ſeiner philoſophiſchen und theologiſchen Bekenntniſſe mittheilte, unter welchen er dann auch mir ſeine Anſicht über den Urſprung des Bekehrungstriebs und deſſen Modificationen ziemlich weitläufig auseinander ſetzte. Das Ganze hier mitzutheilen, finde ich nicht rathſam: darum nur einen Auszug davon.

»Die Producte der Natur, ſo verſchieden ſie auch ſcheinen mögen, hängen demohngeachtet in einer ſteten Reihe wachſender Vollkommenheiten zuſammen; ſo daß man den Menſchen zu eben der Quelle zurückführen kann, aus welcher der Erdſchwamm entſprungen. Einen Beweiß davon giebt die Erfahrung, daß das vollkommenſte Geſchöpf durch alle Grade, auf welchen die minder vollkommnen ſtehen, wandern muß, bis er, der Menſch, als ein denkendes Weſen dem Urſprung alles

Daſeyns nachforſcht, und durch ſeinen Geiſt, von der Welt ſo er beherrſchen lernt, gleichſam Beſitz nimmt. Der Menſch entſpringt aus einer unbedeutenden Maſſe, gleichſam aus einem flüßigen Punkt derſelben, deren verſchiedene Qualitäten, woraus ſie beſtehen muß, den organiſchen Körper bilden. Er wächſt alsdann wie eine Pflanze heran, durchgeht alle Grade der Irritabilität und Senſibilität; wird wie das Thier durch den Inſtinct geleitet bis er ſich ſeines Daſeyns bewußt wird; die Welt, in welcher er lebt und handelt, erkennt, und denkt ehe er handelt. Die Natur bildet demnach eine Reihe von Dingen und Weſen, welche, von Geſchöpfen, und auf unſerm Planeten vorzüglich vom Menſchen erkannt werden ſollen; und da dieſer Menſch mit allen Gegenſtänden ſeiner Erkenntniß aus einer Quelle entſprungen, ſo kann man ſagen: daß das Erkennen und Denken mit dem Gegenſtand zu einem Ganzen mit Nothwendigkeit vereinigt ſey; wobey der Geiſt aus der Materie gleichſam heraustritt, (ſich wenigſtens als von ihr verſchieden denkt,) um zu ſchauen, wo er iſt; um zu erkennen, was er iſt. Das deutliche Bewußtſeyn bey erhaltener Freyheit nach Willkühr, vorher gefaßtem Entſchluß, nach erwogenen Planen zu handeln, hebt den Menſchen über andere ihm ſo nahe ſtehende Thiere zu einer ſo großen Höhe empor, daß man glauben könnte: die Natur habe bey ihm einen Sprung gemacht, und zwiſchen dem Thier, und dem denkenden Menſchen eine große Lücke gelaſſen; welches ich aber nicht finden kann. Das Wachſen der Anlagen, welche die Geſchöpfe mit einander theilen, hat ein ganz beſonderes Verhältniß. Die Animalien, wozu der Menſch gehört, haben ihrer Anlage nach alle Sinne und

thieriſche Fähigkeiten mit einander gemein. Aber wie verſchieden bilden ſie ſich nicht aus! beſonders der Menſch; wie außerordentlich erhebt er ſich nicht über den Affen, der neugebohren neben dem neugebohrnen Menſchen ſo große Aehnlichkeit mit dieſem hat! Mich dünkt, das Wachſen der Fähigkeiten verhalte ſich gegen die Anlagen, wie (man erlaube mir dieſes Gleichniß) die Größe der Tangenten gegen die Größe des Winkels, wozu ſie gehören. Der Tangent eines Winkels von 2 Graden iſt nicht viel höher als die doppelte Höhe des Tangenten von einem Grad; aber nahe an 90 Grad iſt er dem Unendlichen nahe. Wir dürfen uns deshalb nicht an die äußere Bildung der Geſchöpfe ſtoßen, wenn wir ſie nach ihren Geiſtesfähigkeiten beurtheilen wollen. Der Menſch erſcheint als ein wohlgebildetes Thier, und erhebt ſich zu einem Weſen, welches er, dem Geiſt nach, der Gottheit ähnlich findet. Dagegen aber giebt es auch Geſchöpfe, welche nur den Schein einer höhern Vollkommenheit haben. Zu dieſen gehören die Inſecten, welche eher fliegende Pflanzen als Thiere genannt werden dürften. Zwar haben ſie eine freye Bewegung, und können, wie die Geſchöpfe höherer Ordnung als die Pflanzen ſind, den Ort ändern; demohngeachtet aber iſt ihr Mechanismus eben ſo unwillkührlich als bey den Pflanzen. Die Blume einer Pflanze, und die Bienenzelle ſind beide ohne Willkühr hervorgebracht.

Bey der Blume bildete die Natur aus freyer Hand; bey der Bienenzelle, dem Spinnengewebe iſt das Thier ein leidendes Werkzeug in derſelben; wie dann auch die Blume ſich eben ſo unwillkührlich ſchließt, oder ſich nach der Sonne wendet, als die Biene aus

den Blumen Honig ſaugt, und damit nach ihrer Zelle geleitet wird. Hiervon mehr zu einer andern Zeit.

Wenn der Menſch ſich ſeiner Selbſt bewußt wird, und die Welt außer ihm erkennt, welches ein Reſultat des Denkens und Urtheilens iſt, ſo geht folgende merkwürdige Handlung, deren Grund und Urſache unbegreiflich iſt, und auch wohl bleiben wird, in ihm vor. Er unterſcheidet die Gegenſtände unter einander außer ihm; unterſcheidet die Vorſtellung in ihm von dem Gegenſtand außer ihm; und unterſcheidet ſich ſelbſt als erkennendes und denkendes Weſen von allen Vorſtellungen in ihm, und allen Gegenſtänden außer ihm. Der noch tiefer denkende Metaphyſiker unterſcheidet ſogar ſich ſelbſt, von ſich ſelbſt, wenn er ſich als denkendes Weſen in die Reihe der Vorſtellungen und der Gegenſtände ſeiner Gedanken ſtellt, und alſo ſich ſelbſt denkt.

Hierdurch eröffnet ſich dem Menſchen eine doppelte Welt, eine, wo er nichts als Vorſtellungen, Bilder, Begriffe und Ideen findet, und eine andere, wo alles Körper und Materie iſt. Letztere iſt die äußere Welt, in welcher er ſich als ein Fremdling hingeſetzt findet; erſtere iſt ſeine eigene von ihm ſelbſt geſchaffene Welt. Beide vereinigt er mit einander, indem er ſeine Vorſtellungen und Begriffe auf die äußere Gegenſtände der Erfahrung bezieht. Die Geſetze, worauf die äußere Welt beruht, findet er von ſeinem Willen unabhängig, es iſt ein anderes Weſen, ſo ſie, und ihn, als ein Theil dieſer Welt, hervorgebracht hat; aber ſeine innere Welt bauet er ſich ſelbſt aus. Er urtheilt, entwirft Plane, und ſo wie er ſeine Vorſtellungen von der äußern Welt auf dieſe bezieht, ſo ſucht er ſeine vorgedachte Hand-

lungen, und aus ſeiner Beurtheilung entſtandene Plane in der äußern Welt auszuführen, ſo wie er alles was er denkt, außer ihm aufzufinden ſich bemüht.

So wie dieſe Vollkommenheit zunimmt, verſchwindet aller Inſtinkt. Der Menſch findet ſich ohne Leitung, ohne Hülfe, und ſiehet ſich gezwungen, ſich ſelbſt Geſetze zu entwerfen, nach welchen er leben und handeln ſoll Wenn man hierbey erwägt, daß der Menſch, indem die durch den Inſtinkt leitende Hand der Natur von ihm abgezogen wird, ſobald er ſie erkennt: ſo ſcheint es als ob er dadurch in ein ihm ganz unbekanntes Land verſetzt werde, wo er keinen Weg und Steg kennt, und auf das Geradewohl hinwandern muß in Furcht und Hoffnung. Die tauſendfache Verirrungen des Geiſtes, die zerſtörende Leidenſchaften, die unglückliche Folgen der Dummheit und Unwiſſenheit ſcheinen dieſes auch zu beſtätigen. Allein, wenn man bedenkt wie wenig der Menſch ohne Erfahrung zu finden vermag, wie ohnmöglich es ihm fällt, das geringſte zu erdenken, ohne daß ihm ein Gegenſtand zum Nachdenken mitgetheilt worden, wie eigenſinnig er auf vorgefaßten Meinungen beharrt und ſeine Leidenſchaften vertheidigt; und doch ſich durch Kenntniſſe der Natur, in deren Inneres er eingedrungen, durch Philoſophie, Künſte und Wiſſenſchaften aller Arten, Sittlichkeit, Humanität, zu einer ſo großen Höhe erhebt, von welcher er die Erde, im Aufſchwung zur Gottheit, ſo er ſich zum Ideal ſeiner eigenen, ſtets zu vermehrenden Vollkommenheit geſetzt hat, weit unter ſich ſiehet; ſo kann man nicht zweifeln: daß auch er, bey ſeiner eignen Ausbildung, bey ſeinen Kenntniſſen, Geſchicklichkeiten, bey ſeinen

Entwürfen zur Ausführung einer ſittlichen Welt, von eben der Hand geleitet werde, welche die Blume bildete und den Thieren durch Inſtinkt Geſetze vorſchrieb; welche Hand keine andere iſt, als die das ganze majeſtätiſche Univerſum hervorgebracht hat, und in einer fortgeſetzten Schöpfung erhält.

Hiervon können wir uns, wie ich glaube, überzeugen, wenn wir erwägen: daß nichts in der Natur aufhöre und kein Geſetz derſelben zu finden ſey, welches nicht in eine höhere Ordnung der Geſchöpfe, welche alle zuſammenhängen, eingreife. Der Menſch hängt mit der ganzen äußern Welt an tauſend Fäden zuſammen. Vielleicht wird uns dieſes durch genauere Prüfung des thieriſchen Magnetismus deutlicher als wir nach allgemeinen Gründen glauben. Sollten unſere Kenntniſſe (deren Erlangung immer Etwas unbegreifliches iſt,) die von der ganzen Welt anerkannte Lehren der Vernunft, welche ſogar vom Aberglauben anerkannt, und nur ihm nachgeſetzt, oder dann nicht genehmigt werden, wenn ſie dem Aberglauben widerſtreiten; die Sympathie, oder die Neigung, unſre Gedanken und Empfindungen in dem Kopf und Herzen anderer aufzuſuchen; und das Vergnügen, wenn wir das, was wir geſucht, gefunden haben; ſollte dieſes alles nicht ein Beweiß ſeyn: daß der Menſch von der Hand der Natur nie verlaſſen werde? Iſt dieſes aber, ſo wollte es der Schöpfer alſo. Und darum dürfen wir nicht zagen, und auf unrechtem Weg zu ſeyn befürchten, wenn wir das Geſetz der Vernunft befolgen, nicht fürchten, den Schöpfer zu beleidigen, oder uns unglücklich zu machen, wenn wir der Dummheit, dem Aberglauben, den

Laſtern und Vorurtheilen entgegen arbeiten, um uns nach dem Beyfall der Vernunft, als welche eben das in uns iſt, weshalb die heilige Schrift den Menſchen ein Bild Gottes nennt, zu derjenigen Vollkommenheit zu erheben, welche uns möglich, und wovon das Ideal zur Nachahmung ſich ſo deutlich in unſerm Geiſt enthüllet, ſobald das Gefühl für das Schöne und Gute, das Verlangen nach Wahrheit in uns lebendig wird.«

Mit dieſen Worten endigte Waldheim einen ſeiner Briefe, und ſetzte noch hinzu: ich hoffe, liebſter Freund! daß Sie mit mir einverſtanden ſind, und in dieſer Hoffnung ſollen Sie nächſtens meine Gedanken über die Bekehrungsſucht unſrer, und aller Völkerſchaften erhalten. In acht Tägen erhielt ich dieſen Brief, welchen ich ohne Abkürzung hier folgen laſſe.

Die Religion iſt bey allen Völkern eine Geiſterlehre geweſen. Durch ſie wurden die Menſchen unterrichtet, welche Geiſter über ihr gegenwärtiges und künftiges Leben zu gebieten hätten, was alſo ihr Wille ſey, daß wir hier thun ſollen, um dort eine glückliche Exiſtenz zu finden. Sie lehrte die guten Geiſter ſich zu Freunden zu machen, und die Böſen zu bekämpfen, oder ſie doch zu beſänftigen, daß ſie uns nicht ſchaden. Dabey öffnet ſie uns das Reich der Geiſter überhaupt und unſer Verhältniß zu denſelben. Sie trägt Geheimniſſe vor, welche wir nicht begreifen können, und erſt dermaleinſt begreifen werden; ſie verſichert, daß nichts gewiſſer ſey, als alle dieſe wunderbaren Dinge; und beſtätigt dieſe Seltſamkeiten durch — Wunder; und zwar mit der Drohung: daß wer dieſes alles, aller Wunder ohngeachtet, nicht glaubt, ein Narr ſeyn müſſe, oder,

falls er dieſes nicht wäre, ewig verlohren und verdammt ſeyn werde.

Erſchrecken Sie nicht, daß ich Religion nenne, was Sie Pfafferey nennen werden; man ſpricht im gemeinen Leben ſo. Das Licht der Vernunft, welches den Weiſen aller Nationen leuchtete, welches Chriſtus für das ganze Menſchengeſchlecht ſo hoch aufſteckte, ohne welches Chriſti Lehre von Gott, und unſern Pflichten, eine Aergerniß und Thorheit noch ſeyn würde; hat noch zu wenig Köpfe erhellet, als daß man nicht die größte Albernheiten den ſchwärzeſten Aberglauben in dem Munde des Pfaffen aller Confeſſionen, Religion zu nennen gewöhnt wird. Indeſſen wollen wir uns freuen, in einem Zeitalter gebohren zu ſeyn, wo ſich das Licht von der Finſterniß merklich geſchieden hat. Wir können noch nicht begehren, daß das Pfaffenthum mit dem jetzt lebenden Pfaffen ausgehen werde, und wahre Religionslehrer an deren Stelle kommen. Weisheit und Religion ſind Pflanzen, welche ſehr langſam wachſen und Blüthen bringen, zumal, wie es ſcheint, auch dieſe Pflanze nie zu gleicher Zeit bey allen Völkern auf der ganzen Erde geſegnete Früchte zu bringen beſtimmt iſt, weil ſie nur bey der Pflege der Vernunft gedeihen kann, und dieſe, wie die Geſchichte lehret, von einer Nation zur andern wandert.

Wenn es Chriſto gelungen wäre, ein wahres Reich Gottes auf Erden zu realiſiren, in welchem man Gott über alles, und ſeinen Nächſten wie ſich ſelbſt liebte, wo jeder ſich beeiferte, weiſe und tugendhaft zu ſeyn, wo Niemand wäre, der nicht gern und willig Gott geben, was Gottes, und dem Kaiſer, was des Kaiſers

iſt, wo denn der Kaiſer auch nicht zu fürchten hätte, daß Jemand in ſeinem Staat ſich unterſtehen werde, ihn zu kränken oder gar zu demüthigen, und ſeiner Majeſtäts-Rechte zu berauben; wenn, ſage ich; aus dieſem Staat ein Eingebohrner ſich in unſer liebes Vaterland begeben würde, um auch fremde Länder kennen zu lernen, und man zeigte ihm einen Prälaten in Pontificalibus, wobey man ihm erklärte, was dieſer Herr, als ein Theil der Cleriſey und der Hierarchie, zu bedeuten habe: ſo würde er nicht gleich begreifen können, wie es zugegangen ſey, daß ſo Etwas, welches ihm gewiß gleich einer Mißgeburt eine Verirrung der Natur ſcheinen würde, habe entſtehen können. Um dieſem Mann aus dem Reich Gottes aus ſeiner Verwunderung zu helfen, müßte man ihn mit der Geſchichte der rohen Völker bekannt machen, und beſonders ihm erklären: wie unter einem großen Haufen beyſammen wohnender uncultivirter, unwiſſender, und dem Thierſtand noch nahe ſtehender Menſchenkinder, ſich einige auszeichnen konnten, von welchen die Prieſterſchaft dieſes Volks entſprungen, und ſich (nach der bey allen Völkern, ſo nicht im Reich Gottes leben, gemachten Erfahrung) auch bey zunehmender Cultur, zum Trutz der Vernunft und der Gottesverehrung im Reich Gottes, unter der Nation ſo erhalte und feſtſetze: daß ſie, wie ein Doppelhaken im Fleiſch, nicht ohne größere Verletzung ausgezogen werden könne, ſondern man es der Natur überlaſſen müſſe, den Haken mit dem Eiter abzuſtoßen.

Würde dieſer Fremdlig aus dem Reich Gottes von mir Belehrung ſuchen, ſo würde ich ihm nichts anders

ſagen können, als ich Ihnen nun zur Prüfung: ob ich Recht oder Unrecht habe? mittheile.

Der nomadiſche Wilde, ſo ſchon geſchickt genug iſt einen Bogen zur Erlegung der Thiere, und Netze oder Angeln zum Fiſchfang zuzubereiten, und ſich eine Hütte von Zweigen mit Erde bedeckt zu erbauen, hat doch eine Vorſtellung von einem Baum, weiß, daß die Sonne wärmt und hell macht, daß der Bär brummt, daß wo er das Brummen hört, auch ein Bär vorhanden ſeyn müſſe, u. dgl., wenn er auch nicht über 3 zählen, oder nicht begreifen kann, daß zwey verſchiedene Dinge eine gemeinſchaftliche Urſache haben können. Kurz er denkt, hat Gefühl, weiß ſeine Vorſtellungen in ſich von den äußern Objecten zu unterſcheiden, und iſt mit Luſt und Schmerz bekannt.

So weit braucht der Menſch nur an Geiſtesfähigkeiten gewachſen zu ſeyn, ſo bemerkt er auch, daß er fühlt, ehe er handelt, daß er die Handlung oder das Werk vorher denkt, ehe er zur Ausführung ſchreitet; und da er ſeine Gefühle und Vorſtellungen von äußern Dingen unterſcheidet, ſo glaubt er auch, daß Etwas in ihm, in ſeinem Körper vorhanden, welches von dem Körper, der ſich nach ſeinem Willen bewegt, unterſchieden, und zwar, weil er es nicht ſehen kann, völlig unſichtbar ſey. Wann er nun weiter bemerkt: daß die Bäume ſich bewegen, die Thiere brüllen, die Sonne wärme, ſo ſchließt er: daß in allen dieſen Dingen Etwas unſichtbares vorhanden ſeyn müſſe, ſo dieſelbe bewege, und auf ihn Eindrücke mache, oder Gefühle errege, welche ihn zuweilen zu Handlungen beſtimmen. So wie er ſich von der äußern Welt umgeben findet, ſo hält er ſich auch mit

der unſichtbaren Welt in Berührung. Indeſſen hat er das Unſichtbare, nur als das Inwendige des Sichtbaren kennen lernen; daher macht er den Schluß, daß wo Etwas Unſichtbares ſich merken ließe, auch Etwas Sichtbares, Körperliches vorhanden ſeyn müſſe. Hört er nun einen unbekannten Ton, fühlt er ſich berührt, empfindet er in einer Höhle eine überraſchende Kühle, ſo ſchreibt er dieſes alles einem verſteckten Ding zu, welches übrigens, wann es ſich würde ſehen laſſen, einen Körper, und alſo auch eine Figur haben müſſe. Bey rohen Völkern, und allen, ſo noch auf einer niedern Cultur des Geiſtes ſtehen, iſt die Einbildung beſonders lebhaft und geſchäftig. Die großen Dichter ſind immer den nachdenkenden ſpeculirenden Geiſtern vorhergegangen, welche letztere unterſuchten, was die erſtern durch ihre Einbildungskraft ſchufen. Die unbekannten Gegenſtände, welche im Wald heulten, in der Luft brauſeten, in der Höhle ſich fühlbar machten, erhalten bey den Wilden, oder rohen Menſchen eine Geſtalt, welche nach dem Gefühl ſo ſie erregten, bald ſchön, bald häßlich ausfiel. Auf dieſe Weiſe theilen die rohen Völker die Welt in ſichtbare und unſichtbare Weſen ein. Beide haben einen Körper und eine Figur. In beiden wohnt Etwas Unſichtbares, Etwas Unſinnliches; und erhalten die unſichtbaren eine größere Wichtigkeit, weil ſogar ihr Körper unſichtbar und verborgen iſt, und die Gefühle ſo ſie erregen, (welches natürlich iſt) ſtärker und bedeutender ſind.

Da ſie ihre Gefühle und die damit verknüpften Vorſtellungen für eine Wirkung äußerer, theils ſichtbarer, theils unſichtbarer Urſachen zu halten gewohnt

ſind ; ſo beurtheilen ſie ihre Träume ebenfalls alſo. Ein Krampf rührt von einem böſen Weſen her, und die Traumbilder ſind Erſcheinungen von Dingen, welche eben ſowohl als das, was ſie wachend ſehen, für äußere Gegenſtände gehalten werden; welches Urtheil bey Menſchen, ſo über das Vermögen der Seele ſich der vergangenen Zeit zu erinnern, und Ideen, Bilder, Vorſtellungen von Begebenheiten, in ſich wieder zu reproduciren, noch im Mindeſten nicht reflectirt haben, nicht anders als alſo ausfallen kann. Mehr als dieſen Glauben, daß nämlich Empfindungen, Vorſtellungen von Dingen und Begebenheiten, ſich alle auf gegenwärtige und abweſende Objecte beziehen, und daher rühren, und zwar ohne Unterſchied der Zeit; mehr als dieſen Glauben, ſage ich, braucht es nicht, um Kinder der Natur auf ein Leben nach dem Tod und auf mächtige Weſen, oder Götter, gute und böſe, zu leiten. Je nachdem die Umgebungen, Sitten, Gebräuche, geweſen, je nachdem bildete ſich die rohe Völkerſchaft ihren guten und böſen Gott, ihre Fortdauer nach dem Tod.

Daß der auch noch ſo rohe Menſch über dergleichen Dinge reflectirt iſt natürlich, und eben ſo gewiß iſt es, daß die Reſultate davon für ihn ein beſonderes Intereſſe haben müſſen. Es iſt demnach, wie auch durch die Berichte der Reiſenden beſtätigt wird, einem rohen Volk ſehr unterhaltend, wenn einer dem andern ſeine Erfahrungen mittheilt, wozu alle Träume und Vorſtellungen eines entfernten Orts gehören. Wer hierüber am beſten raiſonniren kann, wer Talent hat, die einzelne zuſammengetragene Facta in einen Zuſammenhang zu bringen, und alſo ſeinen Brüdern dadurch Gelegen-

heit giebt, ſich in der unſichtbaren Welt eben ſo zu orientiren als in der ſichtbaren, wird für einen großen Mann gehalten, der in das Vergangene und Künftige genau zu ſchauen vermag, der die Geiſter kennt und von dem man ſich Aufſchlüſſe der Geheimniſſe in der Natur verſprechen kann.

Solche wilde Philoſophen werden, was gleichfalls eine natürliche nicht ausbleibende Folge iſt, durch die öftern Aufforderungen, aus der andern Welt und aus dem unſichtbaren Reich dieſer Welt Etwas zu offenbaren, gereizt, über die Gegenſtände der Erfahrung, ſowohl der einzelnen Dinge, als der Begebenheiten nachzugrübeln. Dadurch werden ſie dann wirklich auf Entdeckungen, beſonders bey gehöriger Aufmerkſamkeit, geleitet, und erhalten Kenntniſſe, welche den übrigen verborgen bleiben. — Der große Geiſt erhält allgemeinen Beyfall, denn wer kann ihm widerſprechen, dieſer Beyfall läßt ihn ſelbſt nicht mehr an der Wahrheit, Brauchbarkeit und Nützlichkeit ſeiner Entdeckungen zweifeln, und der Stolz, ſich wegen ſeiner Kenntniß ſo geachtet zu ſehen, iſt ihm ein Sporn immer mehr nachzugrübeln, nachzuforſchen und Experimente zu machen. Auf dieſe Weiſe erhob ſich bey allen Völkerſchaften der erſte Naturkundige und Philoſoph, (ſo armſelig auch beide geweſen ſeyn können) der erſte, ſo ein heilſames Kraut entdeckte, aus dem Reich des Unſichtbaren und der Geiſter zu erzählen wußte u. dgl., zu einem außerordentlichen Anſehen; er ward der erſte Weltweiſe, der erſte Arzt, der erſte Geiſterkundige, Geiſterbanner, der erſte Vertraute der Götter, und nun folglich auch der erſte Prieſter.

Was nunmehr, nachdem ein ſo großer Panſoph auferſtanden war, erfolgen mußte, iſt ſehr leicht zu denken. Die ſichtbaren und unſichtbaren Mächte wurden nach ihren wohlthätigen oder ſchädlichen Wirkungen von einander abgetheilt. Hatte das Volk keine große Einbildungskraft und Kühle des Verſtandes, ſo beſchäftigte man ſich, und vorzüglich die großen Vielwiſſer, mit den ſichtbaren. Sonne, Mond und Sterne wurden Götter. Dann bevölkerte man die Wälder, Berge, Flüſſe, Höhlen, ebenfalls mit Geiſtern. Unter den unſichtbaren, ward der Geiſt, ſo donnert, blitzt, den Wind bläßt, der vorzüglichſte, weil deſſen Macht bey weitem die ſchrecklichſte und unwiderſtehlichſte geweſen. Damit war es nicht genug: man dachte ſich in allen Gegenſtänden, allen Bäumen und Felſen Geiſter. Da die unſichtbaren Geiſter aber nicht abſolut unſichtbar, ſondern nur verſteckt gedacht wurden, ſo war es eine ſehr natürliche Neugierde, die Geſtalt dieſer Geiſter kennen zu lernen. Bey dem Glauben an die Realität aller Bilder der Einbildungskraft und den Erſcheinungen im Schlaf, oder wachenden Zuſtand, fand ſich bald und vorzüglich bey dem großen Prieſter, Gelegenheit, dieſes zu erfahren. Dieſer durfte nur, im Schlaf, ſich mit dem Geiſt, ſo im Wald heult, beſchäftigen, und eine Fantaſie von einem Ding, ſo zwey Beine an einem Schenkel, vier Arme, drey Augen und einen Kuhſchwanz hat, über welchem ein Loch, woraus es brüllt, befindlich iſt, haben; ſo glaubt die ganze Nation, ſo weit des Prieſters Anſehen ſich erſtreckt, an dieſe Geſtalt des Waldgeiſtes. Warum ſollte es auch einem ſo vorzüglichen Seher nicht glauben, der ſelbſt

ſeine Viſionen für Wahrheit hält und noch nicht in Verſuchung gekommen iſt, das Volk durch vorſetzliche Erdichtungen, ſo er ſelbſt nicht glaubt, zu täuſchen. Wo auf ſolche oder ähnliche Weiſe die Geſtalt der Geiſter nicht in Erfahrung gebracht worden, ſchuf man ſich ein Bild von ihnen nach Wahrſcheinlichkeiten. Die Luftgeiſter waren leicht = dünn und hatten Flügel; die Waſſergeiſter einen Fiſchſchwanz, die Berggeiſter waren ſcheußliche Rieſen u. dgl.

In dieſem rohen Verſinnlichungstrieb liegt der Keim aller Hieroglyphik, als man anfing, Begriffe und Ideen zu ſammeln, und die Sprache noch keine Tonzeichen für Empfindungen, Verhältniſſe, Urtheile und andere Handlungen des Verſtandes, neu gefundene Wahrheiten, oder entdeckte Irrthümer hatte.

Die unſichtbaren und ſichtbaren Geiſter oder Weſen, mit welchen der rohe Menſch nicht ſo bald fertig werden konnte, als mit den Thieren und Pflanzen, waren ihm zwar Weltbewohner als er ſelbſt, allein ſie waren ihm theils an Macht überlegen, theils auch ihm, z. B. die Sonne, der Geiſt, ſo durch Regen die Erde befeuchtete, damit die Früchte, (ſo ebenfalls Geſchenke eines Weſens waren) gedeihen könnten, zu nützlich und nothwendig, als daß er nicht, um ſie zu guten Freunden zu erhalten, alles hätte anwenden ſollen. Man brachte ihnen alſo Geſchenke durch Opfer, erfand Feyerlichkeiten, um ihrer vermeinten Eitelkeit, ihrem Stolz zu ſchmeicheln. Man ehrte die guten aus Dankbarkeit, und die böſen aus Furcht, damit ſie nicht ſchaden mögten. Endlich, als das Volk ſich feſte Wohnſitze gewählt, als die Hütten ſich in Häuſer verändert hatten,

erbaute man Tempel und Altäre, auf welchen das Bild der Gottheit als auf einen Thron geſtellt wurde. Wer anders als der ſo von dem Geiſt am beſten unterrichtet war, der alſo am vertrauteſten mit ihm ſeyn konnte, wurde Vorſteher des Tempels; und dieſes war eben der, ſo ich oben als den erſten Philoſophen drr Wilden und ihren erſten Prieſter näher bezeichnet habe. Da die Opfer, ſo man den guten Geiſtern brachte, wie auch die Verwahrungsmittel gegen die Schädlichkeit der böſen nichts anders bezwecken ſollten als den Willen der Geiſter zu lenken, welches durch Schmeicheley geſchah: ſo verfiel man, als man den Geiſtern ihre ſchwache Seite abgemerkt zu haben glaubte, auf andere, und zwar gewaltſame Mittel. Der Wahn lehrte Geiſter bannen, herrufen, wegtreiben; er erfand die Zauberey, oder die Kunſt, gegen die Naturgeſetze Wunder zu thun. Ein ſolcher Wunderthäter, dem ſogar Geiſter, mit welchen er in einem Bund ſtand, gehorchten, konnte vor dem Altar im Tempel nicht anders als ein mehr als gemeines menſchliches Weſen angeſehen werden. Groß war zwar der Sonnengott, aber wenigſtens eben ſo groß war der, auf deſſen Verlangen und Bitten der Sonnengott ſeine Strahlen (wenn auch nicht immer gleich, oder am nämlichen Tag) enthüllen mußte.

Wenn man erwägt, daß bey einem wilden Volk unter den Abergläubigen die Abergläubigſten zu Prieſtern, Jonglunes, Schamanen, (oder wie die geiſterkundige, wunder- und zaubereyverſtändige Obere der Nation Namen haben mögen,) gewählt worden ſind, für deren Kenntniſſe und Anſehen Jedermann großen Reſpect hatte, deren Lehren Niemand bezweifelte und

in deren Kenntniſſe keiner ein Mißtrauen ſetzte: ſo ſollte man glauben, daß das Reich des Aberglaubens nie hätte zerſtört werden können und Niemand gewagt haben würde, anders zu denken, zu glauben, zu handeln, als das Nationalclericat vorſchrieb. Nichts aber, ſelbſt die Sonne mit ihren Planeten, dauert ewig, geſchweige der Aberglaube, mit ſo viel Wurzeln er ſich auch in das Hirn eines Volkes eingeniſtet hat. Hier und da macht einer oder der andere Entdeckungen, ſo ſeinem Glauben widerſprechen, findet Mittel gegen das Fieber oder den Ausſatz, und bedarf des prieſterlichen Arztes nicht mehr, und (was für die Prieſterſchaft am aller nachtheiligſten iſt) denkt ſelbſt und findet ſowohl in der Natur als auch ſeinem Kopf und Herzen ganz andere Reſultate, als er nach der heiligen Lehre des Tempels finden ſollte. Wer nicht ganz unfähig zu denken iſt, und Zeit übrig hat, über die Körper und Geiſter nachzudenken, ſtößt bald hier bald da auf einen Gegenſtand, den er aus einem ihm eignen Geſichtspunkt betrachtet. Der unvertilgbare Trieb ſich einander mitzutheilen, bewirkt: daß ein Jeder ſeine neuen Entdekkungen bekannt macht, wodurch der allgemeine Volksglaube, beſonders durch die Mittheilungen aufmerkſamer Beobachter und zum Denken wohl organiſirter Köpfe, (dergleichen ſich unter den Irokeſen eben ſowohl als in den europäiſchen Völkern in dieſem 19ten Jahrhundert befinden) modificirt, und man den Oberprieſter mit andern Augen anzuſehen und von ſeiner Geiſterweisheit anders als vorher zu urtheilen gewöhnt wird. Nun entſteht zwiſchen der Prieſterſchaft und dem Volk, zwiſchen dem Clericat und der Laienſchaft, (in welche, nur

unter andern Namen, alle Völker der Erde getheilt ſind,) ein Widerſtreit, wobey beide Theile gleich hartnäckige Köpfe zeigen. Die Laien wollen ſich nicht nehmen laſſen, mit ihren eigenen Augen und Ohren zu ſehen und zu hören. Sie halten ihren durch ſich ſelbſt gefundenen Glauben feſt, und können (wenn ſie auch noch ſo viel Vertrauen in die Weisheit des Prieſters ſetzen,) doch nicht glauben: daß ein fauler leuchtender Baum, den ſie mit ihren Händen begriffen haben, ein feueriger Geiſt ſey, wenn gleich der Prieſter das Gegentheil beweißt und für die Exiſtenz des feuerigen Geiſtes hunderttauſend Zeugen aufführt.

Daß die Laienſchaft, welche durch eigene Erfahrungen und Geiſtesthätigkeit anders als der Prieſter vorſchreibt, zu denken gelernt hat, ſich nicht von ihrer Meinung abbringen laſſen will; ſo wie überhaupt eine ſelbſt gefaßte Ueberzeugung eben ſo unüberwindlich, als das Herz unbezwinglich iſt, iſt dadurch erklärbar: weil der Menſch ſeinen Glauben eben ſo liebt und feſthält, als ſeine Sinne, ſein Leben, welches alles ſein Eigenthum iſt. Det Trieb zur Selbſterhaltung iſt in der ganzen Natur unvertilgbar. Durch das Bewußtſeyn werden wir an die Welt, an die Dinge, ſo wir nach unſern Neigungen und für unſere Bedürfniſſe in Beſitz genommen, und auch an unſere Vorſtellungen und Gedanken, welche ſich auf die äußere Dinge beziehen, dermaßen gefeſſelt: daß wir alles dieſes eben ſo heftig als unſer Leben vertheidigen; weil bey den Menſchen Leben und Bewußtſeyn einerley geworden, und es für ihn das nämliche ſeyn würde, wenn man ihn oder die Welt außer ihm vernichten; oder wenn man

ihn von ſeinen Ideen und Begiffen trennen, oder dieſe ihm rauben wollte. Eben ſo verhält es ſich mit dem Prieſter, welcher anfänglich bey einem rohen, noch ganz unmündigen Volk, auch wohl ſelbſt feſt glaubt was er lehret, weil er alles ſelbſt gedacht und erdacht hat, auch wohl bey ſeinem Götter- und Wunderglauben noch nicht Gelegenheit gehabt, einen Irrthum zu bemerken.

Was kann ein ſolcher Schaman, oder wie das geiſtliche Oberhaupt heißen mag, welches durch ſeine Verdienſte um den Geiſter- und Aberglauben zu ſeiner hohen und höchſten Würde empor geſtiegen, bey der Nachricht eines einreißenden Irrglaubens und Unglaubens anders thun, als von Herzen über den in ſein Geiſterreich eindringenden Feind zuerſt zu erſchrecken und ſeinen Schrecken, zum Beweiß der Gefahr, ſo dem Geiſterreich drohe, öffentlich bekannt zu machen; die Irrgläubigen vorzuladen, ihnen ihre Irrthümer vorzuſtellen, zu beweiſen, daß die Sonne eine Gottheit, und nun folglich auch die Gottheit die Sonne ſey, mit dem Zorn dieſer Gottheit drohen, begreiflich zu machen, daß wenn die Sonne nicht wieder käme, alles dunkel ſeyn und bleiben würde u: dgl. Hierdurch macht aber der heilige Mann ſeine Sache nur noch ſchlimmer, denn indem er mit den Irrgläubigen eine offene Fehde anfängt, nehmen andere Theil daran und erlauben ſich zu prüfen: wer Recht oder Unrecht habe? und da finden ſich immer Mehrere, ſo in aller Unterthänigkeit den Gedanken nicht verwerflich finden: daß, ſo groß auch die heilige Perſon des Prieſters ſey, er dech kein Privilegium für zwey Augen im Kopf zu beſitzen habe;

und daß jedes Mutterkind mit Hirn im Kopf ꝛc. ꝛc. gebohren werde, welches man keinem um eines Prieſters und aller ſeiner Geiſter willen herausnehmen könne. Mit der Zeit wird die Sache immer ſchlimmer für die Prieſterſchaft. Die Laien laſſen ſich nicht wehren in der Naturkunde Fortſchritte zu machen, ohnmerklich winden ſie die Heilkunde aus den Händen der Prieſter, üben ſich in Künſten, denken über die Kunſt, einen Staat zu regieren nach, erweitern den Ackerbau und neben dieſem allen unterfangen ſich einige ſogar dem Prieſter in das Handwerk zu pfuſchen, Geiſtergeſchichten zu offenbaren und eben ſo geſchickte Zauberer und Hexenmeiſter zu werden, als die heilige Prieſter-Kaſte nur aufweiſen kann.

Während die Prieſterkünſte und Prieſterweisheit ſo profanirt werden, ſiehet der Hierophant nicht allein ſeine ganze geheime Wiſſenſchaft, ſondern auch ſein Anſehen, ſeine Macht und Gewalt geſtört und muß befürchten: daß, wenn dem Unfug nicht geſteuert wird, ſeine ganze Exiſtenz zerſtört werden würde; gegen welchen Gedanken, nach dem was ich eben hierüber bemerkte, ſich ſeine ganze Seele empören muß. Was nun zu thun? Es bleibt dem Oberprieſter nebſt ſeinen Gehülfen majorum et minorum ordinum nichts anders übrig, als ſich für ſeinen Glauben, das Geiſterreich und die geheime Wiſſenſchaft aufzuopfern und ein Märtirer zu werden; falls nämlich er ſeine Ueberzeugung von dem Geiſterreich und der Wahrheit ſeines Glaubens oder Aberglaubens nicht verlohren hat. Indeſſen hat man kein Beyſpiel, daß ein Befehlshaber eines Tempels, um der Vernunft der Laienſchaft willen ein freywilliges Opfer durch ruhige

Reſignation auf einen Theil ſeiner Exiſtenz gebracht habe. Wo mag das herkommen? — Nach meiner, übrigens unzielſetzlichen Meinung iſt es wohl nicht möglich, daß ein Prieſter bey den Fortſchritten des Verſtandes und der Vernunft der Laienſchaft nicht ſollte hier und da gefunden haben, daß die Wahrheit nicht auf ſeiner Seite ſey. Er kann ſich demnach mit dem Gedanken: die Wahrheit, welche er erkenne, werde am Ende noch einen vollkommenen Sieg erhalten, nicht mehr recht tröſten, um dem Spiel ruhig zuzuſehen. Dabey fühlt er ſeinen Stolz beleidigt und müßte er kein Menſchenkind ſeyn, wenn ihn die Herrſchſucht, bey der Gefahr ſeine Macht und Einfluß auf das Volk, ſo er durch Meinungen, Aberglauben und Geiſtergeſchichten regiert hatte, zu verlieren; nicht jede Nerve reizte, um alle Mittel anzuwenden, ſein Reich zu behalten und ſeinen Glauben gegen die Laienſchaft zu behaupten. Vorurtheile, Aberglaube, (ſo viel im Kopf des Prieſters als vermeinte und von ihm wirklich geglaubte Wahrheit ſich noch vorfindet,) Stolz und Herrſchſucht vereinigen ſich nun, um Maaßregeln zu ergreifen, den wahren Glauben der Kirche (denn auch dem Wilden iſt die verſammelte Menge um ihren Götzen, dem der Prieſter das Maul mit Hundsfett beſtreicht, eben ſowohl Kirche, als die Diöces eines europäiſchen Prälaten) und durch dieſen ihre Exiſtenz, Anſehen und Herrſchaft zu erhalten.

Das erſte was jede Prieſterſchaft, ſo viel bekannt und daraus zu ſchließen iſt, ſeit Erſchaffung der Welt bis auf dieſen Augenblick zu ihrer Lebensrettung gegen

die vermaledeyte voreilige Vernunft der Laienſchaft, angewendet hat, war der Kunſtgriff: ihre Sache zur Sache der Gottheiten und mächtigen Geiſter zu machen. Hierbey zeigt ſich nun Unvernunft und Aberglaube, vereinigt mit Stolz, Herrſchſucht und andern Leidenſchaften in voller Größe. Um ſich nur noch ein wenig als ein vernünftiger Menſch dabey zu zeigen; um nicht als ein boshaftes, reißendes, dummes Thier zu erſcheinen, (welches bey der Laienſchaft, die für Freyheit des Geiſtes und Vernunft ein unvertilgbares Gefühl behält, Abſcheu erregen muß;) ſtellt der leidenſchaftliche, die Vernunft mit Füßen tretende Clericus dem Volk vor: es ſey nichts nöthiger dem Menſchen als die Religion und Gottesverehrung; von ſeinem ſittlichen und religiöſen Lebenswandel hänge deſſen ewiges Wohl und Wehe ab, es ſey des Menſchen höchſte Pflicht, die Gottheit zu lieben, deren Geſetze zu erfüllen, Tugend und Religion ſo viel als möglich zu verbreiten und alles zu thun, was Gott angenehm ſeyn könne u. dgl. Gegen dieſe Pflichten läßt ſich nun nichts ſagen und die Clerici nebſt ihren blinden Anhängern würden die vortrefflichſten Menſchen ſeyn, würden den Namen Engel verdienen, wenn ſie den wahren Begriffen von Gott, als dem höchſten moraliſchen Weſen gemäß handelten und die Gottheit nach den Begriffen der vollkommenſten Moralität darſtellten. Statt deſſen aber wird die Gottheit als ein leidenſchaftliches Weſen, mit allen Mängeln eines erſt zur Vollkommenheit wachſenden Menſchen perſonificirt, kurz: aus dem höchſten vollkommenſten Geiſt wird ein Götze, welchen man ohnmöglich nach Chriſti Lehre im Geiſt und in der Wahrheit anbeten

kann, ſobald man über den von den Pfaffen gepredigten Gott ſeine Vernunft befragt.

Gott über alles und den Nächſteu wie ſich ſelbſt lieben, iſt wahrlich das erſte und höchſte Gebot. Daraus folgt: daß ein Jeder Gott ſich nicht anders als liebenswürdig denken müſſe, und nichts ihm andenken dürfe, was ſogar den unvollkommenen Menſchen häßlich macht; daß man durch Tugend und Gottesfurcht das Reich Gottes auf Erden verbreiten müſſe, ohne Gottes Rathſchlüſſe zu critiſiren, oder ihm einen Regierungsplan des Univerſums vorzulegen, als welches eine Art von Verrücktheit anzeigt; daß man den, ſo auf Irrwege gerathen, aus Liebe auf den Weg der Tugend zurückbringe, ohne ihn zu haſſen, wohl gar zu verfluchen oder die Gottheit, deren Liebe und Barmherzigkeit unendlich iſt, zur Rache über den Uebelthäter aufzufordern und den moraliſch Unglücklichen einſtweilen, bis er in die ewige Verdammniß kommt, zu haſſen, verfolgen, und wohl gar mit Exil, Schwerd, Feuer und den Tod im Waſſer — zur Ehre Gottes — zu beſtrafen. Den, ſo Gott über alles und ſeinen Nächſten wie ſich ſelbſt liebt, müſſen ſolche Schandthaten empören; und iſt kein Wunder, wenn der, ſo mit dem Geiſt der Lehre Chriſti vertraut geworden, in der erſten Hitze die meiſten Cleriker verabſcheut und von der Gottesverehrung, welcher ſie vorſtehen, nichts wiſſen will. Das Fundament, worauf die Prieſterſchaft ihr deſpotiſches Reich der Dummheit und des Aberglaubens, unter dem Schein zu Gottes Ehre ausführt, iſt: die dem Menſchen noch zu ſehr anhängende Unvollkommenheit, gegen ſeinen Bruder ſo mit ihm an Gedanken und Urtheilen nicht

übereinſtimmt, eine gewiſſe Abneigung zu verſpüren. Was der Sympathie der Herzen im Weg noch ſtehet, wird, ſtatt es aus dem Weg ſo viel als möglich zu räumen, in eine leidenſchaftliche Antipathie vergrößert. Man muß die Menſchen ſo an uns glauben, uns für Heilige halten, unſere Herrſchaft als von Gott befohlen, anerkennen; andere, ſo anders glauben, anders denken, oder wohl gar ihre Vernunft vorzüglich gebrauchen, haſſen lehren: iſt die Grundmaxime des Pfaffenthums und Pfaffenregiments. Iſt das Herz gegen die Stimme der Menſchheit taub genug, dann ſind auch der Vernunft Feſſeln angelegt, und der oberſte Hierarch nebſt ſeinen Mitregenten ſitzen auf ihren Thronen und beherrſchen ihre Sclaven. So wie jeder weltliche Regent für die Erhaltung ſeines Staats und ſeiner Regierung ſorgt, ſo bemüht ſich der geiſtliche Regent in allen Theilen der Erde ſeinen Thron zu befeſtigen und die Grenzen ſeiner Herrſchaft zu erweitern. Die Maximen der geiſtlichen Politik ſind im Grund überall die nämlichen, nur wird bald dieſe bald jene, hier oder dort brauchbarer befunden. In der lieben Chriſtenheit iſt die geiſtliche Regierungskunſt, worüber ich Ihnen beſonders meine Bemerkungen mittheilen werde, vorzüglich erlernt, und mit Erfolg ausgeübt worden. Alle Pfaffen außer der Chriſtenheit können von den meiſten chriſtlichen Biſchöffen und der ihnen untergeordneten Cleriſey etwas lernen. Die vornehmſien Maximen, nach welchen ſie in majorem hierarchiæ glorium das geiſtliche Staatsruder lenken, herrſchen und ihre Herrſchſucht erweitern, ſind folgende:

1) ſich zum Mittelpunkt zu ſetzen, von welchem alle

Kenntniſſe und Glaubenslehren ausgehen. Die Laienſchaft ſoll nur glauben und wiſſen, was dem Clero beliebt.

2) Sich für untrüglich halten zu laſſen. Die Laienſchaft ſoll ſich nicht getrauen, ſich mit dem Clericat zu vergleichen, wer beſſer, kenntnißreicher und vernünftiger wäre.

3) Das Glauben zu vertheidigen und es dem Wiſſen vorzuziehen, damit der Prüfungsgeiſt zurückgehalten werde.

4) Dem Glauben ohne Gründe, blos auf das Wort des Herrn über die Geiſter für ein untrügliches Mittel zur Seeligkeit anzupreiſen.

5) Alle anders Glaubende, alſo auch alle andere Religionen für falſch, unrichtig, gefährlich und verdammlich zu erklären und ſich für die allein ſeeligmachende Kirche zu halten.

6) Die Gemüther zu ſtimmen daß, wenn ſie ja forſchen ſollten, ſie die Geſchichte des Aberglaubens und des Fanatismus, für die Geſchichte der Wahrheit annehmen. Der von der Geſchichte aufbewahrte alte Aberglauben, ſoll den gegenwärtigen beſtätigen.

7) Alle Verbindungen heller Köpfe zu zerſtören und aufgeklärte Männer ihren Fürſten verdächtig zu machen.

8) Ihr Reich mit Gewalt zu halten gegen die Ungläubigen in majorem Dei glorium zu wüthen; wann aber dieſes nicht wohl practicabel ſeyn könnte;

9) Die Gemeinde des Herrn durch Bekehrungen zu

vergrößern und wenn auch die auf irdiſche Weis-
heit ſtolze Vernunft ſelbſt zerſtört werden ſollte.
Unter allen dieſen Maximen iſt mir die letztere die abſcheulichſte. Die 8 erſtern hemmen nur die Vernunft, binden nur den nach Freyheit ringenden Geiſt, aber die letzte zerſtört denſelben, wann die ſchon entwickelte Vernunft wieder in die frühere Bindungen dabey zurückgepreßt wird. Wenn der Fanatiker noch ſo ſehr wüthet, ſo hüllt ſich die Vernunft in ſich ſelbſt ein und ſchweigt, wenn aber der einmal Vernünftige zum Aberglauben übergeht, wenn der Freye ſich in Feſſeln wieder wohlgefällt, dann müſſen die Geſetze, nach welchen der Geiſt reift, zerſtört, und der Vernünftige muß ein Narr werden.

Maibachs Bekehrungs-Geſchichte iſt ein Beleg zu dieſer pſychologiſchen Wahrheit. Ich ſchicke Ihnen in dem anliegenden Faſcikel die Briefe, ſo mir mein Freund, der Legations-Secretair Hofmaier, darüber geſchrieben. Wenn Sie dieſe nebſt der Apologie, ſo der Doctor Hermann wegen ſeines Uebertritts von der katholiſchen Kirche zur proteſtantiſchen ſich ſelbſt gehalten, und die ich von dem Herrn von Thurnhauſen mitgetheilt erhielt, leſen wollen: werden Sie meine Behauptungen beſtätigt finden.

Der Legations-Secretair Hofmaier an den Grafen von Waldheim.

Erſtes Schreiben.

Maibach, oder von Maibach, weil deſſen Vater ſeiner Verdienſte wegen wenige Jahre vor ſeinem Tod nobiliſirt wurde, war der Sohn eines gelehrten, vernünftigen, helldenkenden Vaters, und einer Mutter, welcher man, einige Schwachheiten ihres Geſchlechts abgerechnet, einen geſunden Verſtand nicht abſprechen konnte. Um ſo wunderbarer alſo iſt ſeine Verrückung, ſo ſich ſchon in früheren Jahren ankündigte und alſo kein Erbfehler, wie die leidige Erbſünde, zu ſeyn ſcheint.

Der junge Maibach zeigte früh ſehr viele Talente, und da der Vater an ſeiner Bildung nichts vernachläſſigte, um ihn zu einem Gelehrten zu erziehen; der Sohn auch Merkmale eines noch unentwickelten Genies verrieth, auch an Künſten Geſchmack fand: ſo ward er nicht allein von ſeinem Vater, ſondern auch ſeinen Lehrern, für einen viel verſprechenden Jüngling gehalten, der ein großer Mann dereinſt werden würde.

Gegen das 18te Jahr, alſo bey der Periode wo ſich das Geſchlecht vollkommen entwickelte, ließ Maibach Spuren aufkeimender Selbſtliebe bemerken, putzte ſich emſig wenn er in eine gebildete Geſellſchaft gehen ſollte, gieng aber auch wieder zuweilen wie ein Incroyable herum, wenn er im Cirkel junger Leute Aufmerkſamkeit auf ſich erregen wollte. Auch fing er an einen

abſprechenden Ton anzunehmen und ſprach ſogar klein von einigen ſeiner Lehrer. Auf der Akademie zu ***, welche viele große Männer in allen Fächern der Fakultäten beſaß, fand der Dünkel des jungen Egoiſten einen Widerſtand. Er fühlte, daß er ſich mit dieſen großen Geiſtern nicht vergleichen dürfe, doch ſuchte er ihre Geſellſchaft, weil er ſich ſchmeichelte, ihnen dereinſt gleich werden zu können. Dieſe großen Gelehrten konnten aber mit dem jungen Studenten doch nicht mehr ſprechen als ſie glaubten, daß er zu begreifen vermöge; daher kam es, daß er ſich bald eben ſo mit den Wiſſenſchaften vertraut hielt, als ſeine alten Lehrer. Der Gedanke: daß in dieſen Köpfen die Wiſſenſchaften reifer als in dem ſeinigen ſeyen; fiel ihm nicht ein. Er glaubte, jenen an Geiſt gleich zu ſeyn, ja ſogar zuweilen Vorzüge in ſich zu bemerken, und daß ihm nur die leicht zu erhaltende Buchkenntniß fehle, um ihnen gleich zu werden. Sein Dünkel war nicht ſowohl alles zu wiſſen, ſondern was er wußte, beſſer zu wiſſen. Daher hielt er nicht der Mühe werth, ſeinen Verſtand, Vernunft und ſeine Urtheile mit denen anderer zu vergleichen; er war ein Egoiſt und kannte kein größeres Vergnügen, als ſich mit ſeinen eigenen Ideen zu beſchäftigen und von allem, was andere gedacht haben, abzuſehen. Zum Unglück für ihn hielten viele dieſe Eigenliebe für ein Zeichen des Genies und der Originalität, wodurch er ſogar ſich ſehr wohlgefiel, wenn er zuweilen den Sonderling ſpielen konnte.

Maibachs Egoismus war das erſte Zeichen ſeiner Narrheit, welche bis zum Wahnſinn zunahm. Glauben Sie mir, liebſter Freund! der Egoismus iſt ein

ſicheres Kennzeichen, wenn bey einem Menſchen es im Oberhaus ſpucken will. Wenn auch nicht alle Egoiſten Narren und Wahnſinnige werden, ſo iſt die Selbſtliebe doch der erſte Anfang dazu und verräth immer einen krankhaften Zuſtand der Seele. Maibach hatte viel Sinn für ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften, wie auch Talente und Neigung zur ſpeculativen Philoſophie. Er lernte über Malerey, Bildhauerkunſt ziemlich richtig urtheilen und konnte ſich vor einem ſchönen Gemälde mit Vergnügen unterhalten. Der Geſchmack am Schönen blieb auch lange noch, als ſeine Speculationen und ſelbſtgeſchaffene Fantaſien ihm den Kopf verrückt hatten. Eine verzeichnete Figur, ein ſchlechtes Colorit war ihm zuwider, aber an einer Paradoxie konnte er ſich ergötzen. Daher waren Trugſchlüſſe zu machen eine Unterhaltung für ihn, eben ſo als Räthſel eine Unterhaltung für eine Geſellſchaft munterer junger Leute ſind. Eines Tages war er bey dem Profeſſor L. in einer Geſellſchaft, in welcher von Syllogismen und Paraſyllogismen geſprochen wurde. Zufälligerweiſe lag die Wielandiſche Ueberſetzung von Lucians Werken und zwar der erſte Band auf einem Tiſchchen, welches Buch L. unwillkührlich in die Hand nahm und bey pagina 342 aufſchlug. Hier, ſagte L., finde ich zufällig auch einen Beweiß, welche große Liebhaber die Alten von Verirſchlüſſen, wie ſie Wieland nannte, geweſen waren; und las aus der an dem angeführten Ort befindlichen Note Wielands, folgenden Verirſchluß vor:

»Ein Philoſoph ſagt zu einem Bauer, der im Be»griff iſt ſein Korn zu ſchneiden: ich will dir beweiſen, »daß du dein Korn nicht ſchneiden wirſt und was noch

»mehr iſt, daß es gar nicht möglich iſt, daß du es je»mals ſchneideſt. — Den Beweiß mögte ich wohl hören »ſagt der Bauer. — So merke auf, ſpricht der Philo»ſoph. Du wirſt dein Korn entweder ſchneiden oder »nicht ſchneiden; nicht wahr? — B. Eins von beiden, »Ja! — Im erſten Fall, (wenn du ſchneiden wirſt,) »wirſt du alſo nicht entweder ſchneiden oder nicht ſchnei»den, ſondern du wirſt ſchneiden. — B. Das iſt klar. »— Im andern Fall (wenn du nicht ſchneiden willſt) »wirſt du ebenfalls nicht entweder ſchneiden oder nicht »ſchneiden. — B. Verſteht ſich! — Alſo iſt nicht wahr, »daß du entweder ſchneiden oder nicht ſchneiden wirſt, »ſondern du kannſt gar nicht ſchneiden.«

Nun was dünkt Ihnen von dieſer Weisheit? ſprach L., zu unſerm Maibach: hat es nicht eben ſo verſchrobene Köpfe unter den alten bärtigen Philoſophen gegeben, als heut zu Tag unter unſern unbärtigen?

Verſchroben mögte ich dieſe Philoſophen doch nicht nennen, antwortete Maibach; denn daß dieſes Scherz geweſen, iſt offenbar; und hat ein ſolcher Scherz doch den ernſthaften Vorzug, daß er ein Scherz des Verſtandes iſt, der den witzigen und ſatyriſchen Philoſophen nicht zu Gebot ſteht. — L. lächelte, antwortete aber nicht weiter, ſondern legte das Buch hin und fing von einem ganz andern Gegenſtand zu discouriren an.

Dieſe Anecdote hat mir Profeſſor L. als ich ihn vor einigen Jahren kurz nach Maibachs Uebertritt zur katholiſchen Kirche bey meiner Reiſe durch *** beſuchte und ihm ſeine und ſeiner Frau Religionsveränderung erzählte, ſelbſt mitgetheilt. Er äußerte ſich auch damals ſchon: daß er auf die Feſtigkeit und Richtigkeit

des Verſtandes Maibachs nie viel vertraut und ſolche ſehr bezweifelt habe, beſonders da deſſen Briefe, ſo er zuweilen, bis er katholiſch geworden, an L. geſchrieben, immer mehr verrathen hätten: daß er, Maibach, mit ſeinem Verſtand mehr geſpielt als ihn benutzt habe und eine auffallende Schwäche deſſelben in ſeinen gelehrten Schreiben hervorgeleuchtet. Unter andern beklagte Maibach in einem der letztern: daß er bey Auflöſung eines Problems ſich mehr als ehemals anſtrengen müſſe und ihm der Trug eines Schluſſes nicht mehr ſo ſchnell in die Augen falle. Auch theile er dem Profeſſor L einen noch anf der Akademie gemachten Vexirſchluß mit, ſo er unter ſeinen Papieren wieder aufgefunden, und erſuchte denſelben, ihm doch ſeine Meinung zu ſagen: woher es wohl komme, daß er die größte Anſtrengung den von ihm ſelbſt verſteckten Trug nicht wieder finden könne? Maibachs Sorites und Vexirſchluß, ſo L. mir mitgetheilt, iſt dieſer:

»Entweder biſt du auf der Erde, oder an irgend einem andern Ort.

»Biſt du an irgend einem andern Ort, ſo biſt du nicht auf der Erde.

»Biſt du nicht auf der Erde, ſo iſt auch nicht wahr, daß du auf der Erde biſt, ſondern wahr iſt: daß du auf der Erde nicht biſt.

»Wollte man nun annehmen, oder behaupten: daß du auf der Erde nicht ſeyeſt, ſo iſt dieſes nicht wahr, denn wahr iſt das Gegentheil von dem, daß du nicht auf der Erde biſt.

»Das Gegentheil von auf der Erde nicht ſeyn iſt aber: ſich auf der Erde wirklich zu befinden.

»Wenn du alſo an irgend einem Ort außer der Erde ſeyn ſollteſt, ſo iſt dieſes nicht wahr: denn du biſt auf der Erde.

»Geſetzt aber ich ſage: du ſeyeſt auf der Erde! ſo gilt das was vorhin von der Erde demonſtrirt worden, nun von jedem andern Ort; und du befindeſt dich nicht auf der Erde, ſondern an jedem andern Ort.

»Da nun wahr iſt, daß wenn du wirklich exiſtirſt und du auf der Erde biſt, dich an jedem andern aufhälſt; — und wann du an jedem andern Ort außer der Erde dich befindeſt, doch auf der Erde vorhanden biſt, ſo iſt auch wahr, daß du an allen Orten in der Welt zugleich biſt.

»Dieſes iſt nun möglich oder unmöglich.

»Sage ich: es iſt möglich! ſo iſt die Möglichkeit nicht möglich, denn es iſt unmöglich, daß du an zwey Orten zu gleicher Zeit vorhanden biſt.

»Dieſe Unmöglichkeit iſt aber nur ſcheinbar.

»Wollte man behaupten: es ſey unmöglich! ſo kann dieſe Unmöglichkeit nur dadurch dargethan werden, daß bewieſen wird: du ſeyeſt gar nicht vorhanden, weil, ſobald ich deine Exiſtenz annehme, auch aus dem vorbeſagten erhellet: daß du auf der Erde und an jedem andern Ort zugleich exiſtirſt.

»Weil du aber wirklich auf der Erde erſcheinſt und deine Erſcheinung eine wirkliche und keine ſcheinbare Erſcheinung iſt: ſo iſt dein Daſeyn eine Exiſtenz, welche, wenn ſie wirklich und nicht blos mög-

lich gedacht wird, eine Unmöglichkeit voraus-
ſetzt, welche eintritt, ſobald du wirklich biſt.

»Denke ich dagegen deine Exiſtenz blos möglich:
ſo iſt deine wirkliche Exiſtenz eine mögliche
Unmöglichkeit.

»Und alſo giebt es eine mögliche Möglichkeit und
eine mögliche Unmöglichkeit. Einfolglich auch;
eine unmögliche Unmöglichkeit und eine un-
mögliche Möglichkeit.

Maibach hielt die Syllogismen für ein untrügliches Mittel, die Wahrheit zu erkennen. Seine Logik war ihm gleichſam eine Stimme eines untrüglichen Orakels. Daher ſuchte er alles in eine logiſche Form zu bringen und hielt die Gegenſtände ſeiner Erkenntniß vorzüglich um der logiſchen Form willen für wahr, ohne deren Inhalt nach dem Beyfall der Vernunft gehörig zu würdigen. Er glaubte, daß der Menſch alles begreifen könne; und was unbegreiflich wäre, ſey entweder falſch und unwahr, oder gehöre in die Categorie der Wunder. Die Trugſchlüſſe waren ihm deshalb nicht ſowohl Unſinn als vielmehr Zweifel gegen eine verſteckte Wahrheit: daher er vernünftig zu handeln glaubte: wenn er alles verſuchte, die einander widerſprechendſten Begriffe mit einander zu vereinigen.

Wie es mit Maibachs Philoſophie ausgeſehen, können Sie, wertheſter Freund, ſchon aus dieſem Wenigen beurtheilen. Er gefiel ſich wenn er im Dunkeln wühlen konnte, im Hellen fand er keinen großen Reiz, ſeinem Geiſt Unterhaltung zu verſchaffen. Er grübelte gern um zu grübeln, und da er von gelehrten Dingen, von Künſten und Wiſſenſchaften viel zu reden wußte,

ſo ward er für ein ſeltenes Genie gehalten; wodurch ſein Egoismus, ſein Wahn alle Vernunft beynah allein zu beſitzen und mit andern ſich zu vergleichen entbehren zu können, ſo in ihm wurzelte: daß er ſich ſelbſt für ein Criterium der Wahrheit hielt. Eine geometriſche Demonſtration war bey ihm um ſo evidenter, als er ſich ihrer bewüßt war. In ihm lag das Urtheil, ohne daß er es wußte: daß ein Gott iſt; daß in einem Triangel nicht mehr als ein rechter oder ſtumpfer Winkel ſeyn kann, iſt wahr; und um ſo mehr wahr: weil ich Friedrich von Maibach es für wahr halte.

Hofmaier an von Waldheim.

Zweytes Schreiben.

Bey ſo manchen geheimen Geiſtesſchwächen kam Maibach als ein vielverſprechender Mann von Akademien zurück. Sein beweglicher Geiſt gab ihm die Außenſeite eines fröhlichen, muntern Menſchen; und weil er gern grübelte, alſo bey Männern von aufzulöſenden Aufgaben ſprach: ſo wurde er als ein ſehr gelehrter Mann geſchätzt, welcher Ruf dadurch vergrößert wurde, daß ſeine Neigung zum Grübeln ihn oft von ſolchen Dingen reden ließ, worauf viele noch keine Aufmerkſamkeit verwendet hatten. Man glaubte deshalb, daß er mehr wiſſe als ſehr viele andere, und hielt ihn für einen großen Denker, weil er gewöhnlich da ein lebhaf-

tes Intereſſe an der Unterredung nahm, wo man ſich von Auflöſungen eines Problems, von nicht genug bekannten Dingen unterhielt, wobey alſo jeder Freyheit hatte, ſeine eigne Anſichten mitzutheilen. Niemand glaubte, daß ſeine Wißbegierde, ſein Studiren mehr unſeliges Bemühen Geheimniſſe aufzufinden als Dunkelheiten aufzuhellen ſey. Einſtmal war die Rede von Hexen und Geſpenſtern, wobey Maibach ſich zwar laut und auch conſequent über den alten Aberglauben an dieſe Unholden äußerte, am Ende aber doch als das Reſultat ſeiner Urtheile den Gedanken fallen ließ: daß man hier, wie gewöhnlich überall, die Linie nicht ſcharf genug gezogen habe, und daß das was man Hexen und Geſpenſter nenne, aber kein Unding ſey. Auf die Frage: ob er dann Hexen und Geſpenſter glaube? antwortete er mit einem etwas zaghaften Ton: das wohl nicht! aber ich glaube, daß der denkende Menſch ſich zu einem Princip machen müſſe: nichts in der Welt gerade hin als Trug und Aberglauben zu verwerfen. Einer aus der Geſellſchaft fand dieſe Maxime eines Leſſings würdig, aber der alte Rector des Lycäums, ſo auch zugegen war und nie recht das junge Genie loben wollte, ſo ſehr er übrigens auch Maibachs Freund war, antwortete: nur nicht in das Dunkele! Ein anderer, der nicht zur Zunft der Gelehrten gehörte, ein wegen ſeines natürlichen, geſunden Verſtandes und treffenden Witzes ſehr geachteter Handwerker und Mitglied des Stadtraths äußerte auf die Frage: wie ihm Maibach gefiele? Es iſt ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen einem gelehrten und einem geſcheuten Mann!

Die Liebe Maibachs zur Myſtik war der Beweg-

grund, daß er ſich in der Loge zu *** zum Freymaurer aufnehmen ließ. Man glaubte ein Mitglied aufgenommen zu haben, wozu die Loge ſich Glück wünſchen könne; und wurde er auch ſeiner ihm angedachten Verdienſte halben nach Ablauf eines Monats ſchon zum zweyten Grad befördert, welcher Einheimiſchen erſt nach einem halben Jahr ertheilt wird. Wie es ihm in der Loge gefallen und was er von der Freymaurerey geurtheilt, erhellet aus einem an einen Bruder gerichtetes Schreiben, ſo ich Ihnen hier mittheile.

»So angenehm mir es iſt ein Maurer zu »ſeyn, ſo kann ich doch nicht ſagen, daß mir an »der Maurerey genügt. Die Stunde meiner Aufnahme war mir die wichtigſte und wird mir, gewiſſer Ideen wegen, ſo mich dazumal belebten, »unvergeßlich bleiben. Die impoſante Vorbereitung, die Finſterniß, die Erwartung was ich ſehen werde, wenn die Binde fällt, — dieſes waren Momente wo manches Saamenkorn ausgeſtreut worden, das in meinem Geiſt und Herzen »gekeimt iſt. — Aber ich fand mich nicht befriedigt, als die Loge geſchloſſen wurde; ich erwartete »beſtändig noch Etwas mehreres. Was ſoll ich »aus den Hieroglyphen machen, ſo die Hieroglyphen der Alten, beſonders der Aegyptier weit »hinter ſich zurücklaſſen! Und das Reſultat von »allem: Lerne dich ſelbſt, lerne die Welt kennen! »Sey ein Chriſt, ein getreuer Bürger und Unterthan! finde im Wohlthun deine Glückſeligkeit! »und dergleichen mehr: — was bin ich dadurch, »daß man mir dieſes geſagt hat, beſſer und ein-

»ſichtsvoller geworden? Weiß nicht dieſes ein jeder »gebildete Mann ohne Maurer zu ſeyn? Man »hat mir zwar zu beherzigen gegeben: daß die freye »und freywillige Vereinigung der Menſchen zu mo- »raliſchen Zwecken, wie die Maurer ſich vorſtecken, »eine wichtige Begebenheit für die Menſchheit ſey, »daß eben dadurch ſich offenbare: der Trieb zur »Tugend, zur Humanität ſey dem Menſchen vom »Schöpfer angebohren und keine Macht, keine »Tyranney könne dieſen Trieb in unſerm Geiſt und »Herzen unterdrücken; es müſſe demnach jedem »weiſen und tugendhaften Menſchen höchſt erfreu- »lich ſeyn, wenn er ſich durch die Exiſtenz einer »ſolchen Geſellſchaft überzeuge: Wahrheit, Weis- »heit und Tugend ſey kein leerer Traum. Alles »gut! lieber Bruder! ich ſtimme ganz bey: nur »aber finde ich nicht, daß man Weisheit, Wahr- »heit und Tugend in den Logen ſo behandelt, wie »ſie behandelt werden müſſen, wenn ſie Myſterien »ſeyn ſollen. Hat der Meiſter vom Stuhl mir nur »eine Linie breit den Schleyer höher gelüftet, der »die Wahrheit umhüllt? Alles was ich gehört und »geſehen, war ſo natürlich und deshalb ſo kühl, »daß ich mich nach Wärme ſehne. — Demohnge- »achtet aber werde ich den Bund lieben, weil ich »glaube, daß der Schurke allda am wenigſten ein »Schurke ſeyn kann; übrigens werde ich ein treuer »Bürger ſeyn und bleiben, Gott durch die Reli- »gion kennen lernen und durch die Phyſik und »Chemie nähere Aufſchlüſſe in das wundervolle »Reich der Natur zu erhalten ſuchen! — Liebſter

»Bruder! alles in der Welt iſt wunderbar. Die »Natur iſt ein Wunder, und die wahren und ei»gentlichen Wunder waren und müſſen Wunder der »Wunder ſeyn. Sind wir geſchaffen zu erkennen »und Offenbarungen zu erhalten, ſo haben wir »nichts anders als Aufſchlüſſe über Wunder zu er»warten. — Sehen Sie, liebſter Bruder! warum »mir ohnmöglich die Maurerey genügen konnte, »welche ich jedoch ſtandhaft ewig lieben und gegen »alle boshafte Anfechtungen, gegen nachtheilige »Reden um ſo vieler rechtſchaffenen Brüder willen »vertheidigen werde. Sollte der Meiſtergrad mir »mehr ſeyn, als die beiden erſtern, ſo werde ich »einer der erſten Arbeiter zu ſeyn mich bemühen. »So viel ich davon ahnden kann, iſt er vollkom»men geſchickt, ein Myſterium zu ſeyn. Vielleicht »finde ich allda Etwas, wo ich es nicht geſucht habe.«

Von dieſer Zeit an beſchäftigte ſich auch Maibach mit Phyſik und Chemie, und ſeine vertrauten Freunde wollen auch eine ſtrengere religiöſe Denkungsart an ihm bemerkt haben. In einer Geſellſchaft ward über die Verdienſte Luthers geſprochen, wo einer der Anweſenden die Strenge und Hitze des Reformators tadelte, mit welcher er die päbſtliche Bulle verbrannte. Schnell erwiederte Maibach: »ob Luthers Hitze in foro ex»terno zu tadeln ſey? will ich nicht entſcheiden: aber »jeder Proteſtant iſt ſchuldig, alles was der große Mann »gethan hat, zu ehren. Ihn trieb ein höherer Geiſt, »als wir glauben können. Hier ſtehe ich! ſprach er »vor Kaiſer und Reich, ich kann nicht weiter! Gott »helfe mir! Amen! — Mir erregen dieſe Worte ſtets

»einen Schauder, wenn ich mir den Luther vor ſeinem »Kaiſer ſtehend denke.« — Von dieſer Zeit an hing Luthers Bildniß, welches zuvor das Schlafzimmer einer Tante geziert, in ſeinem grau tapezierten Muſäo.

Hofmaier an von Waldheim.

Drittes Schreiben.

Ehe ich zu einer merkwürdigen Epoche in dem Leben Maibachs komme, muß ich Ihnen noch Etwas von ihm als Freymaurer mittheilen.

Maibach erhielt einen Beſuch von zwey Brüdern, ſo ihn im Namen der Loge baten: ſich nicht zu lang von ſeinen Brüdern entfernt zu halten. Er beſuchte auch die Logen fleißiger und ließ ſich zu dem Meiſtergrad befördern. Am andern Tag nach ſeiner Beförderung ging er zum Meiſter vom Stuhl, gab ihm die Hand und ſagte: Schön! im Dunkel leuchtet das Licht. Ich werde mich bemühen, das Dunkel, wo das Licht iſt, aufzufinden. — Mich freut es, antwortete der Meiſter vom Stuhl, wenn Sie gefunden haben, wo das Licht im Dunkeln leuchtet, wo alsdann Ihnen nichts mehr dunkel ſeyn wird. Licht! Licht! verlangt der Maurer. Das Licht der Vernunft iſt es, ſo unſern Tempel erleuchtet.

Aber, erwiederte Maibach, das Licht ſelbſt iſt dunkel, daher habe ich geſtern deutlich gefühlt, daß das

Licht im Dunkel iſt, welches wir aus ſeiner eigenen Dunkelheit hervorbringen müſſen.

Der Meiſter vom Stuhl ſah ihn an und wußte nicht was er antworten ſollte.

Wir verſtehen uns nicht! ſagte Maibach. Auf ein andermal mehr hiervon! — Hierbey drückte er dem Meiſter vom Stuhl die Hand und ging nach Haus. — Noch einigemal kam er in die Loge und nie wieder, woran ein Geſpräch mit einem Bruder, der nie genug Licht bekommen konnte, Schuld war. Dieſer und ein anderer, durch welchen die vorgefallene Unterredung bekannt geworden iſt, beſuchten Maibach, und als das Geſpräch auf die Maurerey kam, fragte

Hermann*): Warum beſuchen Sie die Loge nicht mehr? geſtern war Meiſterloge.

Maibach: Ich werde wiederkommen, wenn ich für das Licht, ſo dort leuchtet, mehr Bedürfniß fühlen werde.

H: Aber ernſtlich von Maibach! was halten Sie von der Maurerey?

M: Was der große Friederich von ihr gehalten. Für ein großes Nichts.

H: Wie? ein großes Nichts?

M: Kein nihil absolutum; denn der Zweck iſt edel, — die Sacht rein und ſchön, — der Brüder Wunſch die ſchöne Sache zum edlen Zweck zu bringen, ein erhabener Wunſch: darum nenne ich ſie groß. Aber weil man doch alles ſeyn kann, was die Freymaurer ſeyn wollen, ohne

*) Dieſer war ein Verwandter des Dr. Hermann, von welchem noch in der Folge die Rede ſeyn wird.

aufgenommen zu ſeyn: ſo halte ich die Maure-
rey für ein Nichts. Wer wird einen Berg durch-
graben, um ſo viel Steine zu finden, als er
auf jedem Acker zuſammenleſen kann.

H: Ich gebe ihnen Beyfall. Ich habe geglaubt im
dritten Grad Etwas für gewiß zu erfahren, was
ich bisher nur geglaubt habe. Helle muß es in
der Seele werden, ſehen muß ich, wenn ich zu-
friedengeſtellt werden ſoll! — und da ſchwatzt
man mir wieder vom Glauben, von der Hoff-
nung . . . . Licht! Licht! ſonſt glaube ich am
Ende gar Nichts mehr.

M: Sie haben Recht! das Licht iſt im Dunkeln und
alſo habe ich erwartet irgend einen Wink zu er-
halten, wo ich das Dunkele finden ſoll, in wel-
chem ich das Licht zu finden hoffe.

H: Ich werde nicht viel mehr in die Loge gehen.

M: Und ich auch nicht.

Ich aber fiel der dritte ein, und werde mich freuen
die Bäume näher kennen zu lernen, ſo mir den
Wald bilden. Von euch beiden aber ſieht der
eine: den Wald vor Bäumen; und der andere:
die Bäume vor dem Wald nicht.

Dieſe Einrede gab Gelegenheit zu einer weitläufi-
gen Disputation, ſo aber zur Folge hatte, daß Her-
mannn die Logen nur um der Tafeln willen, Maibach
aber gar nicht mehr beſuchte.

Maibach galt in der ganzen Stadt für einen recht-
ſchaffenen, aufrichtigen und gelehrten Mann, was er
auch war; und da man bey einem Gelehrten gewöhn-
lich auch Geiſtesfreyheit und Aufklärung erwartet, für

einen Philoſophen, welcher ſich mit ſeiner Vernunft über ſichtbare und intelligibele Dinge erheben, über alles unbefangen urtheilt und zu keiner Fahne des blinden Glaubens und der Schwärmerey ſchwört. Wie mußte demnach nicht Jedermann erſtaunen, als bekannt wurde: Maibach ſey ein Betbruder geworden und beſuche die frommen Verſammlungen. Niemand wollte begreifen können, wie dieſes zuging und geſchehen konnte? Vielleicht iſt Ihnen dieſer Uebergang auch nicht deutlich genug: deswegen theile ich Ihnen meine Anſichten darüber mit. Zuvor aber eine kurze Beſchreibung der Betbrüdergeſellſchaft.

Dieſe Menſchen kommen zu gewiſſen Zeiten, einige recht kreuzfromme täglich, einige minderfromme wochentlich, auch wohl nur monatlich, oder zu beſtimmten Zeiten zuſammen, um zu ſingen, zu beten und ſich durch (ihrer Meinung nach, religiöſe Vorträge zu erbauen. Ehedem hatten ſie einen Fond, (haben ihn auch wohl noch) ſo die Heilandskaſſe hieß, aus welcher ſie die frommen Dürftigen unterſtützten; wie ſie dann zur Erhaltung ihrer Gemeinde ihren dürftigen Brüdern und Schweſtern ſehr behülflich ſind. Dieſes wäre nun ganz gut, ja löblich, wenn ihre Frömmigkeit nicht Schwärmerey und ihre Wohlthätigkeit nicht Eigenliebe wäre. Sie halten nur denjenigen des Lebens und alſo auch der Mittel zum Leben würdig, welcher die Vernunft gegen die Schwärmerey vertauſcht hat. Der erſte und letzte Gegenſtand ihrer Schwärmerey iſt Chriſtus, deſſen wundervolle Geburt, wundervolles Leben und blutiger Verſöhnungstod, — Chriſtus der göttliche Prophet, der erſte aller vernünftigen Menſchenkinder, der ſeinen

Brüdern Gott geoffenbaret hat, ohne ſie auf Flügeln der Schwärmerey in eine eingebildete Welt zu verſetzen, welche ein Idol ſchwärmeriſcher Fantaſten iſt. Wohl uns, liebſter Freund! wohl einem Jeden, der Chriſtum, ohne ihn als Gottesſohn, als Wunderthäter, als übermenſchlich zuerſt kennen gelernt zu haben, durch ſeine Vernunft ſo erkannt hat: daß er mit vollem Beyfall des Herzens das Zeugniß jenes römiſchen Soldäten bey ſeiner Kreuzigung mitunterſchreiben kann: »er iſt ein »frommer Menſch geweſen und Gottes Sohn.«

Die Schwärmer der Frömmigkeit denken von dem in ihrer Fantaſie ſchwebenden Chriſtus gerade das Gegentheil und ſind wie alle religiöſen Enthuſiaſten heftig, und kleine Fanatiker, ſo tief ſie auch den Kopf hängen, und chriſtliche Demuth, Sanftmuth und Geduld heucheln. Wehe dem der nicht von ihrer Parthey, oder gar ein Ungläubiger iſt, und deſſen Schickſal oder Lebensglück in ihren Händen ſteht! Die hieſige Gemeinde iſt auch ſo orthodox, daß ſie als ächte Proteſtanten, die Katholiken, welche (nach ihrer Meinung) im Finſtern wie die blinden Heiden leben, gar nicht bey ihren Verſammlungen zulaſſen. So orthodoxe Lutheraner und Calviniſten ſie auch seyn wollen, ſo hat doch jeder die Erlaubniß über Chriſtum zu ſchwärmen, wie es ihm beliebt, und merkwürdig iſt: daß alle ſich bey dem Namen Jesus Chriſtus! eben ſo bewogen finden ſich zu bücken und die Augen zu verdrehen; als ein jeder die Schwärmereyen des andern als Worte voll Salbung mit Andacht und Entzücken anhört. Chriſtus, und ihre oft tolle Schwärmereyen haben einen gleichen Werth bey ihnen. Das mancherley Gute des H. Geiſtes, (ſagen

ſie,) kann nie zu viel ſeyn und die Apoſtel haben mit allerley Zungen geſprochen. Da nun jeder nach ſeiner Weiſe, ſo viel er will, zu ſchwärmen die Erlaubniß hat: ſo kömmt das buntſcheckigſte Zeug heraus, wenn man die einzelnen Schwärmereyen zuſammen denkt. Einige Erzfromme glauben in dem geiſtlichen Galimatias ein Merkmal des H. Geiſtes zu finden, weil die profane Juden und Heiden in Jeruſalem, auch die Apoſtel voll ſüßen Weins gehalten haben. Der eine deſſen Einbildungskraft nicht productiv genug iſt, hält ſich an das Bild des gekreuzigten Chriſtus. Ein anderer ſchwärmt über das Blut und ſieht den Heiland auf einem Berg liegen, aus deſſen Wunden Ströme Bluts ſich über die Welt ergießen. Einem dritten, vierten, fünften, iſt Chriſtus ein Lamm, ein Pelikan, ein Täubchen, ein Hirſch, ein Bräutigam, eine Braut u. dgl. Einige wechſeln mit dieſen Bildern beſtändig, daß man ſie für völlig wahnſinnig halten mögte; andere aber haben ſich vorzüglich an gewiſſe Bilder gewöhnt, daher einer dieſer Frommen ſich über die Unfruchtbarkeit ſeiner Fantaſie beklagte, weil er ſich Chriſtum feſt nicht anders als vom Teufel verſucht, oder auf einem Eſel reitend vorſtellen könne. Wer von dem Geiſt getrieben wird, hat die Erlaubniß aufzutreten und zu ſprechen. Man hört dem inſpirirten Prediger meiſtens andächtig zu. Zuweilen auch wenn der Geiſt der Gemeinde zu ſtark treibt, geht über dieſe und jene Zunge weſſen das Herz voll iſt. Je nachdem nun die Bilder in einzelnen Köpfen lebhaft ſind, je nachdem wird intonirt. Wenn z. B. einer anfängt: O! wie hat der Herr die Leute ſo lieb! ſo hört man aus verſchiedenen

Gegenden nachhallen: wie der Hirſch ſchreyet nach friſchem Waſſer! — gleich wie ſich fein ein Vogelein! — in deinem Blut will ich mich baden! — ich ſuche in meinem Bette den meine Seele liebt! u. dgl. Ja einige treiben die Allegorie und Metaphore aus dem hohen Lied ſo weit: daß wirklich zu verwundern iſt, wie die Frömmigkeit an Obſcenitäten ein Belieben finden kann. Man hat überhaupt bemerkt, daß unter den Frommen viele Wollüſtlinge ſich befinden und ſind auch die abſcheulichſten Ausſchweifungen unter ihnen nicht unbekannt geblieben. Nicht allein aber die Leidenſchaft der Geſchlechtsliebe, ſondern auch der Zorn, die Rachſucht, der Geiz und alle Leidenſchaften ſind bey einigen Individuis in ſo hohem Grad zu finden, daß dieſe oft ſelbſt nicht begreifen können, wie ſie bey dem in ihnen wohnenden H. Geiſt ſo wollüſtig, zornig ꝛc. ſeyn können und glauben ſich zuweilen entweder vom Teufel verſucht, oder (wenn ihr Zorn, ihre Rachſucht einen Nichtfrommen zum Gegenſtand hat) vom H. Geiſt getrieben, dem Kind Belials nach Verdienſt zu begegnen. Dieſes iſt nicht unerklärbar. Bey den Frommen hat das leidenſchaftliche Gefühl die Oberhand; die Vernunft, welche ſonſt dieſe wilden Roſſe zügelt, hat wenig oder gar keinen Einfluß. Es iſt alſo natürlich, daß die Temperaments-Neigungen durch die unbezähmten Fantaſien beſtändig gereizt werden müſſen, und bey der Vorſtellung des Crucifixes eine reizende Magdalena ſich unter das Kreuz ſtellt; oder der Gedanke an Chriſtum als Vorbild zur Nachahmung kein anderes Bild von ihm in der Einbildungskraft producirt, als wie er mit der Geiſel in der Hand die Krämer aus dem Tempel

ſagt. Das Schiboleth, woran ſich alle unter einander als Brüder, Freunde, Mitgenoſſen des neuen Jeruſalems, des himmliſchen Hochzeitmahls, zum höhern Schauen Berufene erkennen, iſt das innere Licht. Alle Schwärmereyen entſtehen dadurch, daß der Menſch ſich zu weit von dem Weg der Erfahrung der uns von dem Schöpfer zur Erkenntniß dargelegten Außenwelt, entfernt, und in ſeinen Ideen, ſeinen Fantaſien Gegenſtände der Erfahrung aufſucht und ſolche; wie im Traum geſchieht, außer ſich denkt. Da nun die Frommen und Erleuchteten für ihre Bilder und Ideen keine äuſſere Urſache und auch keinen äußern Gegenſtand zu finden vermögen: ſo glauben ſie in eine Welt zu ſehen, wozu ein beſonderer Geiſt das Licht in ihnen angezündet habe. Zu dem inneren Sehen wird auch ein innerer Sinn, ein inneres Aug erfodert, und dieſer Glaube an den inneren Sinn wird von den Schwärmern eben ſo gebraucht als die äußern Formen der Geſchöpfe von Naturkundigen gebraucht werden, die Geſchöpfe zu claſſificiren. Ein Geſchöpf ſo und ſo, mit einem ſolchen Kopf, ſolchen Augen, Ohren, ſolchem Körper ꝛc. iſt ein Menſch, er mag nun weiß, ſchwarz, braun oder olivenfarbig ſeyn. Alſo wird bey den Pietiſten jeder Schwärmer, wenn auch nicht für einen vollkommenen Bruder, doch für einen Vetter erkannt, wenn ſie nur ein inneres Licht bey demſelben ahnden, die Schwärmerey mag eine Farbe und Bildung haben, welche ſie will. Glaubt er nun noch gar an Chriſtum, welchen Glauben ſie zum Unterſcheidungszeichen von andern minder richtigen Schwärmereyen machen, und ſich deshalb für orthodoxe Fantaſten halten; ſo iſt er ein will-

kommener Bruder. Daher ſympathiſirt Jung mit Cagliostro, dieſer mit Schwedenborg, dieſer mit Pater Geßner, dieſer mit Lavater, welcher deutlich bekannt hat: wenn man nur an Chriſtum glaube, möge man ſchwärmen und abergläubiſch ſeyn ſo viel man nur wolle.

Hier haben Sie eine zuſammengedrängte Beſchreibung der Betbrüdergemeinde und Kreuzfrommen, aller Orten wo es chriſtliche Schwärmer giebt die frömmer als fromm ſeyn wollen.

Nach dieſer Beſchreibung wird Ihnen der Uebertritt des obgleich zur Schwärmerey geneigten, doch gebildeten Maibachs ein Räthſel ſeyn. Allein ſo bizarr dachte ſich Maibach dieſe Kinder des Lichts nicht. Er hielt ſie für warme Religionsverehrer, und bey dieſer ſeiner Meinung von ihnen iſt denkbar, wie er zu ihnen treten konnte, beſonders wenn man einige Briefe, ſo er um dieſe Zeit an einen ſeiner Freunde geſchrieben, dabey zu Hülfe nimmt. Ich habe ſie von dem Licentiaten R..... an welchen ſie gerichtet waren, erhalten, und mit deſſen Erlaubniß mir Extracte davon gemacht, welche ich Ihnen, nebſt meinen Bemerkungen darüber, in meinem nächſten Schreiben mittheilen werde.

Hofmaier an von Waldheim.

Viertes Schreiben.

Hier überſende ich Ihnen die verſprochenen Auszüge aus einigen Briefen Maibachs, welche ich, vor meinen weitern Bemerkungen darüber, zu leſen bitte. *)

Auszüge aus von Maibachs Briefen an den Licentiaten R.

Es iſt zwar wahr, daß Arbeit uns manches Unangenehme verbirgt und abwendet: Aber wehe! dem der blos dadurch Zufriedenheit ſuchen muß, daß er ſich ſtumpf und krank arbeitet. Ich werde mit Geſchäften von der Regierung manchmal ſo überhäuft, daß ich nicht zu mir Selbſt kommen kann. Eine Zeitlang gehet dieſes wohl an, aber die Lobſprüche ſo der Fürſt, oder der Miniſter uns für die Arbeiten ertheilet, kommen mir vor, als wann ein hartherziger Fuhrmann ſein Pferd liebkoſt, das unter der Laſt beynahe erliegt. Nächſtens werde ich mir wieder Muſe verſchaffen. Ich danke vor allen Ehrenbezeigungen und Belohnungen, wenn ich meine Geſundheit dagegen opfern ſoll.

Die Jahre der Kindheit ſind doch für den Lebensgenuß die beſten! Aber in der H. Schrift ſelbſt ſtehet geſchrieben: daß der Menſch nicht wieder in den Mutterleib zurückkehren könne. Um mir dieſe glücklichen Zeiten zu vergegenwärtigen, will ich mir einige Jugend-

*) Und damit der Leſer ebenmäßig dieſe Briefe vor dem Weitern kennen lerne, werden ſie hier abgedruckt.

ſcenen malen laſſen, und ſie in meine Studierſtube hängen; wie ich denn überhaupt ein Studierzimmer geeignet finde, durch aufgehängte Bilder, bedeutende Symbolen und Hieroglyphen uns den Umgang mit uns ſelbſt zu erleichtern. Wo man hinſieht, muß uns Etwas an die Geſchichte unſers Geiſtes und Herzens erinnern. Bey einigen katholiſchen Familien findet man das Crucifix und die Bilder ihrer Heiligen überall angebracht, welches nicht zu tadeln iſt. Ich werde auch ein Crucifix oder Ecce Homo! über meinem lieben Luther anbringen.

Geſtern gieng ich ganz von ohngefähr den Weg nach dem Kirchhof, welcher eben geöffnet wurde, weil man eine Leiche erwartete. Ich war in Gedanken faſt vertieft als ich die Stätte der Verweſung überſchaute, und mir das Bemühen der Menſchen die Vergänglichkeit durch Monumente und Epitaphien aufzuhalten, vorſtellte. Die Ruinen von Palmyra und Perſepolis ſind nichts mehr als was ein verwitterter Stein auf dem Grab eines gemeinen Bürgers iſt. — Als ich mich mit dieſen Gedanken beſchäftigte, kam der Secretair des Miniſters von Z..... zu mir, und erzählte: daß ſeinem Herrn ein Sohn geboren worden wäre. Ich weiß nicht wie es kam, daß meine Einbildungskraft den nackten Wurm des Herrn Miniſters, welcher geſtern noch, (wie die römiſchen Rechtsgelehrten ſich ausdrückten,) ein pars viscerum geweſen, auf einem Grabhügel vor mir niederlegte. Da iſt der Anfang und das Ende des königlichen Erdenbürgers! ſagte ich zu mir

ſelbſt, und fühlte mein Herz ſo beklemmt, als ob die Natur durch Thränen ſich erleichtern wollte. — Indem kam die Leiche von einer Menge Menſchen begleitet, welche dem prunkvollen Leichenzug des abgelebten Commercien-Raths folgte. Es war ein dichtes Gewühl, und man hätte glauben ſollen, daß ein Freudenmahl bey dem Grabe, wo man doch einen Trauergeſang anſtimmte, bereitet würde, zu welchem ein Jeder eingeladen wäre. Ich zog mich an die Mauer des Kirchhofs zurück und ſah dieſem tragicomiſchen Schauſpiel bewegt zu. — Das Gewühl verlohr ſich allmählich wieder, ich ſah das neue Grab, um welches ſo viele, als ob ſie närriſch geweſen wären, gelacht und geſcherzt haben, vor mir. Alles nun ſo heimlich wiederum und ſtille! Die Sonne gieng unter und die eintretende Dämmerung erinnerte mich nach Hauſe zu gehen. Es wurde immer mehr und mehr Nacht während ich heim gieng. Ich dachte über dieſen Vorfall nach, und konnte doch keinen Gedanken finden, der das enthielte, was ich geſehen, gehört und empfunden hatte.

Die Natur ſcheint mir einem Geizhals zu ähneln, der ein Geheimniß beſitzt und ſolches Niemand mittheilen will, und geſchwind alles, was allenfalls davon ſichtbar geworden, unter ſeinen weiten Mantel wieder verſteckt. Was kann aber auch ein Diener von den Geheimniſſen ſeines weiſen Herrn offenbaren! und muß alſo nicht alles was allenfalls davon offenbar wird, vom Herrn ſelbſt geſchehen? — Nun wiſſen wir doch ſo viel und mancherley, theils durch die vom Schöpfer

uns verliehene Sinnen, theils durch unſern denkenden Geiſt. Beides kann ich für nichts anders als Offenbarungen Gottes halten, und fühle die große Wahrheit in dem Bibelſpruch: daß ein Gott ſey, iſt ihnen offenbaret, denn Gott hat es ihnen offenbaret durch die Schöpfung der Welt. — Ich werde deshalb alles was ich an Zeit übrig behalte, auf die Erforſchung der materiellen und geiſtigen Welt verwenden, um die Offenbarungen Gottes kennen zu lernen. Was werde ich erfahren!

Die Philoſophen, welche alles erklären und hell machen wollen, überſchnellen ſich offenbar. Ich habe vor etlichen Tägen einen ſolchen geſprochen, der dem Kant nachbetete: daß das Daſeyn Gottes per demonstrationem nicht bewieſen werden könne. Dieſe Herrn ſind mit ſich ſelbſt im Widerſpruch; denn als ich fragte: ob er nicht einen Gott glaube? antwortete er zu meiner Verwunderung: (weil ich ihn für einen Gottesläugner hielt) allerdings! und zwar darum weil dieſer Glaube ein Vernunftglaube iſt. Er fügte noch eine Demonſtration bey, daß es für den Menſchen ſehr heilſam ſey, wenn er auf eine Kenntniß von dem Weſen Gottes Verzicht leiſte, daß aber demnach die Vernunft an ein höchſtes vollkommenes Weſen glauben müſſe; und ſey ein Zeichen einer kranken Vernunft, wenn dieſer Glaube ihr nicht unentbehrlich ſey. Dabey war ſein Vortrag ſo plan und deutlich, daß die ganze Geſellſchaft ihm Beyfall gab. Indeſſen merkte ich ihm doch, weil er alles ſo plan vorlegte, den Selbſtbetrug ſeiner Urtheilskraft ab. — Wenn ich dagegen in mein Inneres

zurückgehe, wenn im heiligen Gefühl der Dunkelheit meine Vernunft ſo laut und deutlich ſpricht: es iſt ein Gott! ſo giebt mir dieſe Stimme eine größere Ueberzeugung als alle philoſophiſche Demonſtrationen. Der Menſch muß ſich in einem gewiſſen Dunkel erhalten, und ich habe oft ſchon deutlich bemerkt: daß wir das Gefühl verlieren, wenn die Vernunft und der Verſtand alles zu hell macht. — Nur bey Gott kann es hell ſeyn. Adam fiel, weil er Gott gleich ſeyn wollte, oder: zu viel Hellung begehrte. Verſuchen Sie es, lieber Freund! überlaſſen Sie ſich wenn Sie an Gott und Ihren Nächſten denken Ihren dunkeln Ideen; und Sie werden ſich Gott und Ihren Nächſten näher fühlen. Iſt nicht die Religion des Menſchen höchſtes Gut? und was würde Chriſtus für uns ſeyn, wenn wir das Geheimniß ſeiner Menſchwerdung und ſeiner Verbindung mit Gott dem Vater deutlich erkenneten? würde es mehr ſeyn als eine Naturbegenheit, die uns ein Naturkundiger nach allen Urſachen und Wirkungen erklärt, und welche uns nichts weiter nützt als daß wir ſie wiſſen.

Weit gefehlt, daß die Entdeckungen durch Wiſſenſchaften und Philoſophie das Geheimniß der Natur und ihres Urhebers offenbaren; im Gegentheil: beides wird deſto dichter verhüllt. Der Magnetismus iſt ein Beweiß davon. Welche unläugbare Wunder! und doch ſoll alles natürlich zugehen! was heißen denn die Herrn natürlich? Wer kann nun noch ſo vermeſſen ſeyn, Geiſtererſcheinungen, Ahndungen, prophetiſches Geſicht u. dgl. wegzuläugnen. Von Geiſtern iſt mir zwar noch

keiner begegnet, und halte ich auch vieles was davon erzählt wird, für Irrthum und Aberglauben. Aber die Möglichkeit zu beſtreiten, — alles was unſer äußerer und vorzüglich innerer Sinn an unerklärbaren Phänomenen darbietet, eben deswegen weil die Möglichkeit unerklärbar iſt, zu verwerfen, iſt eine ſtrafbare Vermeſſenheit der Vernunft, die gar nicht geeigenſchaftet iſt, das Unbegreifliche zu begreifen.

Ich habe ſchon mehrmals den Dr. W.... beſucht, und mich im Kreiſe ſeiner Familie ſehr wohl befunden. Er und ſeine Frau ſind recht erbaulich religiös, und ich wurde gerührt als er mir von ſeinen erlittenen Unglücksfällen erzählte, und am Ende mit Salbung die Hände zum Himmel hob, und ausrief; jetzt aber iſt die Zeit der Leiden vorbey, der Kelch iſt vorüber, es iſt vollbracht! Gott ſey Lob, Dank und Ehre in Ewigkeit! — Der Frau zitterte eine Thräne im Aug und ein kleines Mädchen rief zur Mutter hinauf: du biſt doch fröhlich liebe Mutter, und weinſt nicht weil du betrübt biſt? — Das gute Kind wußte Thränen der Freude von Thränen der Leiden zu unterſcheiden. W.... iſt gar kein grämlicher Betbruder, wie man die religiöſen Menſchen nennt und ſie dadurch zu beſchimpfen glaubt. Ich habe mit ihm ganz offen von den Verſammlungen geſprochen, und von ihm manche Aufſchlüſſe erhalten, welche mir dieſe Geſellſchaften gar nicht verächtlich machen. Man lacht gern über Einzelne wegen ihres ſonderbaren Benehmens, daß ſie z. B. den Kopf hängen, die Augen beym Beten gegen den Himmel wenden, ſich einer be-

ſondern Bilderſprache bedienru wenn ſie von geiſtlichen Dingen reden, Einige auch wohl exaltirt ſind; aber man laſſe ſich nicht von ihrer Außenſeite in ſeinem Urtheil über ſie ſtören! Alles dieſes ſind Gebräuche und Gewohnheiten, welche uns deswegen ſo ſonderbar vorkommen, weil wir derſelben nicht gewohnt ſind. Wer darüber lacht, muß allen ihm fremden Religions-Cultus lächerlich finden, muß glauben, daß die Einweihungen in die Myſterien der alten und neuern geheimen Verbindungen, die Ceremonien bey den Salbungen der Könige, die Sitten der Völkerſchaften Erfindungen ſeyen, wodurch ſich der Menſch als ein lächerliches Geſchöpf beurkunde. Ich ſehe bey allem was mir begegnet nie auf die Außenſeite, wie dann auch in der Natur das Wahre und Große innerlich, und nur mit einer oft ſonderbaren Außenſeite verhüllt iſt. Dem Anatomiker erſcheint der Menſch ganz als ein anderes Geſchöpf als dem, der ihn nur von außen betrachtet und von dem innern Kunſtgebäude keinen Begriff hat. Eben ſo kann ich von den Sitten und Gebräuchen der Pietiſten ganz abſehen und meine Aufmerkſamkeit auf ihr Inneres, auf ihren wahren Zweck beſchränken, den ich für nichts anders als ein Vergnügen an religiöſen Gefühlen halte, ſo ſie durch eine devotionem domesticam einander mittheilen. Sollte ich Gelegenheit finden ihre Verſammlungen beſuchen zu dürfen, ſo bin ich nicht abgeneigt dieſe Gelegenheit zu benutzen. Die Religioſität gehört mit zu den Ergötzlichkeiten des Lebens und muß mit andern Freuden des Lebens wechſeln, wenn dieſe ſchön und dauerhaft ſeyn ſollen.

Fortſetzung von Hofmaiers Brief.

Dieſe Fragmente aus Maibachs Briefen werden Ihnen das Räthſel löſen, wie Maibach ein Mitglied der frommen Geſellſchaft werden konnte.

Allzugroße Anſtrengung und nächtliches Arbeiten, weil ihn ein gewiſſer Ehrgeiz spornte nicht nur Gutes, ſondern auch Viel in ſeinen Amtsgeſchäften zu leiſten, hatten ihn hypochondriſch gemacht. Die glücklichen Jahre ſeiner Kindheit, das verlohrne Paradies, aus welchem man ohne Hoffnung nmzukehren, getriebeu wird, war ihm der ſchöne reizende Theil ſeines Lebens im Vergleich der gegenwärtigen Zeit, wo er Hypochonder war. Da er eine beſondere Anlage zu ſchwärmen hatte, ſo war er in dieſer krankhaften Gemüthsſtimmung deſto eher zu melancholiſchen Speculationen aufgelegt, und fand, wie alle Hypochondriſten, eine Unterhaltung darin, daß er gerade das aufſuchte und als Gegenſtand des Denkens zur Beſchauung und Beurtheilung ſich vorſetzte, woran er am Ende ein Mißfallen finden mußte, wovon die Kirchhofsſcene ein auffallendes Beyſpiel iſt. Bey ſolcher Gemüthsſtimmung war es wohl kein Wunder, wenn er ſich krank fühlte und unwillkührlich Hülfe verlangte. Er wollte wiſſen, ohne in ſeinem Trübſinn angeben zu können: was? daher das Klagen über die Hülle unter welche die Natur ſo Vieles verdeckt halte. Er ſah ein, daß Kenntniſſe der Erfahrung a priori nicht möglich ſeyen, und ſchrieb alle Einſicht, ſo der Menſch erhalten und erhalten werde, einer beſondern Offenbarung Gottes zu. Die Natur war ihm damals ein großes Symbol, eine große unendliche Hieroglyphe, durch welche der Schöpfer ſich offenbare, wozu aber auch

eine innere Erleuchtung gehöre, um in der großen Hieroglyphe zu finden, was der Schöpfer damit habe andeuten wollen.

Die Myſtik verlangt Dunkelheit, darum gefiel ſich Maibach ſo ſehr im Dunkeln. Sonderbar betrog er ſich ſelbſt dabey. Wenn nämlich er in dunkeln, myſtiſchen Ideen umherſchwebte, und es wurden ihm einige Begriffe heller, ſo hielt er dieſes für eine (übrigens natürliche und gewöhnliche) Offenbarung. Eben ſo merkwürdig iſt ſeine Abneigung gegen alles Helle; ein Symtom, daß die Schwärmerey ſeine Vernunft vergiftet habe, der Waſſerſcheu ähnlich, ſo der Biß eines tollen Hundes bewirkt. Daher war er mit der Vernunfterkenntniß Gottes nicht zufrieden und ſuchte die Gottheit in dem Gefühl, welches die Bilder ſeiner oft zügelloſen Fantaſie begleitete. Daher war ihm die Wechſelwirkung des animaliſchen Magnetismus, jede Erfahrung ſo die Kenntniß des Inſtincts erweiterte, ein unwiderlegbarer Beweiß: daß die Geiſterwelt unter der materiellen ſo gewiß verborgen liege, als er von einer denkenden Subſtanz überzeugt war. Er glaubte vom thieriſchen Magnetismus, (welchen Glauben er mit allen Gläubigen an Geiſter und Geſpenſter theilte) daß der Schöpfer der Welt durch die Offenbarung des Magnetismus nichts anders beabſichtige, als die zu beſchämen, welche an eine Geiſterwelt ſo unter der ſichtbaren verborgen liegt, nicht glauben wollen. Indem nun Maibach überall eine verhüllte Geiſterwelt ſuchte, und ſeine Ideenwelt ihm eben ſo nothwendig ſchien, als er der äußern Welt zu ſeiner ſinnlichen Erkenntniß bedurfte; er ferner noch vernünftig genug war, um ſich vom Da-

ſeyn eines zu verehrenden höchſten Weſens zu überzeugen und ihm alles ein wichtiger ernſthafter Gegenſtand war was auf das höchſte Weſen und deſſen Verehrung Bezug hatte: ſo hat man ſich gar nicht zu verwundern, daß er ſich bey dem himmliſchen Freychor der Pietiſten hatte anwerben laſſen.

Indeſſen hatte Maibach eine zu ſchöne und gute Erziehung genoſſen, war mit dem Aeſtetiſchen der Künſte bekannt genug geworden, um unter den Pietiſten den Geſchmack an der ſchönen profanen Welt nicht ganz zu verlieren. Er war ein Amphibion geworden, welches *in* und außer dem Element des Pietismus leben konnte. Daher bedurfte es keiner großen Kunſt ihn wieder von den heiligen Verſammlungen abzubringen. Dieſes war einem Mädchen vorbehalten, welches ihn zwar den Kreuzbrüdern abwendig machte, aber auch zu ſeinen andern ihm noch ſchädlichen Sinnesveränderungen viel beygetragen haben mag.

Hofmaier an von Waldheim.

Fünftes Schreiben.

Sophie F.... Tochter eines reichen und dabey wohldenkenden, in jeder Rückſicht achtungswürdigen Vaters, hatte eine vortreffliche Erziehung genoſſen und belohnte die Sorgfalt ihrer Aeltern durch erworbene Geſchicklichkeiten und Entwickelung ihrer Talente. Sie zeichnete

vortrefflich, war Dichterin, hatte Gefühl für Muſik, las gerne ſchöne Schriften und urtheilte darüber mit ſo viel Geſchmack, als nur von einem Frauenzimmer erwartet werden kann. Dieſes Mädchen ward Maibachs Gattin. Die Liebe ſo ſich mit ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften paarte, that auch hier ihre Wunder. Maibach, welcher die überwiegende Macht der Liebe für ein junges talentvolles Mädchen, gegen die Reize der ächzenden Betſchweſtern, empfand, und unter mannigfaltigen Zerſtreuungen vorzüglich für ſeine Liebe beſorgt war; ward von ſeiner Hypochondrie beynahe ganz geheilt, ſeine junge Frau ward ihm eine begeiſternde Muſe; kein Wunder alſo, daß ihm die Geſellſchaft der Betbrüder nicht mehr behagte. Maibach kehrte nun wieder mehr und mehr in die äußere Welt zurück. Er verbrauchte mehr Zeit wie ſonſt zu ſeinem Vergnügen, wodurch ihm ſeine Berufsarbeiten, denen er oft einen Theil der Nächte widmen mußte, läſtig wurden. Da er Vermögen genug, und nicht um des täglichen Brodes Willen zu arbeiten nöthig hatte, ſo entleidigte er ſich vieler Amtsgeſchäfte und lebte deſto mehr den Muſen und ſeiner jungen Frau. Beide liebten einander herzlich und ſchwärmten oft über einen Dichter, ein Gemälde, oder ſonſt ein Werk der Kunſt ſo mit einander in den Regionen des Helicon, daß ſie die Zeit darüber vergaßen und einſtmals in dem R....ſchen Muſeo vor dem Apollo und Laocoon noch ſtanden, als zu Haus eingeladene Gäſte eben wieder weggehen wollten und deshalb von ihrem Bedienten aufgeſucht werden mußten.

Maibach ſympathiſirte zwar mit ſeiner Frau und

verweilten Beide ſich nicht allein bey Kunſtwerken, ſondern auch bey ſchwärmeriſchen Ideen mancherley Art zuſammen: demohngeachtet hatte eines Jeden Schwärmerey einen beſondern Charakter. Er, der ſich mit Begriffen mehr beſchäftigt, im Denken mehr orientirt hatte, bewies mehr Conſequenz und Forſchungsgeiſt, er grübelte mehr, um den Gegenſtand ſeiner Schwärmereyen kennen zu lernen; die Frau dagegen glaubte im Land der Träume ſchon einheimiſch zu ſeyn. Er, welcher viel Egoiſt war, hatte mehr Beharrliches, die Frau mehr Anwandlungen oder Raptus. Wann deshalb dieſe Eheleute in einer neuen ſchwärmeriſchen Idee zuſammen ſtimmten, ſo ſuchte der Mann ſolche unter eine ſeiner Lieblingsideen zu ſubſumiren; die Frau aber brachte in ihre Urtheile ſtets eine dem Mann noch fremde Modification. Da beide einander liebten ſo bewunderte der Mann das fruchtbare Genie der Frau, und dieſe hielt ihn für einen großen Denker und Ausſpäher des moraliſchen Geiſtes und Herzens. Beide glaubten an Ahndungen; und da die Frau (wie natürlich) von vielen Ahndungen zu erzählen wußte und daher deſto leichter eine zufällige Begebenheit mit einer gehabten Ahndung in Verbindung dichten konnte: ſo hielt der Mann ſeine geliebte Sophie für eine kleine Seherin, die ihren dunkeln Gefühlen die Zukunft mehr als andere ihres Gleichen anzudeuten vermöge. Auf der andern Seite ſah Sophie in ihrem Mann einen Salomo, einen Magier, der den Zuſammenhang der Dinge zu erforſchen und alles zu erklären im Stand ſey. So liebten und ſchätzten ſich beyde außerordentlich, und man kann ſagen, daß der leiſeſte Ton in bei-

der Herzen, im Herz des andern nachgeklungen habe.

Daß doch dieſe guten glücklichen Menſchen in einem entfernten Winkel der Erde unter einem einfachen Völkchen gelebt hätten! — Doch es hat nicht ſeyn ſollen. Die Familie und Bekanntſchaft beider war in der Stadt ſehr groß. Es fehlte ihnen daher nicht an Gelegenheit ſich außer Schauſpiel, Concerten, Bällen ꝛc. in Geſellſchaften zu unterhalten, wo ſich die ſchönen Geiſter und Modephiloſophen einander treffen konnten. — Ganz wie von ohngefähr bildete ſich eine kleine Geſellſchaft, in welche auch Maibach und ſeine Frau gezogen wurden. Man nannte dieſelbe: die Geſellſchaft zur ſchönen Vereinigung. Wechſelsweiſe kamen die Mitglieder bald hier bald dort zu einer Taſſe Thee und auch alle 14 Tage zu einem frugalen Abendeſſen zuſammen. Nach dem Thee wurde von Politik, Religion, Künſten und Wiſſenſchaften geſprochen, aus ſchönen Schriftſtellern, beſonders neuen Brochüren ſo Aufmerkſamkeit erregt hatten, vorgeleſen, auch von einem oder andern Mitglied ein ſelbſtgefaßter Aufſatz vorgetragen. Die Zahl der Mitglieder war auf 15 höchſtens beſtimmt, von welchen mir nur folgende bekannt worden ſind:

von Maibach und ſeine Frau;

Martini, ein ſchwärmeriſcher Gelehrter, ſo in Rom zur katholiſchen Kirche übergetreten;

Julie Röder, ſeine Nichte, ein Mädchen von feurigem Charakter, verſtändig, aber dabey eingebildet;

die Gebrüder Kobäus, angeſehene Kaufleute;

Wilſon, der ehemals den Engländer affectirte, und um Genie zu ſcheinen, das Bizarre liebt, dabey ein Fantaſt zu ſeyn nicht bergen kann;

Haußmann, ein Vetter von mir, fürſtlicher Archivar;

Caroline Gönner, ein Mädchen von großer Faſſungskraft, gutmüthig, aber leidend, ſo daß ſie ſehr leicht von einer Idee auf eine andere gebracht werden kann. Endlich

Seebach, der katholiſche Stadtpfarrer, ein Mann, der überall für ſehr aufgeklärt gehalten wird, weil er ſeine Gelehrſamkeit und Weltkenntniß außer Zweifel geſetzt hat.

In dieſer Geſellſchaft welche, man weiß ſelbſt nicht recht wie? ſich aus Perſonen von allen 3 bekannten Confeſſionen gebildet hat, fand Maibach, ein Lutheraner mit ſeiner reformirten Frau den Weg zur katholiſchen Kirche. Ob dieſes Zufall geweſen, oder nicht, werden Sie ſelbſt beurtheilen können, wann ich Ihnen mehr von Maibachs Geſchichte und dieſer gelehrten Geſellſchaft, wie man ſie anfänglich nannte, werde mitgetheilt haben.

Hofmaier an von Waldheim.

Sechstes Schreiben.

Maibach war durch Zerſtreuung, Bewegungen und Arzneymittel von ſeiner Hypochondrie ziemlich geheilt, und die Geſellſchaften, in welchen er ſich mehr wie ehe-

mals befand, brachten in ihm eine Art Sorgloſigkeit hervor, daß er ſich außer ſeinem Weib um nichts viel bekümmerte. Wäre nur die vermaledeite gelehrte Geſellſchaft oder ihre geheime Obere (denn ich will Ihnen nicht länger die wahre Beſchaffenheit dieſer Congregation vorenthalten, ſie war und iſt nichts anders als ein künſtlich angelegtes Inſtitut der Propagenda,) nicht geweſen, Maibach würde ſeine Zeit zwiſchen Arbeit, Vergnügen und Schlaf zugebracht und ſeine Vernunft und ſeinen Verſtand vor dem gänzlichen Verderben gerettet haben. Aber in und durch dieſe Geſellſchaft wurden, durch Leſen der Dichter, anderer fantaſienreicher Schriftſteller, ſchwärmeriſcher Aufſätze, bizarrer Abhandlungen über Gegenſtände des Aberglaubens aller Arten, z. B. über Geiſter, Prophezeihung, Wunder, Zigeuner, Sympathie, über Schwedenborg Roſenkreuzerey, Magnetismus (als Mittel in das Geiſterreich zu ſchauen) Pietismus ſeine ehemaligen Ideen und Fantaſien wieder aufgeweckt und er in ſeine vorige Gemüthsſtimmung zurückgeworfen. Faſt mehr wie ehedem miſchten ſich die Dinge ſeiner Einbildungskraft auf dem Feld ſeiner innern Beſchauung unter die Dinge der Erfahrung. Was er auf dieſem Feld fand, waren Gegenſtände, worüber er, ohne gehörig zu unterſcheiden, grübelte, und ſeine Eigenliebe ſprach ihm, dem Egoiſten, beſtändig zu; daß er Recht habe.

Durch das Studium der Mathematik, woran er in frühern Jahren viel Vergnügen fand, hatte er ſich gewöhnt nach der Methode dieſer Wiſſenſchaft ſeine Gedanken zu ordnen. Er bemühete ſich alſo von Tag zu Tag mehr alles was Einbildung, Fantaſie ihm darbot,

die gewagteſten Hypotheſen nach mathematiſcher Methode zu ordnen und in einen Zuſammenhang zu bringen, überall wollte er nach einem Syſtem handeln. So verſtändig dieſes auch an ſich iſt, ſo war es doch bey unſerm Maybach Ausſchweifung ſeines Geiſtes; denn er glaubte, daß alles was man in Gedanken verbinden könne, Wahrheit in ſich enthalte. Uebrigens ſchloß er nach ſeiner Erkenntniß und Beurtheilung derſelben ganz conſequent. Er hielt die meiſten Producte ſeiner Einbildungskraft für Dinge außer ihm, für unbezweifelt wahre Objecte. Er hatte alſo Recht bey dieſen Dingen eben ſo einen Zuſammenhang zu erwarten, als ihm die wirkliche Welt außer ihm darbot, in welcher alles Einzelne zu einem vollſtändigen Ganzen verbunden iſt. Sein Verſtandesfehler, welcher noch zur Zeit nicht unheilbar war, lag demnach nicht in dem Formellen ſeines Denkens, ſondern in ſeinem Urtheil über ihm undeutliche Gegenſtände. Ueber ſeine Syſtematik der Fantaſien ſchrieb er unter andern an einen ſeiner akademiſchen Lehrer folgendes.

»So gewiß als Leib und Seele mit einander in »Verbindung ſtehen, ſo gewiß das Sichtbare mit dem »Unſichtbaren verbunden: eben ſo iſt eine Verbindung »aller Begriffe und Vorſtellungen möglich; wie denn »auch die ganze Welt mit ihren tauſendfachen Mannig»faltigkeiten zuſammenhängt. Wäre demnach nicht auch »eine Verbindung aller Produkte unſerer Einbildungs»kraft möglich? und ſollten wir nicht in der Verbin»dungsfähigkeit ein Criterium der Wahrheit finden »können? Mich dünkt es folgt ſchon aus dem Schluß»gebäude der Logik. Wann der Minor mit dem Ma-

»jori enthalten iſt, ſo fehlt die Conſequenz nicht. Mir »ſcheint der Satz: alles was mit dem Wahren verbun»den werden kann, muß ebenfalls wahr ſeyn; ganz »ausgemacht. Ich erkenne jetzt noch nur ein einziges »höchſtes und gutes Weſen; aber ich würde mich uicht »abhalten laſſen ein Manichäer zu werden, wenn ich »ein abſolut böſes Weſen mit dem guten in einer Ver»bindung oder Wechſelwirkung denken könnte.«

Der redliche gelehrte Profeſſor nahm ſich die Mühe in einem viele Bogen ſtarken Schreiben unſern Maibach zurechtzuweiſen und hatte auch in ſo fern ſeinen Zweck erreicht, daß jener das Heterogene nicht mehr ſo mühſam in Verbindung zu bringen ſich bemühete; doch erlaubte es ſein Egoismus nicht ſich dieſe Maxime ganz abzngewöhnen. In der gelehrten Geſellſchaft verlohren die Zurechtweiſungen des Profeſſors ganz ihren Zweck. Maibach hörte daſelbſt ſo viel tolles Zeug, daß ihm ohnmöglich war jeden einzelnen Gedanken, jede Hypotheſe, jede Fantaſie, jedes Wunder, jede Fabel gehörig zu prüfen. Er vermochte alſo nichts weiter zu thun, als alles was allda in eine Capuzinerſuppe zuſammengetragen war, ſamt und ſonders als Gegenſtände der Erkenntniß nach den formellen Geſetzen des Verſtandes zu behandeln, wobey er dann ſeinem Trieb alles mit einander zu verbinden den Zügel ſchießen ließ. Einſtmals kam in einem periodiſchen Blatt der Ausdruck vor: das weiß der Mann im Mond! Wilſon warf dabey, indem er ſich gegen Maibach wendete, die Frage auf: ob der Mann im Mond auch ein Gegenſtand ſey, der mit den Menſchenkindern auf dieſer Erde in Verbindung ſtünde? Wilſon wollte zwar nur einen witzi-

gen Einfall anbringen, allein Maibach antwortete ſogleich: der Mann im Mond mag ſeyn, oder nicht ſeyn, ſo bleibt doch immer die ganz vernünftige Frage von ihm übrig: ob er möglich oder unmöglich ſey? und im erſten Fall in welcher Verbindung er mit dem Schöpfer und der ganzen Welt ſtehen würde, wenn er wirklich, und nicht blos möglich wäre? — Vortrefflich fiel der Pfarrer ein, vortrefflich Herr von Maibach! »Es »giebt Dinge über welche man auf ſolche Art und Weiſe »raiſonniren muß; z. B. die unmöglich ſcheinende Wun»der der Kirche und ihrer Heiligen. Ich will Niemand »ein Wunder zu glauben zwingen, aber jeder ſollte doch »prüfen, ob eine ſcheinbare Ohnmöglichkeit, nicht eine »wirkliche Möglichkeit ſey? und was folgen müſſe wenn »ſolche wirklich wäre? Wenn wir nun finden, daß »die Folgen wirklich vorhanden ſind: ſo können wir »ſicher auf die Wirklichkeit deſſen was uns ohnmöglich »geſchienen, ſchließen, nach den Regeln der Wirkung »auf eine Urſache.«

Solche Philoſophmen fielen öfters vor, beſonders hetzte der Pfarrer den Verſtand Maibachs damit herum; welches nach dem was ſich weiter zugetragen und von dem Zweck dieſer Geſellſchaft bekannt worden, zu urtheilen, gewiß nicht ohne Abſicht geſchehen iſt. Man ging darauf aus, Maibachs Unterſcheidungs-Vermögen zu ſtören, ehe man ihn ernſtlich zu einem Religionstauſch bewog.

Hofmaier an von Waldheim.

Siebentes Schreiben.

Man muß nicht blos für Geiſt und Herz, ſondern auch für den Verſtand und die Vernunft beſorgt ſeyn! war eine bey dieſer Geſellſchaft angenommene Maxime. Was man damit ſagen wollte, will ich nicht errathen, denn ich ſehe nicht ein wie man für den Geiſt ſorgen kann, ohne ſich um den Verſtand und die Vernunft zu bekümmern. Genug man führte dieſes Sprüchelchen oft im Munde, und bey einem Pfaffen dürfte vielleicht dieſes damit geſagt werden wollen: »Geiſt iſt das Weſen, »welches wiſſen und — glauben kann. Man muß alſo »ſorgen, daß der Verſtand und die Vernunft nichts ge»gen die Credenda einzuwenden wagen.« Mit ſo Etwas darf man nicht, wie das Sprichwort lautet, mit der Thüre in das Haus fallen. Daher wurde anfänglich von Credendis in dieſer gelehrten Geſellſchaft gar nicht geſprochen, höchſtens wurde der natürlichen Religion erwähnt und man las nur Dichter, moraliſche Abhandlungen und leiſe mit Metaphyſik tingirte Sachen. Endlich wurde auch über poſitive Religion geſprochen und da die Geſellſchaft in dieſer Hinſicht gemiſcht war, ſo gab dieſes Veranlaſſung über die Vereinigung der chriſtlichen Confeſſionen in Deutſchland als eine wünſchenswerthe Sache zu reden, welches ein Lieblingsgegenſtand des Maibach war, wobey er aber gewöhnlich mehr hörte als mitſprach.

Als einſtmals dieſe Sache wieder zum Gegenſtand

der Unterhaltung gemacht wurde und beſonders von den Schwierigkeiten einer totalen Religionsvereinigung die Rede war, äußerte ſich Sophie v. Maibachs Frau: » nach meiner » Meinung iſt eine Vereinigung aller Confeſſionen gar » nicht ſchwer. Braucht es wohl mehr als Liebe, um » uns alle zu vereinigen? Ich bin reformirt, mein » Mann und Haußmann ſind lutheriſch, Kopäus iſt ka» tholiſch, und lieben wir uns alle nicht herzlich einan» der? Wer denkt au des andern Religion wenn wir » beyſammen ſind und uns über dem Menſchen intereſ» ſante Gegenſtände unterhalten! «

Sie urtheilen Ihrem Herzen nach ganz vortrefflich gnädige Frau! erwiederte der Pfarrer. Ohne die Liebe, fuhr er fort, ohne die Menſchenliebe, dieſe vortreffliche chriſtliche Tugend, ſo unſer Heiland überall gepredigt; iſt keine Vereinigung denkbar. Aber mit dieſer Tugend allein, mit der Menſchenliebe, welche ſich auf alle Confeſſionen, alle Juden, Heiden und Türken ſich erſtreckt, werden wir eben ſo wenig uns unter einander in eine Kirche vereinigen, als Juden, Heiden und Türken zur Kirche, in den Schaafsſtall Chriſti einbringen. Es gehört noch ein beſonderer Vereinigungspunkt außer unſerm Geiſt und Herzen dazu, der aber von uns, die wir auf Chriſti Namen getauft ſind, nicht weit abſtehet. Was kann Chriſten mit Chriſten beſſer vereinigen als Chriſtus ſelbſt! — Wenn nur Chriſtus gepredigt wird! ſagte Lavater, ein proteſtantiſcher Geiſtlicher und dieſer Mann hatte wahrlich! recht. Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! — Wer, meine Freunde wird nicht in Ewigkeit antworten? —

Alles war ſtille, Niemand ſprach etliche Secunden

lang ein Wort. Ich muß, fuhr der Pfarrer wieder fort, Ihnen doch eine Stelle aus einem von dem Vicariat ſehr approbirten Werkchen vorleſen, damit ſie ſämtlich ſich überzeugen mögen, wie man bey uns die Gemeinden von Chriſto und ſeiner Lehre denken lehret. Es iſt ein Werkchen von dem Canonicus Collenbuſch, der ſich bey der zweyten Auflage erſt genannt hat; nachdem man einen Profeſſor in Göttingen für den Verfaſſer gehalten. Er las darauf eine ſehr ſchöne Darſtellung des Characters Chriſti vor. Aus dieſer Vollkommenheit ſchloß der Verfaſſer auf Chriſti Göttlichkeit und brauchte die Lehren Chriſti zum Beweiß der Göttlichkeit ſeiner Perſon. Der Pfarrer las mit Anſtrengung und Affect, ſo daß ſein Auditorium, einer mehr einer weniger ergriffen ward. Das Werkchen endigte ſich mit den Worten: »gelobet ſey Jeſus Chriſtus!« Als der Pater Lector auf dieſe Worte einen beſondern Nachdruck und dabey die Brochüre auf den Tiſch legte, ſprachen alle, wie aus einem Mund: (mit Ausnahme des Archivar Burkhardt,) in Ewigkeit!

Dieſe Exploſion war dem Pfarrer unerwartet, aber auch ein Merkmal, daß er jetzt noch mehr reden dürfe. Nachdem die vota über das Werkchen abgelegt waren, ſetzte derſelbe ſeinen Vortrag, denn man ließ ihn faſt allein ſprechen, alſo fort.

In dem Vereinigungspunct ſind wir, allhier Verſammelte, nicht nur, ſondern, wie nicht zu zweifeln iſt, auch alle Confeſſionen mit einander einig: woher mag demnach es kommen, daß die Vereinigung nicht geſchiehet? Nicht die Verhältniſſe der Kirche mit dem Staat, nicht eine abſolute Unvereinbarkeit des Catho-

licismus mit dem Proteſtantismus, ſind die Urſachen, daß die Chriſten, wenigſtens in Deutſchland, wo alle drey Confeſſionen unter einander und neben einander, pari jure ihre Tempel eröffnen noch nicht ein Hirt und eine Heerde ſind. Die wahre Urſache liegt noch im Zeitgeiſt, in — — erlauben Sie mir meine proteſtantiſchen Freunde! aufrichtig zu ſprechen, — in einer gewiſſen Intolleranz der Proteſtanten. Es war eine Zeit wo man uns dieſen Vorwurf machen konnte, worüber wir aber wie mich dünkt Entſchuldigung verdienen. Luther, Calvin, Zwingli riſſen der alten Kirche ein großes Stück von dem Feld ab, welches ſie bepflanzt hatte, dieſes, denn Menſchen bleiben Menſchen, mußte der Cleriſey und der Laienſchaft ſchmerzen. Wir ſahen die Proteſtanten als Spoliatoren unſers Eigenthums an. Dieſe finſtere Zeit iſt vorbey und brüderlich bieten wir die Hand zur innigſten Verſöhnung an: allein überall werden wir zurückgewieſen. Man will uns das Recht nicht zugeſtehen, deſſen doch die Proteſtanten ſo ſehr ſich bedienen und ſogar mißbrauchen.

Welches Recht? fragt Maibach.

Nun, antwortete der Pfarrer, das Recht unſere Meinungen, unſere Lehren, unſere Wünſche öffentlich zu ſagen und ſolche unſern proteſtantiſchen Brüdern mitzutheilen; das Recht uns eben ſo auszubreiten, als die Proteſtanten für ſich verlangen.

Ich wüßte doch nicht! ſagte Haußmann. Im Gegentheil erhalten die Catholiken leichter unter den Proteſtanten eine Kirche als dieſe unter jenen. Und was die Freyheit zu reden betrifft, ſo wird Ihnen dieſe von Ihren Biſchöffen, von dem Pabſt beſchränkt, ſo wie,

in einigen katholiſchen Ländern, miſerabele Cenſoren die Preßfreyheit beſchränken. Sie kennen, wie ich merke, (redete der Pfarrer weiter) den Geiſt nicht der noch unter den Proteſtanten herrſcht, weil Sie mich ſo unrecht verſtehen. Das exercitium religionis hat zwar in vielen Staaten eine billige und gerechte Gleichheit erhalten. Von Seiten der Obrigkeiten iſt dem Catholiken eben das erlaubt was dem Proteſtanten, et vice versa, bewilligt wird. Der Geiſt, wovon ich rede, herrſcht in den Köpfen der meiſten proteſtantiſchen Geiſtlichen und andern Gelehrten, von wo aus er auf andere Nichtgelehrte, ja bis zur untern Volksklaſſe verbreitet wird. Die proteſtantiſchen Geiſtlichen und Gelehrten declamiren gegen die Intoleranz, gegen den Bekehrungseifer der Catholiken bis ſie für Heiſcherkeit nicht mehr reden können. Sie ſchreiben über die Religion, um ſolche auszurotten. Kein einz'ges Dogma, ſelbſt die Perſon Chriſti wird nicht geſchont. Nicht allein unſere, ſondern auch ihre eigene Kirche bemühen ſie ſich in einen Schutthaufen zuſammen zu reißen. Wir Catholiken haben dieſem Unfug ſtille zugeſehen, und niemals öffentlich über Beeinträchtigung unſerer Religion geſchrien, wenn ein Fürſt den Proteſtanten eine neue Kirche hat erbauen laſſen. Wenn aber hier und da ein Catholik oder auch ein noch religiöſer Proteſtant über die Religionsſtörer klagt, und die Religion in Schutz nimmt, wenn ein Catholik nur den leiſeſten Wunſch merken läßt: daß die Kirche über ihre Feinde triumphiren, daß Chriſtus wieder da geprediget werden möge, wo man ſeinen Namen beynah nicht mehr kennt: dann erheben die Uſurpatoren des Proteſtantismus ein

Geſchrey über uns Catholiken, nennen uns bekehrungsſüchtige, abergläubiſche Fanatiker und beſchuldigen jeden proteſtantiſchen Geiſtlichen: oder Gelehrten, der für die Erhallung ſeiner Kirche ſchreibt, oder ſpricht, des Catholicismus. Wird uns nun nur eine neue Dorfcapelle von der Obrigkeit bewilligt, erlaubt ein proteſtantiſcher Fürſt einem Catholiken, oder gar einem Cleriker einen nähern Zutritt: ſo wird ein Lärmen gemacht, als ob ein Würgengel gegen alle Proteſtanten über ihren Häuptern ſchwebte.

Maibach wollte die Proteſtanten gegen die Beſchuldigungen des Pfarrers in Schutz nehmen, der Pfarrer aber fiel ihm lächelnd in die Rede und ſagte: vertheidigen Sie die Proteſtanten, von welchen ich rede und die ihren Namen nicht mehr verdienen, ja nicht, lieber Freund! oder ich muß befürchten, daß Sie auch ein heimlicher Feind gegen uns arme Catholiken ſind. Großer Gott! wie leicht wird der Menſch mißverſtanden! Was ich geſagt habe, ſollte ja keine Contravers gegen gläubige und ungläubige Proteſtanten ſeyn; ich wollte nur die Scheidewand bezeichnen, welche noch zur Zeit zwiſchen den chriſtlichen Confeſſionen ſteht und die Vereinigung hindert. — Mag es aber draußen ausſehen wie es will, unter uns, meine Freunde! wünſche ich, daß es anders ſeyn möge. Laſſen Sie uns von allem unbefangen ſprechen. Reden Sie von Luther, Calvin und andern Reformatoren was Sie wollen, ich kann es unbefangen anhören. Dagegen aber ſey es auch uns Catholiken erlaubt, Ihnen meine proteſtantiſchen Freunde! zur Unterhaltung des Geiſtes mitzutheilen, was Kopf und Herz vermag.

Verzeihen Sie mir meine vorhin gemachte Einwendungen, ſagte Maibach, als der Pfarrer mit Sprechen einhielt, ich habe wirklich Sie nicht recht verſtanden. Jetzt gebe ich Ihnen vollkommen Beyfall! Man muß alles hören können was der Freund ſpricht, wenn wir auch mit ihm nicht gleich denken. Reden Sie von der katholiſchen Kirche und ihrem Glauben was Sie wollen, ich werde über nichts einen Widerwillen empfinden; dagegen aber hoffe ich auch, daß Niemand mein Urtheil für, oder gegen eine Meinung, oder Dogma als einen Beweiß genommener Parthey anſehen werde. Ich habe meine eigene Gedanken.

Und ich auch fiel Wilſon ein. Wer geführt werden muß, kann nicht frey gehen. Freyheit! du biſt meine Göttin!

Nun ward über Freyheit geplaudert und geſchwärmt, daß dem Pfarrer *) faſt bange wurde, wie er ſeine Freunde wieder aus dem Schwindel, ſo ſie überfallen, bringen mögte. Er kannte ſeine Leute und ließ ſich mit Haußmann in ein Geſpräch über die Decretalen des falſchen Iſidorus ein, wovon die Meiſten nichts verſtanden und ſtill zuhörten. Caroline wurde ſchläfrich, welches Gelegenheit gab, daß die Geſellſchaft aufbrach und nach Haus ging.

*) Dieſer, Seebach genannte Pfarrer, iſt in Z. von braven Aeltern in der katholiſchen Kirche erzogen worden. Während des franzöſiſchen Unweſens ſchweifte er als Proteſtant herum. Dann kehrte er zur katholiſchen Gemeinde zurück, und gab ſich alle Mühe, die Proteſtanten zu bekehren. Nach Maibachs Tod ſoll er eine andere Stelle erhalten haben, und bald darauf geſtorben ſeyn.

Hofmaier an von Waldheim.

Achtes Schreiben.

Die Geſpräche über Gegenſtände der Religion wurden nun in der gelehrten Geſellſchaft zur ſchönen Vereinigung öfterer und endlich war keine Zuſammenkunft, wo nicht über den Glauben, die wahre Religion, die alte und neue Kirche, über Catholicismus und Proteſtantismus gesprpchen wurde. Der Pfarrer ſchien ſolche Geſpräche zwar vermeiden zu wollen, doch wußte er ſolche unter dem Vorwand der Freyheit über alles zu ſprechen, zu befördern. —

Einſtmals war die Reihe des Kränzchens an dem katholiſchen Mitglied Kopäus, der eine vortreffliche Gemälde-Sammlung hatte, welche ein reiſender Maler beſah, während die Mitglieder der Geſellſchaft ſich in dem Saale einſtweilen ſammelten. Man urtheilte über einzelne Stücke, und beſonders über religiöſe von italieniſchen Meiſtern, deren Kopäus ſehr viele beſaß. Der gute Maler wurde bald von dieſem, bald von jenem über dieſe oder jene Madonna, Magdalena und andere geiſtliche Stücke gefragt, und endlich auch ſeine Meinung über die Vorzüge geiſtlicher Gemälde, bey welchen der Maler am beſten hohe Ideale durch ſeinen Pinſel darſtellen könne, begehrt.

Meine Herrn und Damen! antwortete der Maler, ſie ſcheinen mir für die religiöſen Gegenſtände und für die italieniſche Schule eine Vorliebe zu haben, ich zweifle alſo, daß mein Urtheil ihren Beyfall haben

werde. Ich bin aus München gebürtig, wo ich auch meine Laufbahn als Maler betrat. Mein Lehrer, ein Catholik wie ich, gab mir faſt lauter religiöſe Bilder, um meine Talente durch deren Copirung zu verſuchen. Ein reicher Verwandter ließ mich reiſen. Ich ſah alle Gallerien in Deutſchland und Frankreich, lebte lang in Holland und noch länger in Italien, um meine Kunſt zu ſtudieren. In jedem Land fand ich unübertreffbare Meiſter, in Hinſicht der Malerkunſt überhaupt. Mir ſcheint es daher nicht möglich, zwiſchen der niederländiſchen und italieniſchen Schule zu beſtimmen, welche für die Kunſt überhaupt den Vorzug verdiene? Eben ſo unmöglich iſt es zu entſcheiden: ob der Thiermaler, oder der Landſchaftsmaler, oder der Hiſtorienmaler, oder der ſo nach der Natur malt, oder Ideale ausführt, der größere ſey? oder: ob der Thier- oder Portraitmaler, oder der ſo Seeſtücke verfertigt, einen mehr oder minder würdigen Gegenſtand der Kunſt behandele? Der Maler muß für ſeine Kunſt alles lieben, was die ſichtbare Welt enthält, oder nach ſeiner Einbildungskraft enthalten kann. — So wenig indeſſen ein Menſch dem andern gleich iſt, ſo wenig kann ein Maler malen was der andere malt, und wenn auch beide die höchſte Stufe der Kunſt erreicht hätten. Michel Angelo kann nicht malen was Oſtade dahinſtellt, und Van Dyck vermag nicht mit Rubens zu wetteifern. So verhält es ſich auch mit dem Menſchen als Liebhaber der Malerkunſt und dem Geſchmack an den verſchiedenen Werken der Maler. Jeder Maler hat deshalb ſeinen eignen Geſchmack ſeine Lieblingsgegenſtände, die ihn beſonders anziehen und ihn angeuehm unterhalten,

wenn er, abgeſehen von allem Kunſtſinn, ſich als bloſer Menſch von Gefühl dem Eindruck überläßt, ſo ein gewiſſes Gemälde auf ihn macht. Jeder Maler, jeder Künſtler hat einen gewiſſen Gegenſtand, den er beſonders liebt und überall gern aufſucht wie ein Liebhaber ſein Mädchen unter einer Menge anderer Schönen. — Mein Lieblings-Gegenſtand iſt der Menſch und deſſen mannigfaltiger Charakter, ſo der Maler in einzelnen Bildern und hiſtoriſchen Stücken darzuſtellen Gelegenheit hat. Soll aber das Bild recht auf mein Herz und Geiſt wirken, ſoll ich es wie der Verliebte ſeine Geliebte mit Seelenfreude und Vergnügen beſchauen können: ſo muß der dargeſtellte Charakter natürlich, groß, nicht gigantiſch, nicht überſpannt, edel, menſchlich und der mit dem Herzen im Einklang ſtehenden Vernunft angemeſſen ſeyn. Sehen Sie hier einen ſterbenden Seneca, und dort einen Laurentius auf dem Roſt! Spricht nicht der ſterbende Weiſe das Herz mehr an, als der Märtyrer auf den Kohlen? Sehen Sie wie bey dem Laurentio der Maler gefühlt hat, Etwas eingebildetes zu malen, weil er über dem Geſicht des Gebratenen eine Glorie in den Wolken angebracht hat, da hingegen der ohnmächtige Seneca den ſchönen Tod des Weiſen, ohne Beymiſchung einer Fantaſie verſinnlicht. Er ſinkt in den Arm eines Freundes, eines edlen Römers, deſſen Blick gegen die Henker des Nero den Triumph einer großen Seele über die Tyranney ausſpricht.

Stellen Sie ſich die meiſten italieniſchen religiöſen Gemälde vor, eine Madonna, reuige Magdalena, eine heilige Familie, eine Apoſtelgeſchichte, eine Scene aus

dem Leiden Jeſu Chriſti, — gegen eine römiſche Virginie, eine Mutter der Grachen, einen Brutus als Richter ſeiner Söhne, einen andern Brutus, der dem Cäſar den Dolch in das Herz ſtößt, einen Mutius vor Porſenna mit der Hand im Feuer, einen Regulus, — und ſagen Sie mir aufrichtig: ob dieſe letztere nicht Jedermann ſo anſprechen, daß jeder gebildete Menſch die Handlung nicht verkennen wird, auch ohne die Geſchichte zu wiſſen? dahingegen in den religiöſen Bildern Etwas myſtiſches liegt, welches für jeden andern als einem Devoten verlohren geht.

Martini übernahm hier die Vertheidigung der religiöſen Malereyen gegen die profane, und behauptete: daß nicht nur Katholiken, ſondern auch Proteſtanten, welchen die heilige Myſtik der katholiſchen Kirche ganz fremd ſey, oft mehr devoten, geiſtlichen, ja göttlichen Sinn und Geiſt in den religiöſen Gemälden fänden; ja er habe gefunden, daß Proteſtanten vor ſolchen Gemälden ſich inniger gelabt hätten als Katholiſche, welche darüber hin geſehen hätten, ohne ſich ſo lange dabey zu verweilen. Es müſſe demnach in den heiligen Gegenſtänden ein Sinn und Geiſt liegen, welcher nicht allein den Katholiken ſondern auch Proteſtanten und einfolglich allen Nichtkatholiken ſichtbar und fühlbar ſeyn müſſe, wenn ſie nur eine dazu empfängliche Seele hätten.

Ich gebe zu, verſetzte der Maler, daß die Meiſter meiner Kunſt in ihren Madonnen, Magdalenen, Marthanen, Eliſabethen, Johanniſſen, Chriſtusbildern in verſchiedenen Lebensſcenen des Heilandes, eben ſo große Ideale dargeſtellt haben, als die Griechen und Römer,

wenn ſie einen Jupiter, eine Juno, Venus, einen Herkules, Apollo u. dgl. in Stein gehauen, oder auf ein Brett mit Farben gezaubert haben. Allein die Ideale der Alten ſollten ihnen auch nichts anders als menſchliche Ideale ſeyn. Die religiöſen Ideale der chriſtlichen Maler aber ſollen Etwas übermenſchliches ſeyn, und doch kann ſich unſre Einbildungskraft nicht über das Menſchliche erheben. Wer alſo in einem Bild Chriſti, oder der Maria, einen Gott und ſeine Mutter ſiehet, trägt die Idee davon in das Bild über, welches offenbar Selbſtbetrug iſt, faſt mögte ich es Kunſt-Aberglauben nennen. In dieſem Aberglauben kommen alle chriſtliche Confeſſionen mit einander überein, weil der Glaube an die Gottheit Chriſti und die Reinheit ſeiner Mutter allen gemein iſt.

Wie! fuhr der Pfarrer heftig auf, halten Sie den Glauben an die Gottheit Jeſu Chriſti, an die gebenedeite Jungfrau Mutter Gottes für Aberglauben?

Behüte Gott! verſetzte der Maler ganz gelaſſen. Ich bin ein ſo guter katholiſcher Chriſt als je einer den Roſenkranz gebetet hat. Ich glaube was die Kirche, zu welcher ich mich bekenne, zu glauben befiehlt. Nur meine ich, daß ſo Etwas nicht gemalt werden könne, weil es übermenſchlich iſt. Uebrigens wird auch kein Proteſtant in einer Madonna ſo viel finden, weil er nicht ſo viel als der devote Katholik hineinlegt, oder er ſchwärmt aus Mangel kalter Vernunft, wozu er gewöhnlich zwar erzogen wird, aber nicht immer wegen eines Naturfehlers geſchickt iſt. Und doch giebt es Proteſtanten, denen man Vernunft nicht abſprechen kann, welche in einer heiligen Familie, eben ſo viel, ja noch

mehr als der orthodoxeſte Katholik finden: ſprach Martini etwas haſtig einfallend. Wilſon ſetzte hinzu: wenn Sie nur malen wollen was nicht noch einer Einlage aus Ihrem Gedächtniß oder Ihrer Einbildungskraft bedarf, ſo müſſen Sie gar nichts malen, denn wer noch gar nicht die Leidenſchaft des Zorns, oder der Wuth aus eigner Erfahrung kennt oder an andern Menſchen oder Thieren geſehen hat, wird den zornigen Hohenprieſter Caiphas auf dieſem Gemälde für eine ſinnloſe Fratze halten, ſo wie er von dem vor ihm ſtehenden Heiland ebenfalls keinen Begriff hat, wenn er ihn nicht durch den chriſtlichen Religions-Unterricht, oder aus der Geſchichte hat kennen lernen.

Hierauf antwortete der Maler: Ich gebe Ihnen zu, meine Herrn, daß man in jedes Gemälde einen Sinn und Geiſt legen muß, wenn es uns für das anſprechen ſoll, was es vorſtellt. Wer noch nicht verliebt war, wird im Bild zweyer Liebenden nichts weiter als ein Pärchen in einer Laube ſitzend bemerken; wer nicht weiß was ein Schaaf iſt, wird im Bilde ein dummes und geduldiges Thier nicht finden. Der Maler erwartet auch, daß jeder ſo ſein Gemälde ſiehet, den Geiſt in ſich finden möge, mit welchem er gemalt hat. Der Maler ſchafft nur todte Geſtalten, die Seele iſt im Aug des Kenners. Aber eben darum ſollte man nichts anders malen, nichts anders nachbilden, als was uns die Natur vorgebildet hat, und keine Produkte der Einbildungskraft, wovon in der Natur kein Gegenſtand ſichtbar iſt. Der Maler wirft ſichtbare Gegenſtände, auf ſeine Leinwand, unſichtbare ſind eben ſo wenig zu malen, als eine totale Finſterniß.

Ob durch Zufall oder abſichtliche Veranſtaltung des Pfarrers, welcher mehrmals aus dem Zimmer ſich etliche Minuten entfernte, es geſchehen, daß Martini und Maibach nebſt ſeiner Frau abgerufen worden, iſt nicht zu beſtimmen. Als dieſe nun weg, und der Pfarrer nebſt Kopäus, Wilſon und Haußmann allein waren, fragte der erſte den Maler um ſeinen Namen, Wohnort und andere Perſönlichkeiten. Ich bin, antwortete der Maler, eigrntlich von Profeſſion ein Maler, in Dienſten des **** als Intendant des Kunſtmuſeums und der Bildergallerie, und gegenwärtig auf Reiſen mit dem Prinzen Ludwig, welcher ein großer Freund der Künſte iſt, und (ſich an Kopäus wendend) gewiß ihr Cabinet ſehen wird, wenn ich ihm von deſſen Schönheiten erzählen werde. —

Sie ſind doch nicht Weintraut, der Meiſter und Schöpfer dieſer Aurora hier? fragte Kopäus.

Der nämliche, erwiederte der Maler. Kopäus, der eben ſo wie der Pfarrer ungleich artiger und discreter ſich gegen den Künſtler betrug, nachdem er wußte wer der Maler außerdem noch ſey, ſetzte das unterbrochene Geſpräch alſo fort: Ihr Werk, mein Herr, ſteht mit dem was Sie vorhin zu ſagen beliebten, wie mich dünkt, im Widerſpruch. Sehen Sie Ihre Aurora hier, wie die roſenfarbene Göttin in einer himmliſchen Geſtalt, ſo ſchönem jugendlichen Geſicht hinter den Bergen hervortritt, welches ſanfte Licht im Thal! wie munter das Pferd ſeine Laſt nachzieht! der Fuhrmann mit geſchwungener Peitſche fröhlch daneben! der Storch auf dem Dache bewegt die Flügel und das Ganze wie ſchön alles zuſammengeſtellt, das jugendliche, gleichſam

neugeborne Licht mild über die Schatten herrſcht — — und doch behaupteten Sie: der Maler dürfe nur die Natur copiren, keine Ideale malen. Haben Sie dieſen ſchönen Morgen mit der ſchönen Aurora wirklich geſehen? oder: iſt dieſes nicht alles Fantaſie, zu welcher Sie noch die fabelhafte Aurora hinzugefügt haben?

Der Maler ſchwieg einige Augenblicke und ſchien auf eine Antwort zu ſinnen. Endlich ſprach er: Vor allen Dingen mein Herr muß ich das Lob meines Werks ablehnen, weil es ſolches nicht verdient. Indeſſen will ich zugeben, ich hätte wirklich die Schönheiten gemalt, ſo Sie in mein Bild hineindenken; habe ich denn gelogen? giebt es nicht ſolche Naturſcenen? daß ich die Auroro hinzugefügt, iſt ein Licenz ſo man dem Maler eingeräumt hat, mit der Mythologie die Gallerien zu bereichern. — Aber meine Aurora belügt Niemand, Jedermann erkennt ſie für eine Fabel und iſt eine allegoriſche Wahrheit. Die Schönheiten wirklicher, dem Aug ſichtbarer Dinge darf, ja ſoll der Maler vergrößern, idealiſiren. Er darf auch, wie der Fabeldichter, aus der Mythologie aller Völker Scenen darſtellen, weil er alsdann ſo wenig als der Fabeldichter lügt. Nur gegen die Wahrheit ſoll er ſich nicht verſündigen, ſoll das Unſichtbare in der Natur nicht ſichtbar auf Leinwand machen wollen, weil dieſes nichts als Lüge und Trug ſeyn kann. Ich will mich deutlicher erklären. Wer einen Merkur malt, lügt nicht: er malt eine Fabel. Die Flügel an Schultern und Füßen ſind Symbole der Geſchwindigkeit, wodurch ebenfalls Niemand hintergangen wird. — Wer aber einen Engel in einem geflügelten Jüngling darſtellt, lügt.

Ein Engel iſt ein Geiſt und kann eben ſo wenig als eine Seele gemalt werden. Wollen Sie ſagen die Jünglingsgeſtalt ſey auch ein Symbol wie die Flügel des Merkur, ſo erwägen Sie gefälligſt, daß die Flügel uns die Geſchwindigkeit der Bewegung, alſo eine Wirklichkeit andeuten, die Jünglingsgeſtalt aber gar keinen Begriff von einem Geiſt, ſo Engel iſt, erweckt.

Aber ſollte dann dem Maler nicht erlaubt ſeyn, unſichtbare und noch nie geſehene Dinge in Symbolen oder fingirten Figuren vorzuſtellen? Wenn dieſes unrecht, unerlaubt, kunſtwidrig wäre, müßte man nicht alle religiöſen Gemälde, von der Empfängniß Mariä, dem Heiland am Kreuz, die Dreyeinigkeit, das jüngſte Gericht u. dgl. mehr aus allen Kirchen und Gallerien verbannen? ſagte hier der Pfarrer. — Und welche Meiſterſtücke, welche Ideals der Kunſt würden dadurch verlohren gehen! ſetzte Kopäus hinzu. Bewahre Gott, daß ich ein Bilderſtürmer werde, oder mich an der Kunſt verſündige! antwortete der Maler. Die unnachahmlichen Meiſterwerke der religiöſen Maler ſind der Ewigkeit würdig, und werden noch als Ideale der Menſchheit die Würde des Menſchen und ſeine moraliſche Größe beurkunden. Ich wünſche ein Raphael, ein Corregio, ein Rubens zu ſeyn; aber ich würde keine Altarblätter, und religiöſe Bilder oder Geſchichte malen.

Warum? fragte einer.

Weil . . . . . Doch ich werde mich durch ein Beyſpiel deutlicher erklären. Wenn ein griechiſcher Maler den Olymp gemalt hatte, den Vater Jupiter mit ſeiner Gemahlin und den übrigen Gottheiten, ſo hat er dargeſtellt was Jedermann geglaubt hatte. Die

Götter waren Weſen wie die Menſchen, nur höher, edler und unſterblich. Jeder wird mit Vergnügen dieſen Olymp angeſchaut haben, weil er im Olymp einen ſolchen Jupiter erwartet hätte, wenn er wie Herkules und andere Heroen dahin hätte verſetzt werden ſollen.

Wenn aber der chriſtliche Maler ſeinen Brüdern einen Himmel vorbildet; wie in einem Saal von Wolken ein alter Mann, ein junger Mann und eine Taube, von alten bärtigen Männern, ſchönen Weibern, Päbſten, Mönchen und andern Heiligen umgeben im Licht daſitzt, und hunderttauſend Figuren in betender Stellung um die höhere Verſammlung knien: wer wird in dieſem Bild erkennen, was nach Chriſti Verheißung kein Auge geſehen und kein Ohr gehört hat? Laſſen Sie dieſe Gemälde ein noch ſo großes Meiſterſtück in allen ſeinen Theilen ſeyn: ſo iſt es doch nichts anders als ein Product der Schwärmerey und der Religion, ſo Chriſtus gelehrt hat, unwürdig. Der Maler war ein Fantaſt, wie der ein Fantaſt ſeyn muß, der als ein Bekenner der Lehre Chriſti, die geringſte Anſchauung deſſen was er in der glücklichen Ewigkeit erwartet, darinnen findet. Und doch ſoll der Maler, wenn er nicht Fabeln malt, nur ſolche Dinge malen, welche zum wenigſten unter die anſchauenden gehören. Ein Religionsſpötter wird in ſolchen Gemälden die chriſtliche Religion perſiflirt finden und lachen.

Sie ſprechen wohl zu viel, ſagte der Pfarrer, und unterſcheiden nicht die dem Maler nöthige Einbildungskraft, von der religiöſen Fantaſie; ſo wie Sie auch zu überſehen ſcheinen, daß man bey ſolchen Bil-

dern den Sinn und Geiſt hineindenken muß. Sie haben ja vorhin ſelbſt zugeſtanden, daß der Kenner den Geiſt' ſo er im Gemälde findet, in ſich haben müſſe.

Ich gebe das letzte zu, fuhr der Maler fort, ohne mein Wort zurückzunehmen: daß die religiöſen Maler Schwärmer geweſen ſeyen. Ein ſchönes Mädchengeſicht, aus welchem keuſche Mutterliebe hervorleuchtet, ward zur Madonna gemacht. Ein ſanftes gütevolles Mannsgeſicht ward dem Johannes zugetheilt. Ein würde- und liebevolles Angeſicht ward das Bild des Heilandes. Dieſe Menſchengeſichter glühten in der Fantaſie des Malers, und wurden ihm Himmelsgeſichter. Dieſe Bilder ſeiner Einbildungskraft wurden ihm durch ſeine feurigen Gefühle Gegenſtände grenzenloſer Liebe und Verehrung, und es würde kein Wunder geweſen ſeyn, wenn er nicht auf allenfallſiges Verlangen beſchworen hätte: daß Chriſtus, Maria und Johannes ſo und nicht anders ausgeſehen hätten, wann er nicht gewünſcht hätte: dieſem Chriſtus ſeiner Einbildungskraft in die Arme zu ſinken, wie Pygmalion die Götter angerufen ſeiner Galathe das Leben zu ſchenken. Bey ſolchen Fantaſien kann die Vernunft nicht geſund bleiben, daher hat die Malerkunſt ſolche Meiſterſtücke theuer erkauft. — So wie nun die Maler, welche den Himmel der Chriſten verſinnlichen wollen und in einem Marienbild wirklich mehr als ein menſchliches Weſen finden, Fantaſten ſind; ſo ſind gleiche Fantaſten die, welche durch ihre religiöſen Gefühle, theoſophiſche Grillen, ſchwärmeriſche Ideen bewogen werden, dieſe ihre Empfindungen und Ideen in ſolche Bilder überzutragen. Dieſes meine Herrn iſt die Urſache, warum ich vorhin

ſagte, daß ein Bild, ſoll es mir gefallen, ſoll ich es lang mit herzlichem Vergnügen beſchauen, mich daran laben können, einen natürlichen großen, aber nicht überſpannten menſchlichen Charakter haben müſſe.

Kopäus wandte ein: daß ein angehender Maler, wenn er ſich ſtreng an ſolche Maximen halten würde, nur gemeine Geſichter und Charakter, und nie ein hohes Ideal mit ſeinem Pinſel bilden würde; er würde ein bloſer Portraitmaler werden, nie aber eine ſogenannte Seelenmalerey zu Stande bringen.

Welches Ideal oder Götterbild, verſetzte der Maler, verherrlicht die Meiſterſtücke der Malerkunſt ſo nicht einem Menſchen ähnlich iſt? Muß alſo der Menſch dem Maler ſitzen, wenn er einen Gott hervorbringen will, warum ſollte der Menſch als Menſch den Künſtler nicht eben ſo begeiſtern können, als der Gedanke, daß das im Geiſt aufgefaßte Menſchenbild ein Gott oder Göttin vorſtellen ſolle? Es zeigt einen ſeltſamen Kopf an, wenn Jemand die ſchönen Menſchen in Götter verwandelt und gemeinen geiſtloſen Geſichtern Menſchenköpfe aufzeichnet. Ich habe eine ſo hohe Idee von der Menſchheit, daß meine lebhafteſte Einbildungskraft mir noch kein Geſicht vorgezaubert hat, welches zu ſchön geweſen, um einem Menſchen anzugehören. Ueberdieß habe ich die Erfahrung mehrmal gemacht: daß der Maler, welcher einen Menſchen z. B. ein ſchönes Mädchen nach ſeiner Fantaſie malen wollte, ein herrlicheres Geſicht zuwege gebracht, als der ſo eine Venus zu ſchaffen ſich vorſetzte. Die Göttin fiel etwas ſteif aus, und hatte weit weniger Grazie, als das Menſchenkind. Wiederum ſah ich zwey junge Künſtler mit einander

wetteifern: wer das Bild der Geduld am beſten zu zeichnen und malen vermögte. Der eine zeichnete nach der Idee von einem Menſchen, ſo bey dem Bewußtſeyn noch vorhandener Kräfte ſtandhaft auf dieſelbe reſignirt. Es war ein Herkules in ſeiner Löwenhaut, um deſſen Kopf Jupiter ſeine Blitze ſchleuderte. Ein Blitz hatte ihm die Keule in der Hand geſpalten, die er mit ruhigem Aug betrachtete. — Der andere dagegen glaubte die Geduld zu idealiſiren, wenn er ein völlig kraftloſes Geſicht wählte. Ein geduldiger Mönch lag krank und abgezehrt in Ketten. Einſtimmig fand man das erſte Gemälde beſſer und ſchöner; und als letzterer an ſeiner Arbeit fortkünſtelte und ſeine Idee zur höchſten Vollendung bringen wollte, erhielt das Geſicht viel ähnliches mit einem Schaafskopf.

Das iſt doch ſonderbar, in der That ſonderbar, bemerkte der Pfarrer, und äußerte: daß er doch die Urſache davon zu wiſſen begierig ſey.

Die, fuhr der Maler fort, iſt ſehr leicht zu finden. Die Verhältniſſe in welchen der Menſch mit andern Menſchen ſteht, und in welche er abwechſelnd von dem Schickſal verſetzt wird, ſind mit Empfindungen verbunden, welche, wenn wir von dem Gegenſtand, worauf ſich die Empfindung bezieht, abweſend ſind, ein dem Gegenſtand hymogenes Bild iu unſrer Einbildungskraft hervorbringen, ſo wie auch das Bild, z. B. ein Portrait, das Gefühl wieder rege macht. So lang wir unſre Empfindungen auf Etwas natürliches und menſchliches richten, können wir ſie zu einer ungeheuern Höhe ſteigern, ohne dem Gefühl ſeine Kraft zu rauben; und ſo lang der Gegenſtand, oder das Bild natürlich und

menſchlich bleibt, verſagt auch die Empfindung nicht eine wahre Begierde in uns zu erwecken. So wie aber eine ſeltſam gemiſchte Empfindung in uns entſteht, wann wir z. B. von Zorn und Liebe zu gleicher Zeit in gleichem Grad beſtürmt werden, wiſſen wir nicht recht was wir mit dem Gegenſtand des Zorns oder der Liebe beginnen ſollen. Eben ſo ſonderbar wird das Gefühl, wenn der Gegenſtand zu gigantiſch oder auch grotesk, kurz widernatürlich oder unnatürlich erſcheint. Stellen wir uns einen Menſchen vor, in dem das Gefühl der Liebe ſich regt, oder das zerſtörende Gefühl des Zorns ſich erhebt, ſo wird ein ſchönes Mädchen, oder eine widerwartige Geſtalt ihm in ſeiner Seele vorſchweben. Je ſtärker die Empfindungen deſto ſchöner oder widerwärtiger werden dieſe Bilder ſeyn. Bringt nun die Einbildungskraft dieſe Bilder wieder hervor, ſo erheben ſich auch dieſe Gefühle wieder, welche den Maler, wenn er die Liebe oder den Zorn malen will, beleben, wenn ſie nicht zu ſehr ihre, einem jeden eigenthümliche Befriedigung fodern.

Geſetzt nun, der Liebende oder Zornige iſt ſo affectvoll, daß ihm kein Bild, ſo ſeine Einbildungskraft unter den Menſchen aufſucht, genügt: ſo wird er wie ein Narr verlangen ohne recht zu wiſſen was. Dem Liebe fühlenden wird eine Mädchengeſtalt dunkel (in einem heiligen Schatten) vorſchweben, welche er zwar näher kennen zu lernen begehrt, ihm jedoch die angenehme Hoffnung einer Befriedieung nicht verſpricht. Der Zorn fühlende, wann er exaltirt iſt, ſieht endlich keinen gewöhnlichen Menſchen als Gegenſtände ſeines Affects, mehr; ſondern Mißgeburten, Zwerge, Rieſen, Dra-

chen ꝛc., und dieſe Bilder frappiren den affectvollen Zornigen dergeſtalt, daß er nie recht zum Ausbruch ſeiner Wuth gelangt, in welche er gegen eine Menſchengeſtalt ausgebrochen wäre.

Hieraus ergiebt ſich die Urſache, warum dem Maler die Affecte auszudrücken mißlingen muß, wann er ſie überſpannt: oder: warum er eben ſo wenig glücklich iſt, etwas Göttliches, Himmliſches zu malen, wenn es ſich von dem Menſchlichen unterſcheiden ſoll.

Bey einem an Geiſt geſunden Menſchen muß Gefühl und Einbildungskraft in gehörigem Verhältniß gegen einander ſtehen. Das Gefühl darf nicht die Einbildungskraft hinter ſich laſſen; noch die Einbildungskraft Bilder ſchaffen, welche in dem Herzen widernatürliche Gefühle erregen. Iſt der Menſch in geſundem Seelenzuſtand, ſo hält Verſtand, Urtheilskraft und Vernunft, die Gefühle nebſt der Einbildungskraft in gehörigen Schranken und Verhältniß. Wenn aber das Gefühl zu ſtürmiſch wird und gleichſam den Verſtand und die Vernunft überſteigt, ohne daß die Einbildungskraft fähig iſt, ein befriedigend Bild zu ſchaffen, ſo iſt der Menſch exaltirt. Hat ſich aber die Fantaſie über den Verſtand und die Vernunft erhoben, ohne daß die Gefühle mit gleichem Maas erhöhet werden, ſo entſteht eine Geiſtesſtörung, von welcher man ſagt: es ſey mit einem ſolchen Menſchen übergeſchnappt. Wenn aber endlich Empfindung und Fantaſie der Vernunft über den Kopf wachſen, wobey der Verſtand gleichſam ſtille ſteht, weil kein regelmäßiges Urtheil dabey möglich iſt, ſo iſt der Kranke auf dem Weg ins Tollhaus. — Sollte dieſe meine Theorie nicht unrichtig ſeyn, ſo habe ich

eine Erfahrung gemacht, ... doch ich will davon ſchweigen, um in Gegenwart Ihro Hochwürden nicht eine Ihnen vielleicht mißfällige Bemerkung . . . . .

Nein! nein! fiel der Pfarrer ein, reden Sie nur fort wertheſter Herr Trautwein! es mag ſeyn was es will. Wir denken hier frey und können alles anhören.

Nuu alſo mit Ihrer Bewilligung! erwiederte der Maler. In Italien habe ich nämlich bemerkt, daß viele ſehr religiöſe Perſonen, worunter viele Cardinäle und ſonſtige Geiſtliche ſich befanden, die ſchönen Madonnenbilder mit ſichtbarem Wohlgefallen betrachteten, und vortrefflich über die Kunſt urtheilten; ein ſchlechtes Gemälde aber, und wäre der Gegenſtand noch ſo religiös geweſen, gleichgültig überſahen. In dem Pallaſt des Cardinals Spontino hängt neben einer ſchönen Maria, ein anderes noch beſſer gemaltes Bild den Reformator Luther auf der Wartburg vorſtellend, welches der Cardinal in Deutſchland gekauft hatte. Von dieſen zwey Bilder verſicherte mich der Cardinal, daß noch Niemand der Madonna, die doch in der That vortrefflich gearbeitet war, den Vorzug vor dem Luther gegeben hätte, einige Geiſtliche ausgenommen, die zu lang im Kloſter gelebt hätten und denen ein hölzernes Bild auf der Landſtraße nicht viel weniger werth als ein ſchönes Altarblatt geweſen. Woher mag das gekommen ſeyn?

Der Pfarrer glaubte: dieſes ſey leicht zu erklären; die Freunde, ſo des Cardinals Gallerie geſehen hätten, hätten die Gegenſtände nur als Kunſtfreunde beurtheilt. In ihrem Herzen würden ſie doch vor der gebenedeyten Jungfrau die Knie gebeugt haben. Der Maler dagegen

glaubte, daß der Grund in der Geſundheit der Seele dieſer Herrn zu ſuchen ſey. Ich habe, fuhr er fort, meinen beſondern Grund dieſes zu glauben. Es iſt nämlich bekannt, daß manche Proteſtanten in Rom zu unſrer Kirche überzutreten bewogen werden. Solche Convertiten traf ich öfters in den Bilderſälen an. Keines einzigen erinnere ich mich aber, der nicht vor ganz unbedeutenden geiſtlichen Gemälden geſchwärmt hätte, und über andere Meiſterwerke wenig, oder gar nichts zu ſagen wußte. Dadurch wurde ich auf den Gedanken geleitet: ob nicht dem Proſelyten Etwas an der geſunden Vernunft fehlen müſſe? und fand bey näherer Unterſuchung meine Vermuthung beſtätigt; denn alle waren, nach dem was ich vorhin geſagt, zu urtheilen, entweder exaltirt, oder übergeſchnappt, auch wohl beides. Was meinen Ihro Hochwürden, ſollte wohl jede Religionsänderung eine kranke Seele vermuthen laſſen? — Wann das wahr wäre, wahrhaftig ſo wäre mir es leid, daß unſre heilige Kirche nur die Narren unter den Proteſtanten wieder gewönne.

Der Pfarrer war wie vom Donner gerührt, das Blut ſtieg ihm in das Geſicht, und ſtotterte allerhand abgebrochene Sätze: dieſes könnte man nicht ſagen, — es könnte wohl bey einem oder dem andern der Fall geweſen ſeyn, — im allgemeinen angenommen könnte der Maler ohnmöglich recht haben u. dgl.

Als der Maler die Verlegenheit des Pfarrers bemerkte, brach er das Geſpräch ſchnell ab und wandte ſich an Kopäus, um mit ihm über einige Gemälde für die Gallerie ſeines Herrn zu handeln. Während dieſem Handeln ging der Pfarrer ſtille zur Thür hinaus.

Hofmaier an von Waldheim.

Neuntes Schreiben.

Der verdammte Maler hatte nicht nur die Geſellſchaft in dem Haus des Kopäus für dieſen Abend geſtört, ſondern auch durch ſein unverdautes Gewäſch (wie der Pfarrer ſich über deſſen Aeußerungen ausdrückte) eine übele Senſation in einigen Köpfen ſeiner Zuhörer bewirkt. — Wir müſſen unſre Freunde wieder zurechtſtimmen, ſagte er Abends noch zu Kopäus, welcher das durch den Maler an dieſem Tag geſtörte Collegium auf den folgenden Tag einladen ließ, und glücklicher Weiſe wurde kein Mitglied abgehalten.

Der Pfarrer kam als ſchon die andern beyſammen waren, und declamirte gleich gegen den Maler, der geſtern den ſchönen Abend verdorben hätte. Und wiſſen Sie dann wer er eigentlich iſt? fuhr er fort; ich habe meine gute Urſache zn glauben, ich weiß es vielmehr gewiß: daß er nicht in München von chriſtlichen Aeltern geboren, ſondern ein getaufter Jude iſt; wenn er es aber auch nicht wäre, ſo iſt er doch nichts beſſers. — Mit dieſer Aufklärung verwiſchte der verſchmitzte Pfarrer alle nachtheilige Eindrücke, ſo der aberwitzige Maler auf die Gemüther ſeiner Zuhörer geſtern gemacht hatte, indem er weitläufig begreiflich zu machen ſuchte: wie die Juden zu dergleichen Witzeleien durch ihren Talmud gebildet würden, welche ihnen zeitlebens anhingen. Zwey Schweſtern des Kopäus waren Ehrenmitglieder der Geſellſchaft, die nur erſchienen, wenn

das Kränzchen bey ihrem Bruder war. Dieſe ſetzten ſich mit Sophien und Carolinen zuſammen, und die männlichen Mitglieder discurirten über politiſche Gegenſtände an einem andern Tiſch. Den Damen wollte die Zeit lang werden. Um ſie zu verkürzen, wurde Haußmann gebeten, Etwas auf dem Clavier zu ſpielen. Pergoleſes Stabat Mater lag auf dem Pult, und da Kopäus und Caroline gut ſangen, auch dieſes Oratorium ſchon mit einander geſungen hatten, ſo baten alle, und beſonders der Pfarrer, daß Kopäus und Caroline daſſelbe ſingen, und Haußmann den Geſang mit dem Flügel begleiten mögte.

Es iſt für die devote Seele eines Chriſten wohl noch nichts herzergreifenderes componirt worden als Pergoleſes Stabat Mater. Die ganze Geſellſchaft war voll religiöſer Gefühle, und eine ſtille klöſterliche Schwärmerey bemächtigte ſich derſelben. Man ſetzte ſich an den großen runden Tiſch, der in einem Nebenzimmer beſonders aufgeſchlagen ward und zur gemeinſchaftlichen Unterhaltung beſtimmt war. Auf das Oratorium wollte keine Vorleſung heute recht behagen. Wilſon hatte eine Abhandlung über den Charakter der Maria Stuart nach Schillers Zeichnung geſchrieben, welche heute hatte vorgeleſen werden ſollen, aber wegen ſchon zu viel verlaufener Zeit auf die nächſte Zuſammenkunft verſpart werden mußte. Er erſuchte indeſſen doch die Geſellſchaft einige Scenen dieſes Trauerſpiels vorleſen zu dürfen, welche vorzüglich ihm zur Charakterzeichnung der Maria gedient hätten. Er las im erſten Aufzug die 5te und 6te Scene, in welcher letzterer Mortimer

der Königin ſeine Religionsveränderung erzählt. Als Wilſon an die Worte kam:

»Ich kehrte in der Kirche Schoos zurück.
»Schwur meinen Irrthum ab in ſeine Hände.

rief Martini laut aus: »ganz meine Geſchichte! O! »meine Brüder und Schweſtern, wer von Ihnen geſe»hen und gehört hätte, was ich ſah und hörte, würde »gewiß auch in den Schoos der Kirche zurückgekehrt »ſeyn, wenn er nicht ſchon allda geweſen!«

Es war und iſt merkwürdig, daß auf dieſe Apoſtrophe Martini's die katholiſchen Mitglieder ſich ganz ſtille verhielten; die proteſtantiſchen aber große Neugier bezeigten, die Geſchichte ſeines Uebertritts näher kennen zu lernen. Wilſon ſteckte ſeine Maria Stuart ein, und Martini theilte folgendes der Geſellſchaft mit.

Mein Entſchluß mich der nachſichtsvollen Mutter in die Arme zu werfen, war eigentlich das Werk eines Augenblicks. Lang ſtand ich zwar vor ihrem Schoos bis mich gleichſam ein Engel ſchnell und ſanft hineinhob. Schon als Knabe fand ich Vergnügen an den heiligen Gottesverehrungen und beſuchte die katholiſche Kirchen an Feſttägen. Der ſchön erleuchtete Altar, die geſchmückte Jungfrau Mutter Gottes, die feyerliche Proceſſion am Frohnleichnamstag, die herzergreifende Muſik des Miserere mei war ein Seelengenuß für mich, den ich niemals wenn ich Zeit hatte, entbehrte. Doch war wir damals als ob noch eine Scheidewand mich von dieſen Herrlichkeiten trennte. Ich war noch zu viel Proteſtant, und wußte nicht warum. Dieſe Scheidewand umzuſtürzen, konnte dem Jüngling nicht einfallen, eben ſo wenig als ich mir eine Ader geöffnet

hätte, wenn gleich das Blut meine Adern hätte aufſpringen machen wollen. Ich liebte meinen einfachen proteſtantiſchen Glauben, und fühlte: das proteſtantiſche Bethaus ſey m e i n Bethaus; aber ich fand auch Unterhaltung für meinen Geiſt in dem katholiſchen Tempel! So ging ich in die Welt und bereiſte die meiſten Provinzen Deutſchlands. Von Straßburg nahm ich meinen Weg in die Schweiz, von welcher ich mich faſt nicht trennen konnte. Die Berge, die der Wanderer mit Lebensgefahr überſteigt, die in fürchterlicher Tiefe liegende reizende Thäler, die Berge, auf welchen der ſchwerfallende Athem uns erinnert: daß im Raum des Himmels zu leben, der irdiſche Menſch aus dem Thal der Erde, ohne Umformung nicht vermöge; die Schlünde und Höhlen in welche meine Einbildungskraft Bewohner ſchuf, vor welchen ich vielleicht, wären ſie mir wirklich erſchienen, geſtorben wäre; — — alles dieſes und noch mehr zog mich unwiederſtehlich an jene Gegenden. In meine Heimath zurückkehren vermogte ich nicht, denn wie ſollte ich mich aus dem vollen Land wo die Natur in der Fülle ihrer gigantiſchen, Schauder und Ehrfurcht erweckenden Größe, mir für meinen Geiſt einen Wohnort anwies, — in das einfache, leere und an vielen Orten öde Deutſchland begeben! Und doch mußte ich weiter, weil ich nicht bleiben konnte. Wohin alſo als nach Italien, in das Land wo die Citronenbäume blühen, in das Vaterland der alten Römer, in das Paradies von Europa. Schnell reiſete ich, um nach Florenz zu kommen, wo ich mich, des ſchnellen Wanderns müde, eine Zeitlang aufhielt. Mein Aufenthalt in der Schweiz hatte meinen Geiſt

für das Große und Majeſtätiſch-Schöne geſtimmt, wel-
ches ich deutlich in mir bemerkte, wenn ich die noch all-
da befindlichen Meiſterſtücke der bildenden Künſte und
Meiſterwerke der Baukunſt, die Kirchen oder Palläſte
betrachtete. Der Wirth, bey welchem ich wohnte, hatte
eine Tochter; ſo mir nicht gleichgültig blieb und die
ſich auch gern mit mir unterhielt. — Ich folgte ihr
öfters Morgens in die Kirche, wenn ſie eine heilige
Meſſe hörte. Da ſah ich dann nicht ſowohl in dieſem,
als auch andern Weibergeſichtern wahre Madonnenbil-
der. So wirkt der gebildete Geiſt auf die Bildung
des Körpers. Ich war entzückt über dieſe Muttergot-
tesphiſionomien, und Mariane ſchien mir ein Engel zu
ſeyn, denn ich wagte keinen unlautern Gedanken gegen
ſie, und wenn ich ſie zuweilen küßte, glaubte ich mehr
als ein Mädchen zu berühren. Die Italiener ſind auf
ihre Weiber und Töchter aufmrrkſam; es entging mir
nicht' daß ich bemerkt wurde. Ich hatte indeſſen nichts
gethan, was mich etwas Unangenehmes hätte befürchten
laſſen können, und war deßwegen ganz unbefangen und
ſorglos. Mein Wirth hatte einen Brnder ſo ſich dem
geiſtlichen Stande gewidmet hatte. Dieſer traf mich
einſtmals bey ſeiner Nichte allein an. Ich war ein
wenig betroffen, aber er ſprach gleich zu mir: bleiben
Sie mein Herr, bey ſolchen Fremden wie Sie ſind,
darf meine Nichte wohl allein bleiben. Er fing gleich
darauf ſelbſt von meinen Begleitungen ſeiner Nichte zu
reden an, und es entſpann ſich ein mir unvergeßliches
Geſpräch unter uns beiden. Der gute Prieſter wußte
mir ſo viel Schönes von ſeiner Kirche zu erzählen, wußte
mir die Mutterkirche ſo darzuſtellen, daß ich ihm Bey-

fall nicht verſagen konnte, da er ſie mir als eine Quelle beſchrieb, die dem nach höherer Erkenntniß, nach höherem Genuß lechzenden Menſchen den Durſt zu löſchen vermöge. Ich übergehe von meinem Aufenthalt in Florenz mehr zu erzählen. Der mir zum Freund gewordene Prieſter rieth mir nach Rom zu reiſen, um dort nicht nur die Ueberbleibſel der alten Welt, ſondern auch das große Monument, wodurch die Kunſt als eine der Religion würdige Dienerin ſich bewieſen, die Peterskirche zu ſchauen. — Auf meiner Reiſe von Florenz nach Rom war mir nicht anders als ob in Italien eine eigene große von allen Völkern verſchiedene Familie wohnte. Der heilige Vater war bey dieſer Fantaſie das Oberhaupt dieſer Familie. Dieſe Vorſtellung ward mir fortdauernd deutlicher, je näher ich nach Rom kam, und war die Urſache, daß ich mir, als ich die große heilige Stadt erblickte, den Himmel zu einem wahren Geiſtesgenuß für mich verſinnlichte. Ich ſah den Schöpfer Himmels und der Erden, mit ſeinem eingebornen Sohn. Um ihm ſchwebten die Cherubim und Seraphim, ihm dieneten die Engel und Erzengel, um ihn ſtanden die Apoſtel und alle Heilige. Alle Selige ſtimmten ein Alleluja an. Die heilige Mutter Gottes, begleitet von den heiligſten Jungfrauen, erſchien in voller Glorie, und ſchwebte zu dem Thron der Gottheit. — Mit ſolFantaſien beſchäftigt, fuhr ich in Rom ein. Kaum war ich etliche Tage angelangt, ſo erhielt ich einen Brief von meinem lieben Prieſter aus Florenz, der mir zwey Empfehlungsſchreiben überſchickte. Das eine war an einen Verwandten des Cardinals A., welcher wohl einer der aufgeklärteſten und wiſſenſchaftlichſten Männer

in ganz Italien ſeyn dürfte. Er iſt religiös, iſt von dem allein ſeligmachenden Glauben überzeugt, vermag die Seligkeit zu ahnden, ohne im geringſten den Vorwurf einer Bigoterie zu verdienen. Als ich ihm meine Viſionen vom Himmel erzählte, antwortete er mit Lächeln: Der ſinnliche Menſch macht ſich Bilder vom Himmel und der Hölle. Das mag gut, auch wohl nöthig für den gemeinen Mann ſeyn, für welchen in katholiſchen Ländern deßwegen durch Erinnerungsbilder hinreichend geſorgt iſt. — Aber Sie ſind ein Proteſtant! wie kommen Sie zu ſolchen Bildungen, ſo Ihre Glaubensbrüder meiſtens bey uns katholiſchen belachen? Als ich ihm hierauf erwiedert: daß dieſe Bilder durch meine Gefühle erregt, mir nur zu Symbolen gedient hätten, um damit meine Empfindungen während meiner Reiſe nach Rom feſt zu halten; war ſeine Antwort: Wir denken wie ich merke beynah einerley, und mich freut es, wenn ich einen Proteſtanten finde, der mit mir übereinſtimmt; denn gemeiniglich denke ich mit einem ſolchen conformer als mit vielen meiner Glaubensbrüder. — Lieber Herr, fuhr er fort, alles kommt auf das Gefühl an; unſre Vernunft muß dem Herzen, wenn es überſtrömt voll ſeliger Empfindungen, ſagen: du haſt Recht! — Dann ſind die Bilder was alle Sinnlichkeiten ſeyn ſollen, Träger und Leiter unſrer Gefühle, welche uns die unverwerflichſte Zeugen unſrer allerheiligſten Religion ſind. Morgen hält der Cardinal, mein Vetter, Hochamt. Ich hole Sie morgen ab, und bringe Sie in der Kirche an einen Ort, wo Sie das Feyerliche der Gottesverehrung bequem werden überſchauen und hören kön-

nen. Mich verlangt was Sie alsdann darüber urtheilen werden.

Wie ein Kind, ſo die Kutſche, ſo es zu einem Freudenfeſt bringen ſoll, nicht erwarten kann, ſo ſchaute ich aus meinem Fenſter auf die Straße, ob mein Freund käme. Schon gingen die Andächtigen haufenweiſe nach dem Tempel. Da wallen Sie hin, die Glücklichen! dachte ich, um in heiliger Gemeinſchaft die Gottheit zu verehren, zum Vorſchmack der Seligkeit, welche ſie hoffen. Endlich kam mein Freund. Wir gingen, und es war mir, als ob das Thor der Kirche der Eingang zu einem Allerheiligſten wäre, welches nur Auserwählte, wie ehemals bey den Juden, als noch Gott unter ihnen wohnte, der Hohepriester, betreten dürften. Ich hatte die große Kirche ſchon geſehen und doch war ſie mir heute neu. Als wir eintraten, wie ward mir! Ein heiliger Schauer überfiel mich! da lagen tauſende auf den Knien um anzubeten. Es iſt ein unbeſchreibliches Gefühl, die Größe des Herrn, in der freywilligen ehrfurchtsvollen Unterwerfung ſeiner Knechte zu erkennen. Auf dem im heiligen Schatten des hohen Doms ſchön flammenden Altar thronte unſichtbar und doch in Fleiſch und Blut der Sohn des göttlichen Vaters. Die Weihrauchswolke ſtieg zum Himmel, ihr ſüßer Geruch weckte in mir den Glauben, daß hier dem Herrn zum ſüßen Geruch geopfert werde. Nun erſchallte aus dem Heiligen ein Gloria in excelsis! Die himmliſchen Chöre erfüllten den weiten Raum, in welchem ich mich befand und mich für ein Atom hielt. Ich ſah, hörte, fühlte, — von Minute zu Minute doppelt, was die vorhergehende mir offenbarte. Meine Sinne waren erhöht bis

zu den Gefilden der Unſterblichkeit. Ich war noch mehr als Mortimer. Bekannt mit den Bedeutungen der Meßhandlung warf ich mich unwillkührlich auf die Knie, und meine Seele war mit der heiligen Gemeinde vereinigt. — Als ich zu meinem Freund nach Haus kam, bat ich, beſchwor ich ihn, mir den einzigen Freundſchaftsdienſt noch zu leiſten, und mich mit einem Mann bekannt zu machen, der mir das wäre was der Cardinal von Guiſe dem Mortimer geweſen. Mit Erſtaunen hörte er mich an. Er wollte mich von meinem Vorhaben zurückhalten, weil er glaubte, daß nur erhitzte Fantaſie aus mir ſpreche, daß ich nur ein Schwärmer und kein wahrer Gläubiger geworden wäre. Aber ich ließ nicht ab. — Er führte mich zu ſeinem Vetter, dem Cardinal, welcher mich zum Unterricht einem andern Geiſtlichen empfahl, in deſſen Hände ich auch mein Gelübde ablegte. Bis dieſes geſchah, ſtieg mein Glaube, meine Liebe und Hoffnung bis zur Vollendung. Als ich nach Ablegung meines Gelübdes aus der Kirche ging, war mir als ob ich eine That begangen hätte, wodurch ich neu zu einem andern Menſchen umgeſchaffen worden wäre. Wenn ich an dieſe Zeit zurück denke, iſt mir immer als ſpräche eine Stimme zu mir: da haſt dein Werk vollendet.

Hier ſchwieg Martini und es entſtand auf etliche Minuten eine tiefe Stille, welche Wilſon mit dem Ausruf unterbrach! Wohl dem wer vollendet! — Maibach dagegen ſagte: Ja wohl dem wer vollendet! aber nicht alle, welche ausrufen, werden ein Ziel finden, bey welchem ſie ſagen können: ich habe vollendet! — Vielleicht ſollen auch nicht alle vollenden: ſagte Caro-

line, ohne ſich weiter auf dieſe Interjection erklären zu können. Martini aber verſicherte, daß auch ſie vollenden werde, ſobald Kraft und Wille in ihr lebendig ſeyn würden. — Die Glocke ſchlug 9, auf welches Zeichen die Geſellſchaft gewöhnlich aus einander ging. Man ſtand auf, und Wilſon umarmte Martini, und dieſer den Maibach, worauf alle unter einander bis auf den Pfarrer ſich umarmten. Liebſte! beſte Freunde! rief der Pfarrer, welche ſchöne Stunden ſind uns heute verfloſſen! Wir ſind reichlich für das entſchädigt worden, was wir geſtern durch den gottloſen Maler entbehren mußten, Gott mit uns! und hier umarmte er auch alle in der Reihe herum.

Hofmaier an von Waldheim.

Zehntes Schreiben.

Erlauben Sie mir, Verehrteſter, daß ich Sie dieſes mit einigen Bemerkungen übar die Bekehrungsgeſchichte Martini's unterhalte. Ich theile Ihnen meine Gedanken darüber mit, um mir die Ihrigen dagegen zu erbitten.

Rom mit ſeiner Peterskirche ſcheint mir für viele Proteſtanten das zu ſeyn, was man von dem Aequator wegen der Seefahrer im gemeinen Leben denkt. Er hat die Linie paſſirt, ſagt man von einem, der die Mittellinie des heißen Weltſtriches überſchritten und mit etwas zu

viel, oder zu wenig Vernunft in das gemäßigte Clima ſeines Vaterlandes zurückgekehrt iſt. So läßt ſich auch von denen ſagen, welche in der Peterskirche waren und ihre Religion geändert, daß Etwas von ihrer mitgebrachten Vernunft in der Kuppel hängen geblieben ſey. Man hat ſchon viele Beſchreibungen des impoſanten Eindrucks, ſo der Anblick dieſes Tempels ſchon auf ein weiches Gemüth macht, geleſen; und Manche ſuchen ſich in ihren Ausdrücken zu erſchöpfen, um die betäubende Fülle religiöſer Majeſtät des Gottesdienſtes darinnen darzuſtellen; als wodurch man diejenige zu entſchuldigen ſucht, ſo als Proteſtanten nach Rom gereiſet und als eifrige Katholiken wieder gekommen ſind.

Auch ich war in Rom und ſah die Peterskirche, wohnte auch am Charfreytag und andern Feſten dem Gottesdienſte darinnen bey. — Ich geſtehe Ihnen, daß mir das Hehre, Feyerliche, welches mich von allen Seiten umgab, das was daſelbſt für Aug und Ohr ſo verführeriſch gefunden wird, nicht gleichgültig geblieben; zumal ich abſichtlich alles that, um mich den ſinnlichen Eindrücken hinzugeben. Auch wurde ich durch das erſtemal gereizt mehrmal hinzugehen, um mich dem ſinnlichen Vergnügen zu überlaſſen, wobey ich den Gedanken nicht verlohr, daß alles dieſes zur Verherrlichung deſſen geſchehe und zubereitet ſey, den auch ich als Stifter meiner Religion verehre. Ich habe ſogar nachgedacht, wie dieſer Sinnenreiz das Herz feſſeln könne? und doch — bin ich nicht katholiſch geworden; im Gegentheil hat mich mein vielleicht zu kalter Kopf auf Gedanken geleitet, bey welchen ich durch die Pracht von hundert Peterskirchen ohnmöglich meine einfache Gottes-

verehrung mit einer für die Sinnlichkeit impoſanteren, vertauſchen kann. – Als ich zum erſtenmal, es war im Hafen von Marſeille, das Meer und zwar in einer ziemlich heftigen Bewegung erblickte, war ich ſo frappirt, daß ich im Anſchauen dieſes furchtbaren Elements verlohren war. Ich ſah, fühlte und konnte nichts denken, meine Seele war in den Fluthen und wogte mit denſelben in das Endloſe dahin. Das erſte was in mir, mit Bewußtſeyn meiner Selbſt, wieder vorging, war: daß ich von dem unabſehbaren Meer meine Gedanken in den grenzenloſen Raum wendete. Welche ungeheuere Kraft wüthet in den Meereswellen wann es mit Untiefen und Waſſerbergen wechſelt! dachte ich, und doch — wie gering iſt dieſe Kraft, wie wenig impoſant ſein Anblick, wann ich mir die Kräfte und Fluthen des Luft- und Aethermeeres zwiſchen den Planeten und Sonnenſyſtemen gedenke, in welchem Körper dahin ſchwimmen, vor deren Geſchwindigkeit jedem, der ſie denkt, ein Schwindel überfallen muß. Wann eine Kanonenkugel mit der Geſchwindigkeit, womit ſie abgeſchoſſen wird, die Sonne erſt in 25 Jahren erreichen würde; ſo läuft die Erde um die Sonne mit einer Geſchwindigkeit, welche wenigſtens 150mal größer iſt als die einer abgeſchoſſenen Kanonenkugel. Welche Kräfte, und doch wieder klein gegen weit höhere, ſo in der Natur vorhanden ſeyn müſſen. Das heftigſte mit Blitz und Donner ſchwangere Wetter, wann es über einem Erdſtrich wüthet, den ein gewaltſam ausbrechender Vulkan verheert, und der von der Erde verſchlungen mit einem neuen Meer bedeckt wird, iſt ein minder furchtbares Schauſpiel der Natur gegen die Revolutionen, ſo ſich

in der Sonne gedenken laſſen. — — Solche Gedanken machten mich geſchickt, das Meer ohne Schwindel anzuſchauen, ich ergötzte mich an der Majeſtät ſeiner Kraft, und war im Stand über die Berechnung der Kraft einer Meereswelle nachzudenken. Damals überzeugte ich mich, daß nichts ſo groß, herrlich und majeſtätiſch in der Natur ſey, um deſſenwillen der zum Erkennen und Denken geſchaffene Menſch den Gebrauch ſeiner Vernunft verlieren ſolle. Der Menſch, welcher ſich dem Großen in der Natur und Kunſt hingiebt, ohne die Kraft des Geiſtes zu beſitzen, womit er die erſten Eindrücke aufhalten, ſie in ihre Theile zergliedern und durch den Sturm der Empfindungen wandern kann, ohne Sclave der Sinnlichkeit zu ſeyn: — der gleicht einem Schiff auf dem tobenden Meer, ſo ohne Pilot dem Untergang preis gegeben wird. Die Zergliederung der erſten Eindrücke ſetzt dem ſchwelgenden Genuß Grenzen, der Verſtand übt ſeine Kräfte aus und zerſtört die Nebel der Täuſchung, welcher ein ſchwaches oder geſchwächtes Gemüth unterliegt. Durch dieſe Zergliederung und Zerſtörung verliert der Menſch nichts, denn eine neue Welt lebt in ſeiner Seele auf. Das Chaos dunkeler in einander verwebter Begriffe, löſt ſich in klare und deutliche auf, und der Menſch wird ſeiner Vernunft mächtig. Wohl mir! ich wünſche mir Glück dazu, daß ich mich ſtark genug fühlte, die Peterskirche für das zu nehmen was ſie iſt, für ein Gebäude; und dieſes Gebäude, ohne mich von meinen Gefühlen abhalten zu laſſen, nach meiner Vernunft zu würdigen, unverzagt genug geweſen; ſo wie ich mich erkühnte, dem Schauder bey dem Anblick des ergrimmten Meeres, durch einen

höhern Gegenſtand zu befehlen: meinem Verſtand und meiner Vernunft ihre Rechte frey und unbehindert ausüben zu laſſen.

Bey meinen Reflexionen über die Peterskirche in Rom fand ich eine längſt ſchon gefaßte Idee beſtätigt: daß nämlich bey Betrachtung der Werke der Baukunſt, unſre Empfindung nicht ſelten mit dem im Widerſpruch ſtehet, was die Vernunft als Geſetz ausſpricht. Die Baukunſt iſt eine Tochter unſrer Bedürfniſſe, ſie war es ſo weit die Weltgeſchichte hinauf reicht und wird es bleiben bis an das Ende der Welt, wenn bis dahin das Menſchengeſchlecht nicht im letzten Viertel ihres Vernunftlichts etwa wandeln ſollte. Cultur, Religion, Staatsverfaſſung, Sitten, Gebräuche, Clima, modificiren unſre Bedürfniſſe, welche die Baukunſt befriedigen ſoll. Daher iſt kein Gebäude gut, welches nicht zweckmäßig iſt. Zweckmäßigkeit kann durch keine Zierde erſetzt werden. Zierde iſt keine Zierde, wann ſie nicht ſchön iſt, und Nichts iſt ſchön was geſchmacklos iſt. Die alten Völker baueten zweckmäßig, und nach ihrem eigenen Geſchmack ſchön. Die Neuern borgten von den Alten, um reich an Ideen zu werden, Formen und Zierden, und baueten wieder zweckmäßig und minder ſchön, weil ſie oft zu ſclaviſch nachahmten und fremde Formen und Zierden mit dem, was für ihr Zeitalter, ihre Nation zweckmäßig und ſchön war, nicht zu vereinigen verſtanden. Das alte Rom war zwar die Herrſcherin über die Welt, aber eine Sclavin fremder Künſte. Es holte aus Aegypten, Aſien und Griechenland ſeine Tempel und Palläſte, wie aus letzterem ſeine frühern Geſetze. Das neue Rom bauete nach fehlerhaften Mu-

ſtern der Alten eine Kirche für die Chriſtenheit, und man bewundert ſie als ein Wunder der Welt. Die Erbauung der Peterskirche fing an im Jahr 1510 zur Zeit als man die gothiſche Bauart verließ. Die Baumeiſter ließen die Ruinen der römiſchen Antiken, die ohnehin nicht ganz rein waren, aufgraben, ſtudirten ihre Verhältniſſe und wendeten ſie bey dem neuen Gebäude an. Daher wird auch jeder unbefangene Beurtheiler dieſes ſo hoch geprießenen Wunderwerks der Welt ſehr mangelhaft an Zweckmäßigkeit und geſchmacklos in vielen ſeiner Zierden finden. Wozu die 4 Schiffe dieſer Kirche? wozu die Menge von Capellen und Gänge, die man nicht auf einmal überſehen kann, wozu der ungeheuere Dom, den man nicht recht betrachten kann, ohne ſich auf den Rücken zu legen? Was wollen die Säulen und Pilaſter die nichts tragen? Und dieſes Wunder iſt ſo ſchlecht auf die Dauer gebaut, daß, ſtatt es wie andere große Werke dem Sturm einer tauſendjährigen Zeit trotzen ſollte, ſchon im Jahr 1743 dem Dom der Einſturz drohete, und 4 eiſerne Reiſe um die Kuppel gelegt werden mußten. Die Natur ſcheint dieſen Babelbau nicht dulden zu wollen.

Vielleicht, verehrteſter Freund! halten Sie mich für einen Abkömmling jenes Critikers im Triſtram Shandy, der während Garrick als Hamlet einen Monolog declamirte, auf ſeine Secundenuhr ſah und genau acht gab: ob Garrick bey einem Punct ſo lang einhielt als beym andern, ob er nicht mitten in der Periode ſtill geſchwiegen, ob er alles laut und vernehmlich geſprochen, u. dgl. mehr. Sollte ich auch an dem Architecten, ſo die dem heiligen Peter gewidmete Kirche

aufgeführt, mich verſündigt haben, ſo kann ich doch unmöglich glauben: daß ein Menſch, der andere ähnliche Kunſtwerke nicht blos aus Kupferſtichen und Beſchreibungen kennt, für die Peterskirche ſamt allem was darinnen zu ſehen, zu hören, zu riechen und zu fühlen iſt, ſo eingenommen werden kann, um in ſeinem Kirchenglauben wankend zu werden, es ſey dann, daß ſeine Vernunft ſchon vorher gewankt hat. Wer übrigens Sinnenſclave oder Schwärmer genug iſt, um vor der Größe der Peterskirche mit ſeiner Kuppel zu ſchaudern, oder in dem hohen Dom ſich der Gottheit näher zu fühlen, als in einer kleinen Dorfkirche, und auf die Knie zu ſinken; oder in der Peterskirche zu Rom zur katholiſchen Kirche übergeht, weil die Gottesverehrung in dieſer Kirche den Sinnen ſo ſehr imponirt: der iſt einem Kind gleich, welches gleichgültig in den ſchönſten Fluren herumirrt, aber mit Entzücken den Lichtergarten im Guckkaſten betrachtet, und, wäre es möglich, die reizendſte Landſchaft in der Natur gegen einen ſolchen gemalten, mit einem erbärmlichen Lämpchen erleuchteten Garten vertauſchen würde. — Armes Kind! armer Schwärmer! wäreſt du in den Höhlentempel zu Elora in Indien gekommen; hätteſt du an der Seite eines Braminen dieſes unermeßliche aus dem Bauch eines Granitfelſen gehauene Gebäude, ſeine unterirdiſche Tempel, Capellen und Gänge durchwandert, hätteſt du die unzählichen Bildſäulen geſehen, und aus dem Mund deines Führers das mehr als ſiebentauſendjährige Alter dieſes Gotteshauſes vernommen: ſo würdeſt du vor dem Brama gekniet und die Emanation der Gottheit empfunden haben. Hätte dich dein Geſchick in die Rui-

nen von Alhambra und Cordova geführt, ſo würde dein kindiſcher Geiſt verſucht worden ſeyn: alles was du geſehen für mehr als Werke von Menſchenhänden zu halten.

Ich kann mich von der Peterskirche in Rom und den Tempeln Aſiens nicht trennen, ohne nochmals feyerlich zu erklären: daß ich gegen alle Tempel, in und außer der Chriſtenheit, ſie mögen nun Meiſterwerke der Baukunſt, oder eine aus Holz und Leimen zuſammengeflickte Dorfcapelle ſeyn, die ſchuldigſte Achtung hege, und keinem Tempel zur Laſt lege, daß er ſo übermäßig ſchön, impoſant, bewunderungswürdig, wohlgefällig, oder ſchauervoll ſey: daß wer da hinein gehet, um zu beten, oder beten zu ſehen, ſeine Vernunft verlieren müſſe, wie die Märchen von den wunderſchönen Prinzeſſinnen oder Zauberpalläſten uns kund gemacht haben. Wer ſo unglücklich iſt aus einem Tempel, und wäre er noch 10mal ſo impoſant als die Peterskirche in Rom, mit Verluſt ſeines Verſtandes und ſeiner Vernunft nach Hauſe zu gehen; bey dem lag der Wahn gleichſam noch als Ey im Kopf, der durch die Wärme der im Tempel erregten Einbildungskraft ausgebrütet ward. Es verhält ſich mit dem Wahn, wie mit dem Faulfieber, oder einer andern acutiſchen, zerſtörenden Krankheit. Der Wahn iſt ein kranker zerſtörender Zuſtand der Seele, wie das Faulfieber des Körpers. Wann bey Jemand auf eine ſtarke Leibesbewegung, einem Spaziergang von mehreren Stunden, wodurch der Körper ermüdet und alſo geſchwächt worden, das Faulfieber ausbricht, ſo iſt weder die Bewegung an und vor ſich, (die dem geſunden Mann gar wohl bekommt,) noch Sonne

oder Mond ſchuld daran. Der Krankheitsſtoff, ſo ſchon im Körper lag, bewirkte die Revolution, wozu die Ermüdung nur Gelegenheit gab. So verhält es ſich auch mit dem Wahn, wann derſelbe durch den Anblick einer impoſanten Gottesverehrung in einem prachtvollen Tempel, zum Ausbruch gebracht wird. Hierüber noch einige Bemerkungen.

In zwey alten Opern *) ſind wahnſinnige Perſonen zur Beluſtigung auf die Bühne geſtellt worden, von welchen man die Symtomen des Wahnſinns um ſo ſicherer abzunehmen vermag, als man über dieſelbe lacht und alſo durch das Mitleiden noch nicht veranlaßt wird, den Wahnſinn nur im Jammerhaus der Geiſteskranken zu ſuchen. Der eine, Orpheus genannt, iſt ein närriſcher Muſicus, und glaubt durch ſeine Violine, in Menſchen und Thieren, alle Leidenſchaften und Gemüthsbewegungen ſo zu erwecken, daß ſie nach ſeinem Willen tanzen, ſtillſtehen, lachen oder weinen müſſen. Der andere, ein Maler, Namens Schwindel, bildet ſich ein: nicht allein körperliche, ſichtbare Gegenſtände, ſondern auch unkörperliche, unſichtbare, blos hörbare gemalt zu haben. Er ſpricht von einer gemalten Hochzeit, auf welchem Tableau man den Muſikanten anſehen könne, daß ſie ein Præstissimo ſpielen. Die Grille und ſchwärmeriſche Fantaſie des Muſikanten iſt: daß er glaubt, die Veränderungen in der Seele anderer hingen von den ſeinigen ab. Der Maler wähnt: daß alle Ideen Abdrücke ſichtbarer Gegenſtände ſeyen.

*) Die Liebe im Narrenhaus; und die unverhoffte Zuſammenkunft. Erſtere iſt von Ditters, und letztere von Gluck componiet.

Bey dem einen iſt das Ohr, (weil er ein Muſicus und kein Maler iſt,) bey dem andern das Aug, (weil er Maler und kein Muſicus iſt) bezaubert. Violine iſt der Zauberſtab des einen, der Pinſel des andern geworden, nachdem der Wahnſinn ſich mit den productiven Talenten vereinigt hatte und ſichtbar geworden. Ohne ſolche Talente, wenn ſie z. B. blos Stuben- und Buchgelehrte geweſen wären, würden ſie Wandnarren geworden ſeyn, und der eine von Begebenheiten, der andere von Wunderdingen, dergleichen die Feenmährchen enthalten, als ausgemachte Wahrheiten geträumt haben. — Dieſemnach kann man den Wahnſinn nicht allein aus dem Geſpräch, ſondern auch dadurch abmerken, wenn Jemand einen ſinnlichen Gegenſtand nicht blos für ein Symbol ſeiner Fantaſie hält, nicht blos Dichter iſt, ohne an ſeine Dichtungen als Wirklichkeiten zu glauben; ſondern vielmehr ſeinen Wahnſinn mit dem Sinnlichen, (wobey er hervorgetreten und ausgebrochen) ſo verbindet, daß er beides nicht mehr von einander trennen und unterſcheiden kann; ſo wie der närriſche Orpheus ſeinen Wahn, die Menſchen nach ſeinem Willen zu bewegen, von ſeiner Violine, (wodurch er ſeine innere Veränderungen ausdrückt,) nicht mehr zu trennen vermag.

Der Violiniſt Orpheus und der Maler Schwindel ſind Beyſpiele, nach welchen zu urtheilen iſt: wofür man, die Mortimer, Martinis, Werner, ja ſelbſt die Winkelmann und andere Gelehrte, (ſo große Hochſchätzung ſie auch als Alterthumskenner und wiſſenſchaftliche Männer verdienen mögen) welche durch den Pomp der Peterskirche und andere Sinnlichkeiten, zur katholiſchen Kirche (woſelbſt ein ſtärkerer Glaube als in der pro-

teſtantiſchen erforderlich iſt) übergegangen, zu halten hat. Die Vernunft beſcheidet ſich vom Daſeyn Gottes überzeugt zu ſeyn, ohne Etwas mehr von ihm zu erkennen, als daß er, der Schöpfer Himmels und der Erden uns mit Erkenntnißvermögen begabt hat, ihn in ſeinen Werken zu erkennen und als freyen vernünftigen Weſen Pflichten auferlegt habe, um durch praktiſche Tugenden ihm wohlgefällig zu leben. Fantaſie, Schwärmerey und Wahn zerſtören alle Vernunft, und (da nur bey vernünftigen Geſchöpfen die Rede von Gottesdienſt und Gottesverehrung ſeyn kann) alle Religion. Wenn nun ein Menſch, und noch dazu ein gebildeter, wiſſenſchaftlicher, kenntnißreicher Menſch, durch das Feyerliche eines Cultus bewogen wird, zu ſchwärmen, wenn er ſich durch das Sinnliche der Gottheit näher gebracht wähnt, wenn er in ſeinen ſinnlichen Gefühlen Grund für neue Glaubenslehren findet, und ſeiner ſich noch regenden Vernunft alle Prüfung unterſagt, oder glaubt nach Vernunftgründen geprüft zu haben, wann er aus Mangel an geſunder Vernunft, ſeinen Wahn für Vernunft hält; — — was ſoll man von demſelben denken? — Iſt nicht der Wahnſinn, durch das Impoſante des Cultus ausgebrochen, der vorher in ihm gelegen? Hat dieſer Menſch vorher die von der Vernunft gebilligte Religion gekannt? Der Cultus ſelbſt, ſo feyerlich er auch ſeyn mag, iſt unſchuldig. Dieſer iſt nichts anders als ein Mittel, eine Gemeinde von ihren Religionskenntniſſen und Begriffen (welche ſie auch ſeyn mögen) zu unterhalten, und an ſich eben ſo gleichgültig als die Sprache, wodurch wir uns von Gegenſtänden aller Arten unterhalten. Daher muß der Wahn ſchon im Kopf

liegen, wann er durch das Sinnliche eines Cultus ausbricht. Will man auch ſagen, daß der neue Glaube außer dem Schwärmer geweſen und er ihn nicht fantaſirt habe, ſo erwiedere ich: daß die Sinnlichkeit die Schwärmerey geweckt und der Wahnſinn die neue Kirche zu ſeinem Gegenſtand gewählt habe, weil ſie ihm am nächſten bey ſeiner Exploſion geſtanden. Der Schwärmer iſt kirchentoll geworden, und würde mädchentoll geworden ſeyn, wenn der Wahnſinn unter einer Menge junger ſchöner Mädchen durch den Geſchlechtstrieb zum Ausbruch gebracht worden wäre. Aus dieſer Urſache iſt auch die Religion und ihre Dogmen, ſo irrig ſie auch ſeyn mögen, an ſich nicht für Wahnſinn zu halten, eben ſo wenig als die Muſik, die Malerey oder eine ſchöne Perſon des andern Geſchlechts auf Wahnſinn hindeuten. Dem Vernünftigen ſind ſie Gegenſtände vernünftiger Betrachtung; dem Wahnſinnigen Gegenſtände ſeines ihm eigenthümlichen Wahnſinns. Worinnen der Wahnſinn eines der durch das Sinnliche eines Cultus zum Ausbruch zur Handlung befördert worden, beſtehe? iſt aus dem abzunehmen, was der neue Chriſt, Heide, Türk, Jude ꝛc., am heftigſten vertheidigt, liebt und womit er ſich am meiſten beſchäftigt. Im allgemeinen iſt es Geiſterſucht und Fantaſie über die Mittel mit der Gottheit in einen nähern Rapport zu kommen, als ſie jedem Erdenſohn, der weiter nichts als vernünftig, und dadurch in Demuth, dankbar, mit ſeinem Schöpfer zufrieden iſt, vergönnt hat. So wie nun Opheus mit ſeiner Violine die Menſchen wider ihren Willen zum Gehen und Stehen, Lachen und Weinen, bewegen zu können glaubt; der Maler Schwindel eine Kegelbahn malen

will, worauf man die Kugeln laufen und die Kegel fallen ſiehet; ſo will ein Mortimer und Conſorten durch eine Meſſe ſich wie Paulus den Himmel öffnen; er belebt die Denkbilder der Apoſtel mit einem Geiſt, der, wenn er auch nicht das Bild bewegt, doch ſonſt ſeine Wirkung äußert, wenn er gereizt wird; er erwartet Wunder, weiß die Gottheit eben ſo nach ſeinem Willen zu lenken, als er andere Menſchen von ſich abhängig machen kann; ihm iſt nicht genug zu wiſſen, daß die Gottheit allwiſſend iſt und, das Gebet vernimmt, er will es auch fühlen; und endlich glaubt er: daß die Summe ſeines Wahnſinns, eine Kenntniß von Gott und ſeinem Weſen enthalte. Die Religionsgebräuche, an welche ſich ſein Wahnſinn angeſchloſſen, werden nun, wie mehr erwähnten Narren die Violine und der Pinſel ein Zaubermittel ſeinen Wahn auszuführen. Die Orgel hallt im Himmel wieder, und die Natur muß ſeinem Glauben, wie Gott ſeinen Wünſchen folgen, wann ſie nur gehörig in ein Gebet oder ſonſtige religiöſe Handlung eingekleidet ſind. Von praktiſchen Tugenden aus freyem Trieb nach unbedingter Pflichterfüllung, iſt gewöhnlich bey dieſen Wahnſinnigen keine Rede und wann ſie ja Gutes thun, ſo glauben ſie: daß dieſes zu der Convention gehöre, welche ſie mit Gott abgeſchloſſen hätten, und fürchten, das höchſte Weſen werde auch nicht Wort halten und ſich außer den Rapport ſetzen. — Solcher Wahnſinn lag als Saame im Kopf des Mortimer und Martini ehe die Fieberhitze, ſo ſie zu Rom in einer Kirche überfallen, dieſen Saamen entwickelte.

Zum Beſchluß dieſer meiner Bemerkungen über Martini und ſeinen Religions-Wahn, füge ich noch

eine Anekdote von Wilſon bey, welches ſeine Anlage, ein völliger Narr zu werden, auf das deutlichſte documentirt hat.

Als bey demſelben die Geſellſchaft nach Martini's Confeſſion wieder zuſammen kam und man nach der mit dem Pfarrer genommenen Abſprache Theoduls Gaſtmal leſen wollte, ſtand er von ſeinem Stuhl an der runden Tafel auf und ſprach mit mehr als gewöhnlicher Emphaſe: Meine Freunde! wir ſind mit einander einverſtanden, daß die Religion das ſchönſte Band der Menſchheit ſey. Wir ſind mit einander einig: daß Chriſtus allein der Punkt ſey, um welchen ſich alle Begriffe und Ideen von Gott, der unſichtbaren Welt und von uns Menſchen ſelbſt drehen müſſen. Ueberzeugt, daß wir hier im Einklang zuſammen ſtimmen, habe ich Ihnen ein Geheimniß, ſo ich mir ſelbſt ſeit unſrer letzten Zuſammenkunft geſchaffen, mitzutheilen. Sollte auch Einer, oder Eine unter Ihnen ſeyn, ſo mich verlache, ſo ſey es! Ich habe nie das Urtheil anderer geſcheut, noch gefürchtet. Manche Thorheit habe ich begangen, und mich nicht geſchämt, denn ich war mir meines Verſtandes und meinar Genialität bewußt. Thorheiten ſind oft Schlacken, deren ſich die Vernunft in Form der Launen entledigt. Ich habe in collegialiſchen Verbindungen meine Einfälle, ohne ſie weiter zu überlegen, behauptet, weil ich eben ſo viel Recht zu haben glaubte, meine Einfälle zu behaupten, als ein anderer die ſeinigen. Und ich ſollte Scheu tragen, ſollte Anſtand nehmen, Ihnen eine vertrauliche Eröffnung zu machen, worüber ich ſchon Jahre lang nachgedacht habe und womit ich mich Ihrer Achtung würdig zu machen glaube,

weil ich nicht zweiſle in Ihrer aller Geiſt, wenn gleich nicht nach aller Eewartung gehandelt zu haben. Hier öffnete er ein kleines Cabinet in welchem ein völliger katholiſcher Altar, mit dem Crucifix und einigen Bildern geziert, errichtet war. — Ich gehöre zwar, fuhr er fort, noch zu der proteſtantiſchen Kirche, aber hier zu beten, vor dem Herrn aller Herrn zu knien, iſt mein freywillig gewählter, häuslicher Gottesdienſt. Unter uns darf Niemand ein Geheimniß wegen ſeines Glaubens vor dem andern haben. Und ſind wir nicht mit einander auf das genaueſte darinnen einverſtanden: wenn nur Chriſtus angebetet wird!

Die Geſellſchaft war wirklich über dieſe Seltſamkeit des Wilſon erſtaunt, obgleich ſie ihn noch größerer fähig hielte. Keiner äußerte ſich. Endlich ſprach der Pfarrer: Ich kann Ihnen, liebſter Freund! nicht anders als herzlichen Dank ſagen für die Eröffnung Ihres Geheimniſſes; und wünſche nichts mehr als daß alle melne proteſtantiſchen Freunde mich einer ähnlichen Offenherzigkeit würdigen mögten. Doch rathe ich Ihnen: ihren Altar wieder abzutragen. Wie leicht entdeckt ein Ungeweihter dieſes Ihr Myſterium, und profanirt es vor der Welt. Man würde Sie verlachen, verſpotten, — — — — Mag es! fiel Wilſon ein, mag es! Ich werde zwar meinen Altar ſo verborgen halten als möglich: aber wann er auch entdeckt werden und die dumme Welt mich für einen Narren halten ſollte: ſo bliebe ich doch das Entgegengeſetzte des dummen Haufens eingeſchränkter Köpfe. Darum wenn ſie auch mich für einen Narren halten ſollten: ſo werde ich ein rechter Narr zu ſeyn mich bemühen. Es giebt Fälle wo man ein voll-

kommener Narr ſeyn muß: welches eine Kunſt iſt, ſo nur die ganz reife, ich mögte ſagen die überreife Vernunft auszuüben vermag.

Hierüber, antwortete der Pfarrer, will ich nicht mit Ihnen ſtreiten: doch kann ich Ihnen nicht bergen, daß mir Ihr Altar zu früh erſcheint. Was ſoll Ihnen derſelbe? Wollen Sie Katholiſchſeyn ſpielen? Noch kennen Sie unſre Dogmen, unſre Traditionen, unſer Religionsgebäude nicht. Wir leſen jetzt den Theodul zuſammen; wird dieſer Ihren Beyfall erhalten, werden Sie glauben, daß Odylo recht hat, werden Sie ſich davon überzeugen, dann thun Sie was Sie wollen. Bis dahin wünſche ich, daß dieſer Altar beſeitigt werde. — — Er ſteht, verſetzte Wilſon, und ſoll ſtehen bleiben. Aber dieſes Cabinet werde ich verſchließen. Wann ich es wieder öffne, ſo werde ich ihn entweder zerſtören, oder Jedermann ſoll ihn ſehen.

Er verſchloß hierauf das Cabinet, und die Geſellſchaft ſetzte ſich, um von dem Pfarrer den Theodul leſen zu hören, worauf man außerordentlich in Erwartung ſtand.

Martini's Wahn brach in der Peterskirche zu Rom aus. Wilſons närriſcher Kopf wurde durch die Erzählung davon, und durch das darauf erfolgte allgemeine brüderliche Küſſen electriſirt, denn er erzählte: daß er den Entſchluß ſich einen Altar zu bauen, gefaßt habe, als der Pfarrer ihn ſo warm umarmt und an ſein Herz gedrückt habe.

Welche Veränderungen alle dieſe Begebenheiten bey von Maibach hervorgebracht, werde ich Ihnen zu einer andern Zeit mittheilen, wann Sie die Vorle-

ſung des Theoduls kennen werden, welche mit zu den Urſachen gehört, ſo Maibachs ganze Denkkraft erſchütterten.

Hofmaier an von Waldheim.

Zehntes Schreiben.

Die Vorleſung von Theoduls Gaſtmal konnte in einem Abend nicht geendigt werden, denn 391 Seiten laſſen ſich in einigen Abendſtunden nicht einmal flüchtig durchleſen, geſchweige da der Pfarrer dieſes Opus ſo vortrug, daß er es als eine Sammluug von Belegen für ſeine eignen Meinungen behandelte. Ein ganzer Monat wurde dazu erfordert.

Die Vorleſung wurde von dem Pfarrer mit beſonderer Feyerlichkeit eröffnet. Das Buch, fing er an, Theoduls Gaſtmal, iſt eines der ſchönſten und dabey gelehrteſten Werke, welche für die Wahrheit und Erhaltnng der chriſtlichen Religion geſchrieben worden. Dieſes Werk iſt außerordentlich mißverſtanden worden. Viele haben es für eine Vertheidung des Catholicismus gegen die Proteſtanten angeſehen, da es doch nur eine Vertheidigung des Chriſtenthums gegen diejenigen iſt, welche ſich durch den Mißbrauch ihrer Vernunft zu Irrthümer und Irreligioſität haben verleiten laſſen. Der beſte Beweiß gegen dieſe ungegründete Meinung iſt der: daß dieſes Buch von einem proteſtantiſchen Geiſtlichen geſchrieben iſt, der ſeine Religion kennt und aus den

reellen Quellen geſchöpft, nicht aber bodenloſe Vernünfteleyen zum Grund gelegt hat. Ehe wir aber beginnen, wollen wir uns über einige Grundſätze und Grundwahrheiten vereinigen, ohne welche wir dieſes herrliche Buch ganz irrig beurtheilen würden.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, fuhr der Pfarrer gegen ſeine andächtigen Zuhörer fort, Ihnen zu beweiſen: daß Chriſtus der wahre Sohn Gottes vom Vater voller Gnade und Wahrheit ſey; daß er die Menſchen erlöſet habe, daß ſeine Lehre das lebendige Wort Gottes ſey, und alles was er angefangen, gelehrt, befohlen, eben ſo nach Gottes Willen geſchehen ſey, als die ganze Geſchichte der Religion Facta enthält, welche alle nach Gottes Willen, zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts ſich zugetragen haben. Wer hiervon einen Beweiß verlangt, der muß entweder ein Türk, Heide, Jude, kurz kein Chriſt ſeyn, welches bey uns der Fall nicht iſt; oder: er muß mit ſeiner Vernunft ſo geſpannt ſeyn, daß er ſich ſelbſt nichts mehr glaubt, und Beweiſe verlangt: daß er ein Menſch, und der Mond der Mond ſey. Es iſt nichts närriſcher als Beweiſe für die Exiſtenz einer Sache verlangen, welche ein Gegenſtand der Erfahrung iſt. — Dieſes nun vorausgeſetzt, müſſen wir die Kirchengeſchichte vor Augen haben, und uns daraus belehren laſſen: was in der Reihe ſo vieler und mannigfaltiger Begebenheitrn, von Chriſto bis auf die Reformation, (ich bleibe abſichtlich bey dieſer Periode ſtehen,) zu dem Chriſtenthum gehöre und was nicht? Hierbey findet die Critik der Vernunft keine Statt. Es wäre nichts unvernünftiger als durch die Vernunft beſtimmen zu wollen: was ſich zugetragen,

und was nicht. Nun gehören zum Chriſtenthum: Chriſtus, die Evangeliſten, Apoſtel, die Kirchenväter, Heiligen, Märtyrer, Conſilien, und die Päbſte als Oberhäupter der Kirche, nebſt allen Lehren und Thaten genannter Perſonen. Dieſe ſind nach einer beynah zweytauſendjährigen Zeitfolge die Stifter und Vollführer der chriſtlichen Kirche. Eine ſolche Reihe von aufeinander folgenden Perſonen war nothwendig, um (wie bey einem Geſchlechtsregiſter) einen ſichern untrüglichen Faden zu haben: von dem jetzigen Pabſt an, in einer ununterbrochenen Reihe von Statthaltern, oder hören Sie lieber, Vorſtehern des göttlichen Geheimniſſes Chriſti, zu Chriſto ſelbſt, dem Stifter ſeiner allein ſeligmachenden Kirche aufzuſteigen. Dadurch weiß der Chriſt, daß er wirklich in der von Chriſto abſtammenden Kirche ſich befindet, und kann auch nicht zweifeln, wann er nicht alle hiſtoriſche Beweiſe geradehin abläugnen und Facta erdichten will. Dieſe Genealogie der chriſtlichen Kirche hat das hiſtoriſch (und alſo nicht erdichtet) Merkwürdige, daß von Chriſto, durch die Jünger und Apoſtel, eine Menge von Zweigen ſich ausgedehnt haben, welche alle wieder in einem einzigen zuſammengewachſen ſind, gleich einer Quelle, ſo in viele Aerme ſich vertheilt, die wieder in einem Fluß ſich vereinigen. Die Apoſtel ſtifteten überall eine Menge einzelner Kirchen, jede hatte ihren Vorſteher oder Biſchoff. Mehrere Kirchen vereinigten ſich unter einem Oberbiſchoff oder Patriarchen, deren es bekanntlich mehrere gab. Endlich erloſchen die Patriarchate bis auf eines, des Biſchoffs in Rom, unter deſſen geiſtlichen Scepter oder Hirtenſtab alle Kirchen und jedes ihrer Glieder verſammelt worden ſind. —

Da wir nun wiſſen, welches die wahre Kirche Chriſti auf Erden iſt, und zwar eben ſo gewiß wiſſen, als wir uns durch die Geſchichte überzeugen können, wer der Stammvater des Kaiſerhauſes iſt; oder durch die Erdkunde genau angeben können, wo die in das Meer fließende Donau entſpringt: ſo dürften wir ohne weitere Beweiſe überzeugt ſeyn, daß Chriſtus der wahre Menſch und Gott ſeine Kirche ſo in alle Wahrheit leiten, und ihr nach ſeinem weiſen Willen vorſtehen werde, daß wir blindlings die Lehren und Gebote der Kirche und ihres Oberhaupts erfüllen können, ohne zu befürchten: den Weg der Wahrheit, der zum Leben führt, zu verfehlen. — Allein der Menſch ſoll auch durch ſeine Vernunft erkennen, er ſoll das Licht fühlen, ſobald als das Auge der Vernunft ſich öffnet. Soll aber der Menſch durch ſeine Vernunft nicht auf Abwege geführt werden, ſo muß er nicht vernunftwidrig denken und urtheilen. Derohalben hat derſelbe bey ſeinem Forſchen und Critiſiren dieſe zwey Axiomata nie aus den Augen zu verlieren:

1) Alles was in der Religion meine Vernunft billigt, iſt göttlich.

2) Alles was ſie nicht billigt, noch Niemand billigen kann, iſt ein Nebel der vor meinen Augen ſchwebt, den ich ſo lang zu zertheilen ſuchen muß, bis die Vernunft zufrieden geſtellt iſt. Hieraus folgt, als ein drittes, aber abgeleitetes Axioma: Nichts was die Kirche und ſein Oberhaupt lehrt und befiehlt, iſt ſchlechterdings zu verwerfen.

Was nun die Erkenntnißquellen anbetrifft, woraus die Conſilien, Kirchenväter, Biſchöffe, Patriarchen und

Päbſte geſchöpft haben, ſo ſind ſie die heilige Schrift und Traditionen, Von dieſen muß als Grundſatz gelten.

> Wann ein Laie oder Clericus dem was die Kirche, nach der Vorſchrift der Conſilien und ihres (der Kirche) Oberhaupts, lehret, widerſpricht: ſo hat er Unrecht und muß Unrecht haben.

Dieſer Satz ſcheint vernunftwidrig zu ſeyn, und iſt es gar nicht. Denn geſetzt; irgend Jemand, nota bene der ein Glied der Kirche iſt, widerſpräche dem Schluß eines Conſilii, oder dem Oberhaupt der Kirche, ſo kann doch ein ſolcher Quidam nicht beweiſen, daß in ſeiner individuellen Vernunft ein Grund liege, nach welchem er gegen den Pabſt recht haben müſſe. Alles was geſchehen kann, iſt: daß ein dritter Schiedsrichter entſcheide. Aber wo iſt derſelbe? vom Himmel ſchallt keine Stimme mehr herab, weil — nun weil Gott nicht will, und er weiß, daß wir derſelben nicht mehr bedürfen. Eben deßwegen nun, muß der Pabſt ſtets Recht behalten; denn zu glauben, er habe Unrecht, ohne das Gegentheil mit Beſtand behaupten zu können, würde ein Tadel der Vorſehung ſeyn. Den Pabſt tadeln, heißt den Schöpfer anklagen: daß er uns auf einen Lebensweg geführt, wo wir zu Irrthümern durch den geleitet werden, welcher uns aus dem Labyrinth der Zweifel führen ſoll. Aller Zweifel über die Macht und Heiligkeit der chriſtlichen Kirche, und ihr ſo nothwendiges Oberhaupt, iſt nur von ſolchen Menſchen erhoben worden, welche nicht denken können, welches ein nicht allen Menſchen in gleichem Grad einwohnendes Talent iſt. Durch das Denken werden wir von Dingen

überzeugt, welche an ſich unbegreiflich und daher unglaublich ſind. So giebt es auch Schlüſſe nach welchen wir ſicher dasjenige errathen können, was zu wiſſen durch die Erfahrung ohnmöglich fällt. Wenn ein Geometer weiß, wie weit er von einem Thurm entfernt iſt, ſo darf er nur den Winkel von ſeinem Auge bis zur Thurmſpitze meſſen, und er berechnet auf einem Stückchen Papier; nicht größer als ſeine flache Hand, die Höhe des Thurms bis auf einen Zoll. Wer von der Göttlichkeit des Stifters der chriſtlichen Kirche überzeugt iſt, welches er durch die Geſchichte werden kann, darf nur vernünftig fortſchließen, und er wird die Heiligkeit des Pabſtes eben ſo richtig finden als der Geometer die Höhe eines Thurms. Man hat die Entfernung der Erde von der Sonne richtig errathen, und nur der, welcher nicht denken kann, dem die aſtronomiſchen Kenntniſſe fehlen, kann daran zweifeln. Der Mathematiker beſchwört die Höhe eines Thurms, die Breite eines Flußes, ohne beides mit der Meßruthe abgemeſſen zu haben. Eben ſo ſicher kann man auf das Wort der Conſilien und des Pabſtes ſchwören, ſo bald man ſich hiſtoriſch von der Exiſtenz der chriſtlichen Kirche, wovon ich vorhin Erwähnung gethan, überzeugt hat. Der Pabſt iſt das Oberhaupt der Kirche, und alſo iſt er der heiligſte, vollkommenſte, weiſeſte, untrüglichſte Menſch auf dem ganzen Erdboden. Wer es nicht glaubt, iſt dem dummen Bauer gleich, der nicht glaubt, daß der Aſtronom eine Sonnenfinſterniß berechnen kann und wann ſie um die vorbeſtimmte Secunde eintrifft, den Aſtronomen für einen Tauſendkünſtler hält, bey deſſen Kunſt es mit rechten Dingen nicht zugehen könne.

Herrlich! richtig! ſicher, unwiderlegbar riefen Martini und Wilſon, und declamirte Erſterer gegen die unglückſeligen, bedaurungswürdigen Adamskinder, welchen das Licht und Wärme des Geiſtes, ſo aus dem großen Geiſt entſprungen, die Rinde um Kopf und Herz noch nicht durchdrungen und geſchmolzen habe. Maibach dagegen ſaß in ſich gekehrt und ſprach kein Wort, welches dem Pfarrer auffiel, weil die übrigen von der Geſellſchaft alle ihren Beyfall gaben. Er forderte deßwegen Maibach auf, ſeine Meinung ebenfalls zu erklären.

Ich bin, antwortete Maibach von der Sicherheit Ihrer Schlußfolgen vollkommen überzeugt, und glaube an die Richtigkeit einer trigonometriſchen Berechnung einer Höhe oder Breite feſter, als wenn ich ſelbige mit dem Maaßſtab mechaniſch gemeſſen hätte. Eben ſo glaube ich, aus Gründen der Nothwendigkeit, an das Oberhaupt ihrer Kirche mehr als mich die Größe ſeiner Würde und ſeine dreyfache Krone überzeugen könnte: doch aber wenn ich die Geſchichte der Päbſte durchleſe, wenn ich mir einen Hildebrant, Alexander den 6ten, Urban den 8ten, Leo den 10ten, und andere vorſtelle, ſo finde ich ſo viel menſchliches, leidenſchaftliches, daß ich das mir von einem nothwendigen Oberhaupt der Kirche gebildete Ideal in dieſen Päbſten gar nicht mehr finden kann.

Was Sie da ſagen, erwiederte der Pfarrer, hätte ich wohl von einem ſuperficiellen Kopf, aber nicht von einem ſo kenntnißvollen Mann, der überall auf den Geiſt eines Gegenſtandes, und nicht auf die Hülle ſiehet, der dabey denkt, und was er denkt auch glaubt,

nicht an ſich ſelbſt und an der Sicherheit mathematiſcher Wahrheit zweifelt, — — — von einem Mann wie Sie, hätte ich dieſen Einwurf nicht erwartet.

Nun belehren Sie mich, ich werde Ihnen danken, wenn Sie mich belehren, nichts iſt mir angenehmer als belehrt zu werden: verſetzte Maibach.

Nun ſo frage ich zuerſt, fuhr der Pfarrer fort, halten Sie die Kirche für ein geiſtliches, für die Ewigkeit beſtimmtes Werk; oder: gleich der materiellen Welt für die Zeit beſtimmtes? Iſt die wahre Kirche eine ſichtbare oder unſichtbare Realität?

»Das letzte.«

Es verhält ſich alſo die unſichtbare, ewige, nur für den Geiſt und Geiſter von Gott geordnete Kirche, gegen die äußere, gegen die Conſilien und Perſonen der Biſchöffe und Päbſte; wie die Seele zum Leib. Wenn wir vom Menſchen reden, ſo denken wir uns ein geiſtiges, vernünftiges Weſen, ob er gleich körperliche Gliedmaßen und Schwachheiten hat, welche aber alle im Grabe in ihr Nichts aufgelößt werden. War Chriſtus, der auferſtandene, aufgefahrene, zur rechten Hand Gottes des Vaters ewig ſitzende Chriſtus, wohl nicht Gott, weil er gehungert und gedürſtet hat, und an dem Kreuz wie ein Miſſethäter geſtorben iſt? Hat das Göttliche ſeiner Stiftungen aufgehört, geiſtig, göttlich zu ſeyn, weil es für Menſchen geſtiftet, welche Fleiſch und Bein haben? Hat ſich das Göttliche, das Wunderbare, wohl nicht eben ſo gewiß bis zum jetztlebenden Oberhaupt fortgepflanzt, als dieſes Oberhaupt von einem Sohn Adams in ununterbrochener Reihe abſtammt? Iſt der jetzt lebende Pabſt weniger mit dem

Geiſt Petri belebt, iſt er weniger mit Wunderkräften begabt, weniger mit Macht und Gewalt verſehen, als Petrus ſelbſt: weil er nur mittelbar und nicht unmittelbar die Gabe Wunder zu thun, zu binden und zu löſen, im Himmel und auf Erden, erhalten und empfangen hat? Iſt der Geiſt Gottes, und Chriſtus weniger bey der heutigen Kirche, als bey den Apoſteln? Sind die Nachfolger Petri weniger von Chriſto eingeſetzt und gewählt zu halten, als dieſer Apoſtel, weil dieſen Chriſtus ſelbſt vom Fiſchfang abgerufen, jene aber von den Cardinälen gewählt werden? — Niemand wird hieran zweifeln als wer an Chriſti Gottheit zweifelt, und die mehrerwähnte Exiſtenz ſeiner Kirche nicht kennt. Wer aber von dieſen beiden Dingen überzeugt iſt, und weiß wie viel wir auf Schlüſſe bauen können ſollen, müſſen: der wird von der Hoheit und Gewalt des Oberhaupts der Kirche überzeugt werden. So wie wir nun von Chriſto alles Menſchliche, welches er als Menſch nicht ablegen konnte, abdenken müſſen; ſo wie wir von allem Geiſtigen das Körperliche, von allem Wunderbaren das Natürliche, abdenken müſſen, wenn wir den wahren Begriff, Glauben, und richtige Erkenntniß, von Chriſto als Gott, von der Geiſterwelt, von den Wundern erhalten wollen: ſo müſſen wir bey dem Oberhaupt der Kirche ganz von ſeinen Menſchlichkeiten, wie ſie auch Namen haben mögen, abſehen; dann erſcheint uns der heilige Vater in ſeiner Glorie, Macht, Gewalt und Herrlichkeit, dann erſt überzeugen wir uns: er ſey herrlich, und — infalibel; welches er auch nach Vorbeſagtem ſeyn muß. — Nun lieber von Maibach wie iſt's? haben Sie noch Zweifel?

»Zweifel habe ich gar nicht gehabt, ich erkannte »das Myſtiſche Ihrer Kirche, nur lag es mir zu ſehr »uoch im Dunkeln, weil ich es im Licht meiner Kirche »welcher Sie das Licht nicht abſprechen werden, be»trachte. Aber nun, (hier rieb Maibach ſich die Stirne,) »wird es mir heller. Ich denke, und denke jetzt mehr »als zuvor.«

Es wird heller ſagen Sie: wie meinen Sie das?

»Nun ich babe eine deutlichere Vorſtellung von der »Vereinigung des Mannigfaltigen, ſo in Ihrer Kirche »zu finden, wie ſich nämlich das Mannigfaltige zu einer »Einheit verbindet. Ihr Gleichniß von einer Quelle, »die ſich in viele Arme theilet, ſo wieder in einen »Strom zuſammenfließen, hat mich auf ſonderbare Be»griffe geleitet, welche mir eine baldige Vereinigung der »chriſtlichen Confeſſionen wahrſcheinlich macht, ſo bald »als von allen Seiten nur ernſtlicher Wille vorhanden.«

Vereinigung aller Confeſſionen! iſt viel geſagt. Doch aber nicht ohnmöglich, wenn man nur nicht Mittel gebraucht, ſo eine Vereinigung ohnmöglich machen. Die Confeſſionen dürfen nicht zuſammen verbunden werden, wie ſich mehrere Menſchen zu einer Geſellſchaft verbinden, ſonſt iſt es Parität, Toleranz u. dgl. und ſo weit ſind wir ſchon. Die Vereinigung muß total werden, wie zwey Stämme ſo in einander zu einem Stamm wachſen.

»Ganz richtig!«

Dieſe Vereinigung kann aber doch nicht anders geſchehen als nach den Geſetzen der Natur, ſo Gott ſeiner Kirche vorgeſchrieben, ausführbar iſt!

»Wie verſtehn Sie das?

Ich will mich erklären. In den erſten Säculis

ſchon entſtanden Ketzereyen, welche ſich in jedem folgenden Jahrhundert vermehrten. Die Kirche hatte von ihrer Entſtehung an mit falſchen Lehren zu kämpfen. Aber wo ſind ihre Anhänger und Vertheidiger hingekommen? Sie ſind verſchwunden. Weder die Manichäer, noch Arrianer, noch irgend eine Ketzerſecte bildete eine neue Kirche, neben der feſtgegründeten, fortwachſenden, urſprünglichen alten. Ich ſehe alle Schismatiker und Irrlehrer für — für — sit venia verbo! Excremente an, deren ſich der menſchliche Geiſt entledigte, um die wahre Lehre von allen falſchen unterſcheiden zu lernen, und dadurch in der Wahrheit des allein ſeligmachenden Glaubens ſich zu befeſtigen. Geſetzt nun, alle Ketzereyen, von dem Zauberer Simon an bis auf die jetztlebende Naturaliſten und Atheiſten, wären noch vorhanden, was müßte geſchehen wann die Kirche über ihre Feinde triumphiren ſollte? Entweder alle Ketzereyen, wie mit den älteren geſchehen, müßten verſchwinden; oder die Ketzer müßten in den Schoos der Kirche zurückkehren. Dieſes ſind die Geſetze der Natur, durch welche Chriſtus ſeine Kirche aufrecht erhält, und vor den tobenden Wellen, ſo den Felſen Petri ſchlagen, ſichert; die Brandung mag auch noch ſo groß ſeyn. Vereinigen kann die wahre Kirche, (wie könnte ſie ſonſt die alleinſeligmachende ſeyn!) ſich mit keiner Ketzerey, keiner Irrlehre. Entweder muß der Irrlehrer, Irrgläubige aus dem Umfang der Kirche, oder er muß ſich wieder in ihre Arme werfen.

»Alleinſeligmachende Kirche! ſeufzte Maibach.«

Fällt Ihnen dieſes Wort auf?

»Ich finde ſo viel Gutes, Herzliches, Nützliches,

»Wahres in Ihrer Kirche und bey Ihrem Cultus, daß »ich ohnmöglich ohne Bedauern dieſes vielfältige Gute »und Schöne neben dem Glauben: außer der katholi- »ſchen Kirche werden alle Menſch n verdammt! denken »kann. Mit dieſem iſt die Kirche im Irrthum, und »wann jedes Wort ſo der Pabſt im Traum ſpricht, »göttliche Inſpiration wäre.«

Sagen Sie mir liebſter Freund, ich frage noch einmal? und zwar aus Abſicht: halten Sie die Kirche Chriſti für die wahre und ſeligmachende?

»Nun: Ja!«

Giebt es mehr als eine wahre und ſeligmachende Kirche?

»Es giebt wie ich glaube nur eine wahre — — — und — — —

»alleinſeligmachende, getraue ich nicht im Ernſt aus- zuſprechen.«

Und doch muß ich, und jeder Chriſt ſo ſprechen und glauben. Denn iſt nur eine wahre Kirche, iſt dieſe wahre Kirche ſeligmachend: ſo muß auch dieſe einzige wahre Kirche auch die allein ſeligmachende ſeyn.

»Alſo werden alle, die außer der katholiſchen Kirche »leben und ſterben, verdammt? das wäre hart.«

Allerdings; von Gottes Barmherzigkeit aber nicht zu erwarten; und doch — ich weiß kein anderes Wort — iſt die katholiſche Kirche, weil ſie die wahre iſt, und es nur eine Wahrheit giebt, die alleinſeligmachende. — Gott im Himmel! wie kann ein ſo gelehrter tiefdenken- der Mann, wie Sie ſind, eine ſo klare Sache nicht einſehen!

»Mein Kopf iſt znweilen wie zuſammengezogen.«

Was ich nicht glaube. Ich will Sie gleich vom Gegentheil überzeugen. Zwiſchen zwey Punkten kann nur eine gerade und zwar auch nur die kürzeſte Linie ſeyn. Nicht wahr?

»Allerdings!«

Ponamus nun, — ich wähle mit Fleiß ein ſinnliches Beyſpiel, — die Sonne wäre der Ort der Seligkeit, würde wohl mehr als ein gerader Weg, und auch kürzeſter, unfehlbarer Weg an dieſen Ort zu kommen möglich ſeyn?

»Nein.«

Der alſo nach einem andern Punkt, von ſo viel unzählbaren Richtungen, ausgiuge, würde der in die Sonne kommen? — Natürlich: Nein! — Sehen Sie ſo müſſen wir von der Kirche denken. Nur in ihr findet man den einzigen geraden, kürzeſten Weg zur Seligkeit. Alle andere Richtungen führen nicht dahin, können eben ſo wenig dahin führen als zwiſchen zwey Punkten zwey gerade Linien ſeyn können: die katholiſche wahre Kirche iſt alſo auch die alleinſeligmachende.

»Aber können zweyerley Menſchen nicht in einem »Punkt zuſammen kommen, wie die Linien eines Trian»gels aus zwey Punkten in einem dritten zuſammenſtoßen?«

Omne simile claudicat. Wenn wir von einem Ort redeten, wo auch andere Geſchöpfe aus andern Planeten zuſammen treffen mögten; oder: wenn auf dieſer Erde der Menſch nicht das einzige vernünftige, und alſo einer Seligkeit fähige Geſchöpf wäre: ſo könnten Sie dieſes Gleichniß gebrauchen. Wenn wir von der ewigen Seligkeit, von dem Verdienſt Chriſti ſprechen,

Dogmate der Kirche beſtimmen, (wie die Apoſtel und Conſilien gethan haben,) ſo wäre es lächerlich in das Dogma eine Hypotheſe zu legen, welche den Antheil beſtimmte, den die Bewohner des Syrius an dem Himmel, ſo die Chriſten auf dieſer Erde erwarten, haben mögten! — — Sie ſehen alſo liebſter Freund, daß Ihr Gleichniß gar nicht paſſend iſt. — Doch ich verſtehe Sie und will auf die von Ihnen gemachte Inſtanz antworten. Sie wollten ſagen: es ſey doch möglich, und von der Güte Gottes zu erwarten, daß auch Heiden und Türken ſelig würden, und mit den Chriſten im Himmel vereinigt Gottes Angeſicht ſchaueten. Nicht wahr?

»Ja das meine ich.«

Nun ſo iſt aber doch gewiß, daß ſie mit den Chriſten in der wahren Kirche auf dem von Chriſto vorgezeichneten Weg nicht wandeln und alſo den geraden und kürzeſten Weg nicht einſchlagen, ſondern eine Richtung wählen, die da und dorthin, nur nicht geradehin zu dem vorgeſteckten Punkt führt. — Man kann aber von einem Punkt zum andern auch durch Millionen krumme Linien kommen. Dieſe krummen Linien, ſo neben dem geraden Weg an beiden Seiten zum gemeinſchaftlichen Ziel führen, ſollen nun die Wege vorſtellen, auf welchen Millionen Ketzer den Weg zum Himmel finden. Wie iſt nun nach dieſem Gleichniß möglich, daß die Ketzer und Ungläubige ſelig werden, da ihre Richtung ohnmöglich zum Ort der Seligen führt? Natürlich nicht anders als daß ſie in jeder geraden Richtung, ſo nicht zum beabſichtigten Punkt führt, abgeleitet werden, und zwar durch eine Kraft außer ihnen,

denn ein bewegter Körper kann nur durch eine äußere Kraft von einer einmal genommenen Richtung abgelenkt werden. Dieſe äußere ableitende Kraft kann nun nichts anders als die uns in ihren Thaten unbegreifliche Gnade Gottes ſeyn. Wir wiſſen nämlich wohl wohin der Chriſt ſich wenden ſoll, um nach dem Himmel zu gelangen, können aber nicht begreifen: wie Gott es veranſtalte, daß auch Heiden und andere Ungläubige, den Weg dahin finden. Wann nnn der Ungläubige einen Weg einſchlägt,, auf welchem er ohnmöglich ſelig werden kann, wann der Weg, den Chriſtus ſeiner Kirche gezeigt, der einzige gerade und geoffenbarte iſt: müſſen wir nicht ſagen: die katholiſche Kirche iſt die alleinſeligmachende? Wie wollen Sie ſich anders ausdrücken? Gott, wie wir von ſeiner Barmherzigkeit hoffen, wird die Ungläubigen auch auf den rechten Weg lenken; aber dieſer iſt uns nicht bekannt. Darum, und wenn auch alle Menſchen am Ende noch ſelig werden ſollten, muß die Kirche lehren: ſie ſey die alleinſeligmachende, weil die Ungläubigen ohne Gottes geheime Lenkung gerades Weges unzählige Orte der Verdammniß, aber nie den Himmel finden werden und können; oder Chriſtus wäre vergeblich geſtorben, es wäre der Menſchheit eben ſowohl geholfen, wenn er auch nicht geboren worden wäre.

»Sie machen mich mit ganz neuen Ideen bekannt, »welche meine Aufmerkſamkeit feſſeln. Ich werde dar»über ernſtlich nachdenken. — Doch eine mir höchſt wich»tige Frage: Halten Sie die Proteſtanten auch für »ſolche Perſonen, die, wann ſie ſelig werden ſollen, »auf einem krummen Weg dahin gelangen müſſen?«

Hier giebt es Etwas zu unterſcheiden, antwortete

der Pfarrer ſchalkhaft lächelnd, doch — qui bene diſtinguit bene docet. — Proteſtanten! unter dieſe Categorie gehören allerley Perſonen, vom aufgeklärten, tauſend Katholiken beſchämenden Mann an, bis zu dem Gotteslästerer, der Ihnen und mir ein Greuel iſt. Vor das Erſte, ſo halte ich Männer wie Sie, die als eigentliche und ſelbſtprüfende Proteſtanten, ſo nah bey meiner Kirche ſtehen, dieſelbe auch, ohne Mitglied zu ſeyn, ehren, unſern Cultus verſtehen und ſich aus hörbaren Gründen nicht öffentlich zu demſelben bekennen: für eben ſo der Seligkeit würdige Chriſten als den frömmſten Katholiken. Denn nicht der Name, nicht der äußere Cultus, ſondern der auf Einſicht, oder ſonſtige Ueberzeugung gebaute Glaube macht ſelig. Wären alle Proteſtanten Ihnen gleich, wie glücklich würden beyde Confeſſionen ſeyn!

»Wie ſo?«

Wäre es Ihnen denn nicht erfreulich, wenn alle Proteſtanten und Katholiken ſich unter einander ſo ehrten und liebten, als wir uns einander ſchätzen und lieben? Müßte nicht eine Vereinigung entſtehen, wenn alle Glieder, meiner und Ihrer Kirche, einander nicht länger verkennten, wenn einer das Gute und Wahre des andern erkennte? Doch hiervon bey einer andern Gelegenheit mehr! — Was Zweytens die eigentlichen und wahren Proteſtanten betrifft, auf welchen der Geiſt Luthers und Calvin's ruhet, ſo würden dieſe, aller Ihrer Anhänglichkeit an Luther und Calvin, (um welcher Männer willen ſie ſich vom Pabſt abwenden,) ohngeachtet, mir ſchätzbare Menſchen ſeyn.

»Ich erſtaune, Sie ſo ſprechen zu hören.«

Warum erſtaunen Sie? Halten Sie einen katholiſchen Prieſter keiner unpartheyiſchen Beurtheilung fähig? Die Reformation war eine Revolution der Kirche ſelbſt, wie in allen Staaten und Geſellſchaften zuweilen eine Gährung ausbricht, die keinen andern Zweck hat, als ſich durch eine Erſchütterung eines nachtheiligen Stoffes zu entledigen; aber keine Vertheidigung, kein Feldzug gegen einen Feind der Kirche, obgleich am Ende Streit, Krieg, Haß, Verfolgung genug daraus erwachſen iſt. Dieſes alles aber war der Plan und die Abſicht der Reformatoren nicht. Luther griff aus Eifer für die Ehre Gottes und der Kirche, den Mißbrauch an, ſo Tetzel mit dem Ablaß getrieben, und zeigte überall die größte Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche. Huß, Wicklef, Calvin, Melanchton, Zwingli dachten nicht die Kirche umzuſtoßen, ſie Irrthümer zu beſchuldigen: ſondern ſie zu befeſtigen, und die Lehren der Kirche ſo dem Zeitgeiſt gemäß vorzutragen, daß den Irrthümern vorgebeugt werde. Daß dieſe großen Männer endlich auch vom Gehorſam gegen den Pabſt ſich losſagten, daß ſie ſogar die Kirche Irrthümer beſchuldigten, dazu trugen Urſachen außer ihnen bey, welche ſie im Gewühl der allgemeinen Gährung zu weit fortriſſen, allwo ſie denn Anhänger genug fanden, und den Reizungen, welchen man an jeder Spitze einer anſehnlichen Verſammlung ausgeſetzt iſt, nicht gehörig widerſtanden. Die großen Reformatoren ſtarben ehe noch das Feuer der Zwietracht gedämpft war. Ihre Anhänger, welche unter den Fahnen ſolcher Fürſten, ſo ſich gegen die Kirche empörten, weil ſie reiche Klöſter und geiſtliche Stiftungen ſäculariſirt hatten, fochten;

brauchten ihre Namen wie den Namen eines Numinis. Luther und Calvin wurden vergöttert, und man ſang in den Kirchen: erhalt uns Herr bey deinem Wort, und ſteu'r des Pabſtes Tück und Mord! ſo wie man den Kindern ſchon den Reimen in die Bibel ſchrieb: Gottes Wort und Luthers Lehr, vergehet nun und Nimmermehr! Wäre der Fanatismus nicht ſo groß gleich geworden, daß Luther und Calvin ihre Meinungen dem Oberhaupt der Kirche in Ruhe und vernünftiger Gelaſſenheit hätten vortragen können: vielleicht würden ſie ſich noch die Canoniſation verdient haben. Aus dieſer Urſache hege ich gegen die Perſon der Reformatoren, beſonders Luthers, Melanchtons, Calvins und Zwinglis, ſo große Achtung, und lege ihnen nicht die Folgen ihrer Unternehmungen zur Laſt, welche ſie nicht beabſichtigten. Bey dem allem aber kann ich nicht umhin ſie zu tadeln, daß ſie zu viel auf die Stimme ihrer Vernunft gehört und dieſer zu viel Recht bey Entſcheidung der Glaubenslehren eingeräumt haben, wann gleich ſie mit der Lehre der Kirche einverſtanden waren. Ihr Grundſatz war: dieſes iſt wahr, weil meine Vernunft es für wahr hält. Sie hätten ſagen ſollen: die Vernunft beſtätigt, daß dieſes wahr ſey, weil es die Kirche lehret. Dadurch haben mit den Reformatoren die wahren Proteſtanten, welche gegen alles was der Kirche zuwider iſt, Kraft ihrer Vernunft proteſtiren, aufgehört, und iſt an deren Stelle eine Kirche, eine Confeſſion entſtanden, welche mit Ihnen meine proteſtantiſchen Freunde nichts als den Namen gemein hat, und in unſern Tägen in ſolche Irrthümer, ja Kezzereyen, ausgeartet iſt, wovon man ſeit der Apoſtelzei-

ten kein Beyſpiel hat, und nur dadurch ſich noch in der Chriſtenheit erhalten: daß ſie ihre vom Staat anerkannte ſymboliſche Bücher noch nicht öffentlich und förmlich verworfen hat.

»Welche Kirche meinen Sie?« fragte Maibach, der auf das was der Pfarrer vom Oberhaupt der Kirche geſagt hatte, vorzüglich aufmerkſam geweſen, und dadurch mit Etwas größerer Anſtrengung auf das Nachfolgende acht haben mußte.

Nun die proteſtantiſche, die lutheriſche ſowohl, als die reformirte, antwortete der Pfarrer; und fuhr ſodann in ſeinem Context fort. — Luther und Calvin wurden von ihren Anhängern, wie Mahomed von den Türken, vergöttert. Die ſymboliſchen Bücher wurden zwar als ein Extract der Bibel verehrt; weil man aber die authentiſche Auslegung derſelben dem Oberhaupt der Kirche nicht mehr zugeſtand, (welches eine Folge war, daß man ſich der Autorität dieſes Oberhaupts entzogen hatte,) und der Grund alles Glaubens die Vernunft allein ſeyn ſollte; ſo war die weitere Folge: 1) daß Luther und Calvin ihr prophetenmäßiges Anſehen verlohren, und 2) daß nun jeder Kritler ſich erlaubte nicht nur die ſymboliſchen Bücher zu cenſiren, ſondern auch die Quelle ſelbſt, die h. Schrift critiſirte, je nachdem es eines Jeden Vernunft oder Unvernunft für gut fand. Was man von ſolchen Anmaßungen, ſich ſelbſt durch Gelehrſamkeit und Vernunft zum Richter über die Glaubenslehren der Kirche aufzuwerfen, (welche Freyheit ſich nicht etwa Einer, ſondern alle, oder doch wer Luſt hatte, erlaubten,) erwarten, was man vorherſagen konnte, iſt eingetroffen. Der ganze Proteſtantismus, (ich meine

den, ſo die Reformatoren zurückgelaſſen, oder welcher durch den weſtphäliſchen Frieden neben der alten auf den Felſen Petri gebauten Kirche, zu einer Staatsreligion erhoben wurde) iſt zu Grunde gerichtet, alle Religion ausgerottet, und kein einziger Artikel des chriſtlichen proteſtantiſchen Glaubens-Bekenntniſſes, (ausgenommen: daß Chriſtus geboren worden, gekreuziget und geſtorben ſey,) iſt unangetaſtet geblieben; die Bibel ſelbſt iſt, als höhere Offenbarung über den Vernunft-Glauben, verworfen worden. Von Chriſto iſt nur der Menſch übrig geblieben, alles was göttlich an ihm war, iſt verſchwunden, aller Glaube an die unſichtbare Kirche, (welche wir dort mit leiblichen Augen ſogar ſchauen ſollen,) an die unbegreiflichen, und daher göttlichen Gehrimniſſe, an die Wunderkraft des Gebets; alles Vertrauen auf den Glauben, ohne den Niemand zu Gott kommen kann, iſt dahin; kurz: der Proteſtantismus iſt ein mit einer dürren Haut ausgetrocknetes Skelet geworden, welches inwendig hohl und leer iſt, und bald wie die am Skelet noch übrige Haut und Beine von der Zeit durch die Luft, Motten und Würmer verzehrt werden wird. Dieſe Zeit haben Ihre Theologen und freygeiſteriſche Philoſophen herbeygeführt. Ihre Schriften, wovon Odylo bey Theoduls Gaſtmal eine Menge anführt, beweiſen dieſes. — Und doch ſpricht man von Vereinigung der katholiſchen Kirche mit der proteſtantiſchen, welche wie die Echo bis auf eine leere Stimme abgeſchwunden iſt! Proteſtanten giebt es einige noch, aber — a potiori fit denominatio, — kein Proteſtantismus mehr, und dieſe Wenige werden mit der gegenwärtigen Generation ausſterben, wie dann überhaupt zu erwarten ſtehet, daß — — — — — —

»Was? meinen Sie!» —

Daß — daß die Zeit kommen werde, wo die Kirche Chriſti; — erinnern Sie ſich was ich anfangs von ihrer Exiſtenz ſagte, — an der Vernunft die größte Vertheidigerin gegen alle Irrlehren haben wird. Dann erſt wird die gewünſchte Vereinigung zu Stand kommen! O! Luther, O! Calvin! hättet ihr zur Zeit des weſtphäliſchen Friedens, wo man Katholiken und Proteſtanten in zwey feindſelige Partheyen ſchied, wieder aus dem Grab auferſtehen können, ihr würdet mit eben dem Geiſt wieder aufgebauet haben, als ihr zerſtört habt, und es würde dem proteſtantiſchen Atheismo vorgebeugt worden ſeyn.

»Wie ſo?«

Halten Sie denn Luthern und Calvin nicht für Männer, welche aus Liebe für die Wahrheit, nicht um eine neue Secte gegen alles beſſer Wiſſen und Gewiſſen zu ſtiften, geforſcht und gelehrt haben? Iſt von ſolchen Männern nicht zu glauben, daß ſie ihre Lehren und Meinungen dem Oberhaupt der Kirche zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt haben würden, wenn ſie bey kälterem Blut gefunden haben würden: daß dieſes das einzige Mittel ſey, ihre durch die Vernunft gefundene Lehrſätze als Glaubenslehren ſanctioniren zu laſſen? — Ich wenigſtens glaube dieſes, weil ich dieſe Reformatoren, bey näherer Bekanntſchaft mit ihrem Geiſt und Charakter beſonders habe ſchätzen lernen, als ich ſie mit den heutigen proteſtantiſchen Neologen verglich. — Da aber nun Luther und Calvin nicht wieder kommen können, ſo bleibt für die Wiederherſtellung einer einzigen chriſtlichen Kirche, welche ihrer Einheit

wegen auch die wahre und alleinſeligmachende ſeyn muß, nichts anders übrig als: den zerrütteten Proteſtantismus, noch eine Zeitlang ſeinem Schickſal zu überlaſſen, bis er von ſelbſt neben der alten Kirche verſchwindet; oder wie Odylo beym Theodul vorſchlägt: die Proteſtanten, welche keine Proteſtanten, ſondern gar Nichts mehr ſind, in die katholiſche Kirche aufzunehmen. Da aber zu dem Letztern Einſicht und Ueberzeugung gehört, ſo wünſche ich: daß alle Proteſtanten, welche ſelbſt denken können, ſich dieſe Einſicht und Ueberzeugung verſchaffen mögten! Dazu finden wir bey Theoduls Gaſtmal vortreffliche Anleitung.

Worauf ich ſehr begierig bin: ſagte Wilſon.

Weil Maibach ſchwieg, ſo ſagte der Pfarrer, ehe er ſeine Vorleſung begann: Dieſes Buch iſt weder für mich, um mich von meiner Religion noch mehr zu überzeugen; noch füt Sie meine proteſtantiſchen Freunde, welche noch den Namen Proteſtant verdienen, geſchrieben. Nicht ein katholiſcher Biſchof iſt einem würdigen Nachfolger Luthers darinnen entgegen geſetzt, um beide gegen einauder polemiſiren zu laſſen; ſondern die Kirche mit ihrem Oberhaupt gegen die alles Chriſtenthum untergrabende Neologen, und den heutigen Schatten einer proteſtantiſchen Gemeinde, welche zwar war, aber nicht mehr iſt, und deren noch übrige Hülle, mit dieſer Generation verweſen wird.

Dieſes war das Program ſo der Pfarrer ſeiner Vorleſung über Theoduls Gaſtmal voranſchickte, und womit er Maibachs Erwartungen außerordentlich geſpannt hatte. Von der Vorleſung ſelbſt Ihnen Etwas in Extenſo mitzutheilen, vermag ich nicht. Es iſt

auch nicht nöthig: denn wenn Sie dieſes Program und Theoduls Gaſtmal werden geleſen haben, ſo können Sie ſich alle Erklärungen, Erläuterungen und Erweiterungen des Pfarrers ſehr leicht hinzudenken.

Hofmaier an von Waldheim.

Eilftes Schreiben.

Die Vorleſung von Theoduls Gaſtmal hatte zur Folge, daß von Maibach und ſeine Frau, beide ehedem eifrige Proteſtanten, zur katholiſchen Kirche übergingen. Indeſſen iſt dem pfaffiſchen Unſinn, ſo der Verfaſſer dem Abt Odylo in den Mund legt, dieſe Wirkung allein nicht zuzuſchreiben. Mich und Sie würden deſſen Sophismen, betrügeriſche Litteratur, pfäffiſche petitiones principii nicht in ſolche Schwach- und Dummköpfe, ſo ſich erſt über alles wundern, und dann alles zugeben, verwandelt haben. Theoduls Gaſtmal war nur ein Leitfaden, an den der Pfarrer, zur Befolgung des ihm ertheilten Auftrags, und Erfüllung ſeiner beſondern Obliegenheiten, die Schlingen knüpfte, in welche ſich Maibachs Geiſt verwickelte.

Maibach war ſchon mit der katholiſchen Kirche, ihren Sacramenten, dem Meßopfer, der Transſubſtantiation, dem geweihten Waſſer und Oel, andern Wunderkräften geweihter Dinge, den Wunderwerken, den Heiligen, der Macht und Gewalt des Pabſtes, und was ſonſt noch

zu der alleinſeligmachenden Kirche gehört, bekannt, ehe er ein Mitglied der Geſellſchaft zur ſchönen Vereinigung geworden, nur glaubte er nicht daran, weil — ihm noch nicht eingefallen war daran zu glauben. Ich habe Ihnen ſchon von Maibachs Egoismus geſchrieben, daß dieſem zufolge er alles was er dachte, und wie? er es dachte, für wahr hielt; weil er dachte. Seine logiſchen Formen hatten ein ſo großes Uebergewicht bey ſeinen Beurtheilungen, daß bey ihm logiſch richtig, wahr und vernünftig beynah gleich bedeutende Wörter waren. Was er las und dachte wurde Wahrheit für ihn, weil er daſſelbe begriff, wenigſtens waren ſeine Verſtands-Operationen, ſchon hinreichend für den Gegenſtand ſo ihn beſchäftigte, eingenommen zu werden, ohne die nachfolgende Zweifelgründe gegen ſeine gefaßte Meinungen einer verdienten Aufmerkſamkeit zu würdigen.

Er war von den Thaten und Lehrmeinungen Luthers und von den ſymboliſchen Büchern ſeiner Kirche wie auch was die ſtarkgläubigen und eifrigen ältern und neuern lutheriſchen Scribenten Merkwürdiges und Wunderbares mitgetheilt haben, unterrichtet, und glaubte ſo ſteif und feſt daran, daß er unter den proteſtantiſchen Betbrüdern ſo viel Auferbauliches fand, daß nur die Stimme der Liebe ihn in andere Umgebungen wieder abrufen konnte. Er glaubte Dichtung und Wahrheit, wann er ſie unter die Categorie des Proteſtantiſchen ſubſumiren konnte, und mehr brauchte der Egoiſt nicht, um alles feſt zu glauben, wann es auch noch ſo wunderbar geklungen hätte. Die katholiſche Kirche, und alles was dazu gehört, war ihm ein e diametro oppoſitum des Lutherthums; und da er Nichts für apo-

dictiſch gewiſſer hielt, als daß e diametro oppoſita, als weſentlich verſchiedene Dinge keine Prädicate mit einander gemein haben können: ſo widerſprach er allen Dogmen, Myſterien und Wundern der Katholiken; ob er gleich das Wunder von Arnds Paradiesgärtlein, welches wie die drey Männer im Feuerofen, in den Flammen eines abgebrannten Hauſes erhalten und im Aſchenhaufen unverſehrt war ausgegraben worden; wie auch die Erſcheinung des Teufels auf der Wartburg, dem der S. Dr. Luther das Dintenfaß an den Kopf geworfen, gar nicht bezweifelte.

Egoiſten wie Maibach werden durch das was ſie leſen, wenn ſie mit dem Schriftſteller fortdenken, feſtgehalten, können ſich nicht leicht aus den Paralogismen herausfinden, in welche ihr Verſtand verwickelt worden, und werden durch neue Anſichten heftig frappirt. Die Dogmen; Traditionen; Wunder; die Geiſterwelt im Himmel, in der Hölle und im Fegfeuer; die geheime Welt, ſo die Sacramente und Kräfte geweihter Dinge vorausſetzen; die Hierarchie; waren Dinge, welche Maibach neben ſeinem Wohlgefallen an dunkeln, myſtiſchen Ideen, ſeinem Glauben an eine geheime geiſtige Welt, welche unter der ſinnlichen verborgen iſt, ſeinem Hang zum Wunderbaren, an und vor ſich ſchon anſprachen: es war deshalb nur der Glaube daran in ihm zu erwecken, der wegen ſeiner logiſchen Folgerung, daß von zwey e diametro oppoſitis nur Eines wahr ſeyn könne, in ihm nicht aufkommen konnte. Durch die Geſellſchaft zur ſchönen Vereinigung verlohr ſich das Abſtoßende, ſo er gegen den Catholicismum verſpürte, und die Gemüther kamen in ein harmoniſches Gleichgewicht gegen

einander, wobey das oft zum Gegenſtand der Unterhaltung gewählte Problem einer Kirchenvereinigung ſtets mit Intereſſe durchſprochen, und Maibach dem Catholicismus, auch ohne noch Wahrheit ihm anzudenken, oder darinnen zu finden, geneigt wurde. Dem Ding, wohin man ſich geneigt fühlt, ſchenkt man auch Liebe, und was man liebt, ohne es noch zu beſitzen, darnach hat man wenigſtens einiges Verlangen.

Martini's Erzählung und Wilſons Altar, hatten einen ſtarken Eindruck auf Maibach gemacht; er wünſchte mit der katholiſchen Kirche bekannter zu werden, um deren Vereinigung mit der proteſtantiſchen näher prüfen zu können, welche Vereinigung nach ſeiner Denkungsart deſto mehr Reiz für ihn hatte, als er dadurch das Problem zu löſen hoffte: wie e diametro opposito mit einander vereinigt werden könnten?

So war Maibachs Gemüthsſtimmung, als der Pfarrer Seebach ſeine Vorleſung über Theoduls Gaſtmal begann, welches, wie auch des Pfarrers Vortrag ſeinen vollkommenen Beyfall erhielt, ſo daß er dem Abt Odylo bey dem Gaſtmal ganz beypflichtete und deſſen Schlußfolge: »es ſey keine Religionsvereinigung »anders möglich, als daß die Proteſtanten zur alten »katholiſchen Kirche zurückgingen;« mit einem concedo totum argumentum! beſtätigte. Aus dieſem concedo totum argumentum läßt ſich ohnſchwer abnehmen: wodurch Maibach durch die Vorleſung für den Catholicismum gewonnen wurde. Maibach fand durch hiſtoriſche Beweiſe, durch Hinweiſungen auf die Beyſtimmung anderer, durch Allegaten, ſich in ſeinen Meinungen ſehr überzeugt. Ein Buch, in welchem der

Verfaſſer ſeine Behauptungen mit Beyſpielen und Zuſtimmungen anderer, beſonders alter Scribenten unterſtützte, gefiel ihm beſſer, machte mehr Eindruck auf ihn, als wann dieſe Stützen dem Inhalt des Buchs fehlten. In ſeinen juriſtiſchen Aufſätzen wimmelte es deshalb von Allegaten, und er glaubte dadurch Etwas unwiderlegbares zu ſchreiben. Dieſes iſt aber kein Beweiß, daß er ſeine Gedanken gegen die Meinungen anderer freymüthig geprüft habe; im Gegentheil war es eine Folge ſeines Egoismus. Er prüfte und verglich ſich mit andern gar nicht dadurch, ſondern beſtärkte ſich in ſeinem egoiſtiſchen Glauben um ſo mehr, als er durch hiſtoriſche Facta, durch Analogien, durch Beyſtimmung anderer, (wobey ihm ſchon die Worte genügten) ſeine Meinungen, ſeine Grillen und Glauben beſtätigt fand. Zu prüfen, unpartheyiſch zu prüfen: ob er oder ein anderer ihm geradezu Widerſprechender Recht habe? erlaubte ihm ſein Egoismus nicht. Er war eigenſinnig, weil er ſo viel Vorliebe für ſeinen Verſtand hatte; aber er war auch in der Hand eines Jeden, der ſeine Vorſtellungen und Begriffe ſo zu lenken verſtand, daß er keinen Widerſpruch bemerkte.

Bey ſo einem Kopf wie Maibach, konnten wohl die Vorleſungen des Pfarrers ihre beabſichtigte Wirkung nicht verfehlen. Maibach fand alles ſo ſchön und richtig deducirt: ſo unwiderlegbar durch die Autorität der Bibel und der Kirchenväter bewieſen, der ergrübelte hiſtoriſche Glaube ging ihm über den Vernnnft-Glauben; und da er, (wie ſchon in einem andern Brief bemerkt wordən,) alles für Wahrheit zu halten ſich gewöhnt hatte, was er mit andern Begriffen, die er nicht

mehr bezweifelte, vereinigen konnte, oder was er zur Vollendung einer logiſchen Form bedurfte: ſo überzeugte er ſich immer mehr von der Wahrheit der katholiſchen Religion; und ſein Luther hinderte ihn deſto weniger daran, als der Pfarrer ihn zwiſchen dem Reformator und dem heutigen Proteſtantismo einen ſo außerordentlichen Unterſchied hatte kennen lernen.

Durch ſeine faſt unbegrenzte Vorliebe für ſeinen Verſtand, (auf den er ein deſto ſicheres Vertrauen ſetzte, weil man ihn wegen ſeinen Arbeiten und Geſchäften, wozu nur Verſtand und nicht ſo gar große Vernunft erforderlich iſt, überall lobpreißte,) iſt es auch erklärbar: daß er von dem Pabſt eine ſo große Idee faßte, und ihn für einen wirklichen Regenten der Geiſterwelt hielt, welcher mit ſeinen zwey Schlüſſeln die Thore des Himmels und der Hölle öffnen und ſperren könnte. Er fand in dem durch ſeinen Verſtand beſtätigten Catholicismo ſeine geheime Welt, ſamt ihren Geiſtern und Wundern erweitert, und ungleich mehr Syſtem darinnen, als er vorher gekannt hatte. Als er nun an dieſem Syſtem einer geheimen geiſtigen und Geiſterwelt nicht mehr zweifelte, war ihm der Schlußſtein dieſes Gebäudes, die Krone des Geiſterreichs, ſo er im Pabſt erblickte, ein höchſt nothwendiger Gegenſtand. Er fantaſirte ſich nach der Analogie eines ſichtbaren Oberhaupts eines großen ſichtbaren Staats, einen Regenten des Geiſterreichs. Ueber alles was die geiſtige Welt enthielt, alle Geiſter und Wunder, ſo unter der ſichtbaren Kirche ihm verhüllt lagen, war das ſichtbare Oberhaupt derſelben Regent und Herr. So wie er nun nicht zweifelte, daß die geiſtige Welt die Wunderwelt ſey, ſo

ward ihm der Pabſt ein Wunderthäter, der, falls es nöthig ſeyn würde, Donner und Blitz erregen könnte, Todte erwecken, kurz alle Wunder befehlen, wovon ihm die Geſchichte unbezweifelnde Beyſpiele erzählte. Dieſer Selbſtbetrug iſt übrigens unſerm guten Maibach gar wohl zu verzeihen, da die Menſchen überhaupt ſo leicht verführt werden, ihre Ideen von einem Talent in dem Individuo zu glauben, welches durch ſein Aeußeres, durch ſeinen Stand dieſe Ideen in ihnen erwecken. So erwartet man in einem ſchönen Körper auch eine ſchöne Seele; und glaubt einen wirklichen Helden zu ſehen, wann man einem mit Band und Sternen decorirten Offizier begegnet, ohne ſich den Einwurf zu machen, daß dieſer ſcheinbare Held ein ausgemachter Poltron ſeyn könnte.

Da Maibachs Katholiſchwerden mehr durch ſeinen grübelnden Verſtand als durch glühende Einbildungskraft bewirkt worden iſt, ſo ging es nicht ſo geſchwind damit von ſtatten, als die Freunde, ſo ſeinem Entſchluß entgegen ſahen, erwarteten und wünſchten. Er wollte mit voller Ueberzeugung übergehen, und ſuchte ſeine Ueberzeugung dadurch zu befeſtigen: daß er den ganzen Kirchenglauben, mit allen Dogmen, Traditionen, Wundern u. dgl. in ein Syſtem zu bringen ſuchte, welches ihn deſto größere Anſtrengung koſtete, als die Einbildungskraft ihm täglich neue Gegenſtände ſchuf, und die alten ihm in größerer Mannigfaltigkeit erſchienen. In der That würde er noch länger als geſchehen, gezaudert haben, wenn nicht die Menge neuer Gegenſtände ihn öfters verwirrt, und dadurch die Empfindungen, ſo bey dunkeln Begriffen ſich erhöhen, ihn zum Entſchluß ge-

bracht hätten. Die Gegenſtände des Cultus, die ſieben Sacramente, (bey welchem ihm die heilige Zahl, worauf er ſanſt nicht geachtet, merkwürdig wurde) andere Dogmen der Kirche, die Apoſtel, Kirchenväter, Märtyrer, Heilige, die Wunderwerke, die Hierarchie, und noch andere Dinge durchkreuzten ſich in ſeinem Hirn. Er ſah dieſes alles wie man das bewegte Meer von einer ſteilen Höhe herab ſiehet, der Pabſt war gleichſam der Neptun mit dem Dreyzack in dieſem, eine wunderbare Welt enthaltenden, Element, ſo ihn anzog. Er befand ſich in dem Zuſtand eines Schwindelnden, die kalte ruhige Vernunft verließ ihn, er ſtürzte hinab, und ward mit ſeiner ſchon entſchloſſenen Frau — katholiſch

Die Bewegungen ſeines Geiſtes zum Entſchluß laſſen ſich aus folgendem Schreiben von ihm an den Stiftsconſulenten Bärbach abnehmen.

»Ich bin überzeugt, daß die Reformation ge»mißbraucht worden. Die Reformatoren wollten »die Kirche nur vom üppigen Unkraut ſäubern, »welches hier und da aufgewachſen, und noch täg»lich wachſen wird, ſo lang, (nach der bibliſchen »Parabel,) der Feind Unkraut unter den Waizen »ſäet. Aber Spaltungen und Trennungen wollten »Luther und Calvin nicht bewirken. Darum ſollte »Jedermann wieder in den Schoos der alten Kirche »zurückgehen, damit endlich wieder ein Hirt »und eine Heerde werde. Und dann iſt doch un»läugbar, daß in der alten Kirche nicht zu wider»legende Dogmate aufbewahrt werden, ſo die Pro»teſtanten allzu ſchnöde verwarfen. Und welche An-

»hänglichkeit beweiſen die Glieder der alten Kirche
»an ihren Cultum nicht! Mir iſt ihre heilige An-
»dacht eine Beſtätigung meines Glaubens: daß die
»Körperwelt eine Hülle einer andern geiſtigen Welt
»ſey. Wozu hätten wir ſo viel Gefühl für das
»Sinnliche? Dieſe geiſtige Welt erſcheint mir
»deutlicher in der alten Kirche, als in den prote-
»ſtantiſchen Ablegern, welche nie die Wurzel des
»alten Stammes im Felſen Petri erreichen werden,
»erreichen können.«

»Die Hauptfrage bey mir iſt nur noch: ſoll ich
»öffentlich das ſeyn, was ich ſchon heimlich in
»meinem Innern bin? Werde ich nicht manchen
»guten Menſchen von mir abſtoßen? werde ich
»nicht durch den öffentlichen Uebertritt verkannt
»werden? — Von Ihnen, ich weiß es, ob ſie
»gleich katholiſch, und von einer alten zur alten katholi-
»ſchen Kirche gehörigen Familie abſtammen, darf ich
»eben ſo wenig als von dem Biſchoff von K..... eine
»Entſcheidung erwarten: ob ich ſoll, oder nicht?
»Sie werden mich auf meine Freyheit verweiſen.
»Handle ich aber nicht eben ſo frey, wenn ich mich
»nach ſelbſtaufgefundenen, als mitgetheilten Beweg-
»gründen entſchließe? Ich werde mich entſchlie-
»ßen, das können Sie verſichert ſeyn, zu bleiben
»wo ich bin, oder überzugehen; zu ſcheinen, oder
»zu ſeyn.«

Die letzten Worte dieſes kleinen Briefs beweiſen:
daß Maibach lange ab- und zugewogen hat. Er hing
ſchon mit ganzer Seele an der alten, ihm neuen Kirche,
und glaubte ſehr weiſe zu ſeyn, wenn er darüber noch

viel nachdächte. Bey ihm aber konnte man den Gedanken Leſſings anwenden: wer überlegt, ſucht Gründe, um nicht zu wollen. Soll ich bleiben? fragte er; und fragte zehnmal noch, ob er ſich gleich immer Nein! antwortete. Nach dem was ich Ihnen von der Geſchichte ſeines Kopfs und Herzens bey ſeiner Bekehrung vom Proteſtantismo zum Catholicismum geſchrieben, werden Sie ſelbſt einſehen, daß für unſern Freund eine ohnmögliche Sache geweſen, ſich in ſeiner Kirche mit eben der Kraft zu erhalten als er daraus gezogen wurde. Seine Centripedalkraft wurde durch die Beſuche noch geſchwächt, ſo er von mehreren einheimiſchen wie auch durchreiſenden Gelehrten, Dichtern, Grafen und Edelleuten erhielt, ſo ihn mit der Geſchichte ihres Uebertritts zur katholiſchen Kirche zu unterhalten wußten. Dadurch ward Maibach in einen Zuſtand verſetzt, wie einer der fortreiſen will, auf den der Poſtillon ſchon wartet, und von ſeiner Frau, mit ihren Schachteln und Kiſtchen unter dem Arm, getrieben wird.

Tags zuvor als er ſein Glaubensbekenntniß ablegte, und nebſt ſeiner Frau förmlich in den Schooß der Kirche aufgenommen ward, ſchrieb er an vorbenannten ſeinen Freund.

»Morgen, wenn die Sonne culminiren wird, »ſehe ich als ein Sohn der heiligen Mutter zu ihr »hinauf. Gott und ſeine heilige Mutter ſey ge»lobt! daß ich überwunden habe, und nun mit »dem wärmſten, doch ganz kühlem Verſtand, (denn »ich kann mir keine Uebereilung vorwerfen,) den »Schritt wage. Ich kann gar nicht begreifen, wie »ich habe zaudern können. Heute, iſt bey mir ſo

»gut als Morgen; denn ich ſehe die Handlung »Morgen nur für die äußere an, die innere iſt »ſchon vor 8 Tagen vollbracht und vollendet gewe- »ſen. Vor 8 bis 10 Tägen, (ich weiß nicht mehr »genau,) ſaß ich in meinem Zimmer und über- »dachte mein Vorhaben. Da erwog ich, was un- »ſer Göthe in ſeiner Lebensgeſchichte uns mittheilte, »wie nämlich die Kirche uns durch die ſieben Sa- »cramente, von der Geburt bis zum Tod, ſo nahe »an der Gottheit hält. Indem ich nun die 7 Sa- »cramente, ganz rein, von aller materiellen Hülle »entkleidet, überſchaute, ſchwebte mir die geiſtige »Welt, die ich noch nie ſo nah der Anſchauung »bringen konnte, vor den Augen meines Gemüths. »— O! mein Freund! dieſer Anblick war ſchön, »ich war entſchloſſen. Ich ging in ein anderes »Zimmer, worinnen Göthe's Bild hing und nie »war ſein Bild ſo ſprechend Es war gegen Abend »und dämmerte ſchon. Ich ſetzte mich gegen das »Bild über, und es ward mir, der ſchönen Idee »von den Sacramenten wegen, das Bild eines »Heiligen. Da fiel mir ſein Fiſcher ein, den ein »ſchönes Waſſermädchen in die Fluthen gezogen »hat. Leben Sie wohl! recht wohl! — Morgen! »— Jacta est alea!« — —

Der Wurf geſchah, und Maibach nebſt ſeiner Frau waren noch ehe die Sonne am folgenden Tag culmi- nirte, Kinder der Mutter, welche, wie beide nun glau- ben, Gott allein ſelig machen will. Ob ich, und Sie theuerſter Freund nun verdammt werden, wollen wir getroſt abwarten.

Von Maibachs Gattin, und ihrer Bekehrung zum wahren Glauben läßt ſich nicht ſo viel ſagen. So klug ſie iſt, ſo verſtändig und conſequent ſie urtheilt, ſo viele Bildung auch an ihr gelungen iſt: ſo iſt ſie doch nichts anders, beſonders in Hinſicht des Grundes der Ueberzeugung von ihrer Religion als — ein Weib. Sie liebte ihren Calvin, war eine eifrige reformirte Chriſtin. Sie eiferte gegen alle Intoleranz, weil es ihr gefiel für eine aufgeklärte Dame gehalten zu werden. Sie orientirte ſich in dem Catholicismus, um davon ſprechen zu können; endlich gefielen ihr die ſieben Sacramente, die Proceſſionen und die andächtigen Geſichter in der Kirche ſo ſie öfters beſuchte, wenn ein guter Prediger, eine ſchöne Muſik u. dgl. Gelegenheit dazu gab. Endlich wurde ſie durch Menſchenhülfe bewogen, ihren lieben Calvin, der ihr aus der Mode zu kommen ſchien, zu verlaſſen, und im Wahn den ſtarken Geiſt zu machen, ihrem Sinnenkitzel zu gehorchen, und als eine religiöſe Heroin aus der Kirche ihrer Väter zu treten, um in einer andern zu zeigen, was Wahn und Sinnlichkeit über ein weibliches Herz vermöge. Kurz ſie war eine religlöſe Matrone von Epheſus, welche erſt aus Liebe für ihren Gemahl ſich in ſein Grabmal einſperrte, um allda zu ſterben. Ein junger Soldat, der bey einem Galgen Wache hielt, und welchem der gehenkte Dieb geſtohlen worden, ſuchte ſie zu tröſten. Sie hatte ein weiches Herz und wußte viel von Menſchlichkeit zu declamiren. Theilnehmend an der Wahrheit, ſo ihr der junge Offizier einflößte, brachte ſie der Wahrheit, welche ſie fühlte, ein Opfer. Sie zog den Leichnam ihres alten Herrn, der nicht mehr im Leben vorhanden war und

deſſen Andenken, als lebte er noch, Wahn ſchien, aus dem Grab hervor, und hing ihn an die Stelle des gehenkten Diebs an den Galgen, um bey dem Offizier, der kein Traumbild geweſen, die unläugbare Wahrheit zu finden, und der Welt zu zeigen: daß ſie den ſüßen Schmerz einer bittern Freude aufzuopfern vermöge.

Hofmaier an von Waldheim.

Zwölftes Schreiben.

Wie es gekommen, daß Maibach, nach der ihm eigenen Denkart ſeinen Luther verlaſſen und zur Fahne des katholiſchen Glaubens geſchworen: habe ich Ihnen in meinem letzten Schreiben, ſo viel ich vermogte, beſchrieben. Dadurch habe ich Ihnen aber nur dargethan: wie nach Maibachs Geiſtesorganiſation dieſe Veränderung möglich geweſen. Außer ihm waren auch noch wirkende Urſachen, welche ich mit Stillſchweigen nicht kann auf auf der Seite liegen laſſen.

Die Reformation war nichts anders als eine große Revolution der Kirche, welche mehrere Jahrhundert vor Luther ſich regte, als hier und da die Vernunft, ſelbſt unter den Mönchen, gegen den Aberglauben ankämpfte; und der Geiſt ſeine Freyheit, ohne welche weder Denken, noch Vernunft möglich iſt, begehrte. Durch Luther brach die längſt vorbereitete Revolution aus. Die von dem Pabſt abgefallenen Proteſtanten, welche ſich

durch nichts in der ganzen Welt die von dem Urheber aller Dinge erhaltene Rechte auf Freyheit des Geiſtes beſchränken laſſen wollten, bildeten gegen den geiſtlichen Monarchen einen beſondern Freyheitsſtaat, in welchem ſie durch den weſtphäliſchen Friedensſchluß von den weltlichen Monarchen geſchützt wurden.

Der geiſtliche Monarch ſah ſich nun um mehrere Königreiche, um mehrere Millionen geiſtlicher Unterthanen ärmer. Indeſſen mußte er dem Schickſal gehorchen, und alles was er thun konnte, war: den weſtphäliſchen Frieden nicht anzuerkennen, und die Proteſtanten ſamt und ſonders zu verfluchen (wovon die Bulle in coena domini ein merkwürdiges Document bleiben wird,) worum ſich aber die durch ihre Fürſten geſchützte Proteſtanten nicht bekümmerten. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß anfänglich beide Parthien einander gehaßt haben mußten. Die Geiſtlichen beider Parthien entehrten das Heiligthum durch Controverspredigten, bis beynah zum letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts Die Papiſten bewieſen: daß die Proteſtanten nichts anders als abſcheuliche Legionen des Teufels ſeyen; und die Proteſtanten demonſtrirten ad oculum: daß der Pabſt ein Antichriſt, oder das Thier aus der Offenbarung Johannis wäre. Vana sine viribus ira. Man ward des verdammenden Eifers müde, und ſuchte ſich durch Spott gegen einander zu reiben. Auch dieſe Periode des Spottes und Witzes ging vorüber. Cultur, Philoſophie und unpartheyiſche Critik beförderte, beſonders unter der gleichzeitigen Regierung des großen Josephs und Friederichs das aufgehende Licht der Aufklärung. Man ſchämte ſich des Spottes und Witzes ge-

gen eine Gottesverehrung, welche man, abgeſehen von menſchlichen Zuſätzen und Erfindungen, ihres reinen Grundes und Stifters wegen zu verehren ſich ſchuldig fühlte; und fand bald eine wohlgefälligere Maxime, nach welcher man ſich gegen einander zu betragen anfing, nämlich: die Toleranz. Beſonders wurden die Proteſtanten durch die Toleranz electriſirt, und dieſes um ſo mehr, als die Reformation des großen Joſephs ihnen Hoffnung gab: daß der in der Kaiſerſtadt erwachte Geiſt, ſo ſich in vielen Schriften dortiger Gelehrten trefflich ausgeſprochen, bald im deutſchen Vaterland allgemein ſeyn werde. Um dieſe Zeit fing man an Vorſchläge zu einer Kirchenvereinigung zu machen, wobey viele Katholiken und Proteſtanten einen ſehr humanen Geiſt zeigten. Beide Theile, meinten dieſe, ſollten einander nachgeben, und aus Menſchenliebe gegen ihre katholiſchen und proteſtantiſchen Brüder, die menſchlichen Zuſätze, willkührliche Dogmen u. dgl. ſo ſich in und bey dem Cultus befänden, aufgeben, um, mit oder ohne Pabſt, einen Vereinigungspunkt in Chriſto allein zu finden. Der Beyfall, welcher von vielen Perſonen beider Seiten über ſolche Vorſchläge geäußert wurde, beweißt: daß die Gemüther von den menſchenfreundlichſten Geſinnungen belebt waren, welches die Folge noch mehr bewieß. Der Begriff von Duldung deſſen den man liebt, und mit welchem man das Recht zu ſeyn gern theilt, hatte für die wahrhaft aufgeklärten Katholiken und Proteſtanten ſo viel anſtößiges, daß man das Wort Toleranz gar nicht mehr hören wollte, und ſich beynah ſchämte, ſolches gegen die Brüder eines andern chriſtlichen Cultus zu gebrauchen. Die Geſelligkeit

erweckte bey (vernünftigen) Katholiken und Proteſtanten den gegen einander geäußerten Gedanken: man könne nicht ſagen, daß ein Theil den andern tolerire, weil beide Theile mit gleichem Recht ihre Gottesverehrungen verrichten dürften. Dadurch enſtand unter ſolchen Männern eine gegenſeitige, unbefangene Herzlichkeit, welche ſie vergeſſen ließ, daß ihre Kirchen noch von einander getrennt ſeyen. Die Vereinigung der Gemüther hatte Statt, ohne die Vereinigung der Kirchen. Eine ſolche liberale Denkungsart verbreitete ſich in den gebildeten Zirkeln, in proteſtantiſchen Staaten ſowohl, als katholiſchen, ja ſelbſt Geiſtliche von beiden Partheien zeigten: daß ſie von dem reinen Geiſt der Verbrüderung ergriffen ſeyen, daß auch ihnen der in ihren Kirchen aufgewachſene Katholik oder Proteſtant lieber ſey als — ein Proſelyt.

Wenn man dieſe Thatſachen erwägt, ſo ſollte man glauben, daß die wahre Kirchenvereinigung gar nicht mehr ferne ſeyn könnte, weil die Glieder verſchiedener Kirchen nach einem gemeinſchaftlichen Punkt, den die Vernunft vorſteckt, ſo hinſtrebten, wie die Mannigfaltigkeiten in der Natur in einem, in ſich harmoniſchen Ganzen, vereinigt gefunden werden. Hang zum Uebergang aus einer Kirche zur andern ſollte man alſo jetzt ſchon nicht mehr für möglich halten, und Proſelitenmacherey nur von eingeſchränkten Köpfen ärmlicher Obſcuranten erwarten. Allein eine nähere Beobachtung der Begebenheiten zeigt zur vollkommenen Genüge: daß das Häuflein der wahrhaft Vernünftigen und Aufgeklärten noch ſehr gering, und in unſerer ſittlichen oder geiſtigen Athmosphäre, der Lebensſtoff noch zu ſehr mit Stickſtoff

überladen ſey, als daß diejenige Geſchöpfe, ſo des erſteren mehr als des letzteren zu ihrem Leben bedürfen, darinnen aufkommen und wachſen können. Woher ſich ſo viel Stickſtoff erzeuge? iſt leicht aufzufinden.

Dem Biſchoff von Rom iſt es gelungen ſich auf einen Thron zu ſchwingen, von welchem er als geiſtlicher untrüglicher Monarch die katholiſche Welt despotiſch beherrſcht. Seine ehemalige Größe und Macht iſt bekannt. Er vertheilte Kronen; Könige lagen vor ſeinen Füßen; Kaiſer des deutſchen Reichs ſtanden Bettlern gleich vor der Thüre ſeines Pallaſtes. Ein Wort: und die Chriſtenheit zog aus, Völkerſchaften auszurotten. Noch jetzt dringt er in die Cabinette der chriſtlichen Potentaten Europens, und bekümmert ſich um die Berathſchlagungen des Divans. Seine Anſprüche gehen auf die ganze Welt, alles was der Menſch beſitzt iſt gleichſam ein Lehen deſſelben, er ertheilt den Königen ihre Kronen und den Biſchöffen Länder in partibus fidelium et infidelium. Er befiehlt, was man denken und glauben ſolle, und was nicht, und zwar bey Strafe des Bannes, des ewigen Feuers, und wo möglich auch des Elemementar-Feuers eines flammenden Holzſtoßes.

Daß ein ſo großer Beherrſcher der Welt, in die großen und kleinen Weltbegebenheiten Einfluß haben müſſe, iſt natürlich; und daher leicht einzuſehen: daß dieſer Einfluß ſich auch auf das Verhältniß der Proteſtanten zu den Katholiken erſtrecke. Dieſemnach iſt in Rom der Magnet zu ſuchen, welcher ſo viele Proteſtanten in den Schoos der katholiſchen Kirche gezogen hat.

Die geiſtliche Politik des geiſtlichen Univerſal-Monaachen erfodert: alles anzuwenden, das Reich mit Liſt

und Ueberredung zu vergrößern, wann die Gewalt entweder nicht rathſam, oder nicht anwendbar ſeyn ſollte. Dieſe Maxime bey den Proteſtanten anzuwenden, iſt dem summo pontifici um ſo nothwendiger, als er durch die Reformation mehr an Land und Leuten verlohren hat, als alle Miſſionair in den beiden Indien wieder eroberten. Da nun der weſtphäliſche Friede ſeiner Macht durch Bann und ſonſtige gewaltſame Mittel die Abtrünnigen wieder zurückzubringen, Grenzen geſetzt hatte, ſo blieb kein anderes Mittel als die Liſt und Ueberredung übrig. Mit dem beſten Erfolg wurde es gleich nach dem weſtphäliſchen Frieden, bis auf unſre Lebenszeit, bey Fürſten, Gelehrten und andern angeſehenen Perſonen angewendet, und man erſtaunt über die ſcharfſichtige Schlauheit der Bekehrer, gegen die Schwächen dieſer angeſehenen Bekehrten. Indeſſen iſt und war es nicht genug, die bedeutenden Perſonen unter den Proteſtanten gleichſam herauszufangen, man ſuchte auf die Proteſtanten überhaupt zu wirken, um dieſe von Generation zu Generation für die alte Kirche und ihren Glauben wieder empfänglich zu machen.

So lang die alte und frühere Abneigung der Katholiken und Proteſtanten gegen einander dauerte, war dieſe Maxime von keiner Bedeutung. Erſt alsdann zeigten ſich die Folgen davon, als beiderſeitige Religionsverwandte in nähere nnd unbefangenere Berührung zuſammen kamen, als der Katholik dem Proteſtanten die brüderliche Hand reichte, und die Religion auf gegenſeitige Freundſchaft und Achtung keinen, oder doch keinen bedeutenden Einfluß mehr hatte. Dadurch iſt nun in unſern Tagen auf die franzöſiſche Epidemie

der Freyheit und Gleichheit, eine andere, (ſo man die römiſche oder italieniſche nennen könnte,) entſtanden; welche darinnen beſtehet: daß unter den Proteſtanten eine ungewöhnliche und unerwartete Neigung zum Katholicismum merklich wird. Glaubhaften Verſicherunnach, ſollen im Jahr 18 3 und 1814 mehr als 300 Perſonen aus den gebildeten Ständen, von der proteſtantiſcheu Kirche zur katholiſchen übergegangen ſeyn; uhter welchen auch ſehr viele, und auch einige angeſehene Männer aus den preußiſchen Staaten genannt werden wollen, mir aber noch nicht genannt worden ſind. Aufmerkſame Beobachter wollen auch bemerkt haben: daß dieſe Epidemie ſogar eine Mode-Sache zu werden anfange, und an einigen Orten gleichſam guter Ton werden will, den Katholiſchen zu ſpielen.

Es ſcheint parador zu ſeyn, daß gerade zu der Zeit wo die beiden Religionspartheien ſo einig und friedlich in unbefangener Freundſchaft zuſammen zu leben anfangen, ein Theil, und zwar der freye Proteſtant, ſich zu einer Kirche wendet, in welcher ein höchſter Monarch zu glauben befiehlt, und alle Vernunft der Laienſchaft mit einem: Amen! ich ſage euch! ewiges Stillſchweigen auflegen will: allein genau erwogen, konnte ein Kenner der geiſtlichen Politik ſolches wohl vorausſagen.

Der geiſtliche Monarch iſt ein Herrſcher über die Gemüther, und hat kein vorzüglicheres Mittel ſeine Herrſchaft zu erhalten, als Meinung und Glauben. Wenn ein Fürſt den päbſtlichen Legaten nicht achten, oder dulden will, ſo hat er von Rom aus keine Armee gegen ſeine Staaten zu befürchten; und der geiſtliche Unterthan darf nur nicht mehr das geiſtliche Oberhaupt

anerkennen wollen, ſo hat es ihm nichts mehr zu befehlen. Er iſt dem Oberhaupt der Kirche nur ſo lang Gehorſam ſchuldig als er Mitglied der Kirche iſt, und dieſe Mitgliedſchaft kann Jeder, in jedem Augenblick aufgeben. Daher hat der geiſtliche Regent und ſein Miniſterium für nichts mehr zu ſorgen, als daß die Menſchen auf ſolchen Meinungen und Glauben erhalten werden, ſo zu ſeiner Herrſchaft erforderlich ſind; und dann auch ſich angelegen ſeyn zu laſſen: daß ſo viel Seelen als nur immer möglich für das Reich gewonnen werden; weil deſſen extenſive Größe einzig und allein in der Anzahl ſeiner ihn anerkennenden Unterthanen beſteht. Zur Anwendung der letztern Regel geiſtlicher Staatsklugheit gab die gegenſeitige Annäherung der Katholiken und Proteſtanten die erwünſchte Gelegenheit. Die Emiſſarien verſtanden die Kunſt den Katholicismum zum Gegenſtand der Unterhaltung zu machen. Man raiſonirte über die Geſchichte der Religion im allgemeinen; dann beſonders über die Geſchichte der Dogmen und des Cultus; und die Proteſtanten fanden es ſehr intereſſant, näher mit demſelben bekannt zu werden. Da urtheilten dann Einige: daß die Reformatoren doch ein wenig zu weit gegangen ſeyen; einige fanden den alten Cultum und die Hierarchie ſehr vortheilhaft, das Volk religiös zu erhalten, und wurden, (ohne gerade überzugehen,) die eifrigſten Anhänger des Catholicismus, ja noch Etwas mehr, wie ſchon vor mehreren Jahren die Berliner Monatſchrift hinreichend kund gemacht hat. — Andere fanden in dem katholiſchen Cultus mehr für den Verſtand als bey dem proteſtantiſchen; andere mehr für die Sinnlichkeit; — andere mehr für

das Gefühl. Kurz: alle fanden, was bey den Proteſtanten nicht zu finden; und Viele was ihrer Klügeley und Schwärmerey beſſer behagte. — Das hätte nun nicht ſo viel zu bedeuten gehabt; (wie dann auch jeder Vernünftige das Gute überall, und alſo auch im Cultu der katholiſchen Chriſtengemeinde nicht verkennen wird;) allein nun wurde auch dieſe Frage in Erwägung gezogen: ob die ptoteſtantiſche oder die katholiſche Religion die wahre ſey? Da dieſe Frage ſchon von Wahnbegriffen des Fragenden zeugt, indem man wohl fragen kann: welcher Cultus iſt der Religion (ſo einzig iſt) anſtändiger? aber nicht: welche Religion iſt die wahre? weil ein Cultus des Aberglaubens kein Cultus der Religion iſt: ſo iſt wohl natürlich, daß alle diejenige Proteſtanten, welche bey dem katholiſchen Cultus Nahrung für ihre Klügeleyen und Schwärmereyen fanden, und Religion von dem Cultus einer beſondern Gemeinde nicht zu unterſcheiden wußten, ſich für den Catholicismus entſchieden. Es durfte alsdann einer oder der andere nur ein wenig geſengt im Hirn ſeyn, (welches, wie die Erfahrung lehret, bey Talenten zur ſpeculativen Philoſophie, Dichtkunſt und andern ſchönen Wiſſenſchaften gar wohl beyſammen ſeyn kann,) ſo ging er hin, ward katholiſch, und opferte mit der Freudigkeit eines Märtyrers, der mit Vergnügen ſein Leben dahingiebt, die Freyheit ſeiner Vernunft auf.

Daß zu allen Zeiten Proteſtanten von den Katholiken für ihre Kirche gewonnen worden ſind, iſt eine natürliche Folge von den bekannten Anſtalten, wodurch das geiſtliche Reich die Zahl ſeiner Bürger zu vermehren beabſichtigt. Der erſte Cardinal ſowohl als der ge-

ringſte Dorfpfarrer ſind Emiſſarien ihres Herrn, und der ganzen Laienſchaft wird der Wunſch ſo tief als nur möglich eingepflanzt: daß doch die ganze Welt katholiſch werden möge! Aber warum fängt das Verlangen katholiſch zu werden, heut zu Tag unter den Proteſtanten ſo allgemein zu werden an? Die Antwort liegt in der oben angeführten Bemerkung: weil das Katholiſchwerden epidemiſch und eine Mode-Sache geworden iſt.

Man kann ſagen, daß alles Beſondere, Auffallende, Ungewöhnliche ſeine Perioden hat, in welcher es zur Mode wird, und zu welcher Zeit man es mitmachen muß, wann man öffentlich ſich ſehen oder hören läßt. Göthe frappirte die Welt mit ſeinem Werther: und es ward Mode zu wertheriſiren, und ein weiches Herz, ein leichtthränendes Auge zu haben, oder zu affectiren. Eben ſo ward durch die franzöſiſche Revolution das Geſchrey nach Freyheit und Gleichheit Mode. Jetzt fängt das Katholiſchwerden an in Mode zu kommen. Zur Zeit der Freyheit und Gleichheit war Jeder ein Sclave der einen Fürſten pries. Jetzt wird man bald hören: Eſel! warum nicht katholiſch? Ueberhaupt gehört zu allem Modewerden ein Vorgang von bedeutenden Leuten und eine geſchwinde Verbreitung häufig auf einander folgender Beyſpiele, und der Gegenſtand iſt Mode, er mag nun zum Putz der Damen, oder zur Philoſophie gehören, es mag eine Hypotheſe über das Licht und den Schall; oder ein Dogma der Religion betreffen. Wie das Wertherfieber entſtanden? hat unſer vortrefflicher Göthe im dritten Theil ſeiner Lebensbeſchreibung ſelbſt erzählt. Die Geſchichte des Freyheitsfiebers iſt Ihnen beſſer bekannt als mir. Was aber die Sucht

katholiſch zu werden, als eine Mode-Sache betrifft, ſo habe ich meine beſondere Anſichten darüber.

In einem kleinen Werkchen, welchem Kant als Titel deſſelben, »Ueber einen neuerdings erhobenen vor-»nehmen Ton in der Philoſophie!« vorſetzte, ſchrieb derſelbe: »Der Name Philoſophie iſt, nachdem er ſeine »erſte Bedeutung: einer wiſſenſchaftlichen Lebensweis-»heit, verlaſſen hatte, ſchon ſehr früh als Titel der »Ausſchmückung des Verſtandes nicht gemeiner Denker, »in Nachfrage gekommen, für welche ſie jetzt eine Art »von Enthüllung eines Geheimniſſes vorſtellte. Den »Aſceten in der Makariſchen Wüſte hieß ihr Mönchs-»thum die Philoſophie. Der Alchymiſt nannte ſich »Philosophus per ignem. Die Logen alter und »neuer Zeiten ſind Adepten eines Geheimniſſes durch »Tradition, von welchem ſie uns mißgünſtiger Weiſe »nichts ausſagen wollen (Philosophus per initiatio-»nem). Endlich ſind die neueſten Beſitzer deſſelben die-»jenigen, welche es in ſich haben, aber unglücklicher »Weiſe es nicht ausſagen, und durch Sprache allgemein »mittheilen können (Philosophus per inspirationem),

Weiter fährt Kant in dieſem Werkchen alſo fort:

»Es liegt nicht blos in der natürlichen Trägheit, »ſondern auch in der Eitelkeit, einer mißverſtandenen »Freyheit der Menſchen, daß die, welche zu leben ha-»ben, es ſey reichlich oder kärglich, in Vergleichung »mit denen, welche arbeiten müſſen, um zu leben, ſich »für Vornehme halten. — Der Araber oder Mon-»gole verachtet den Städter, und dünkt ſich vornehm »in Vergleichung mit ihm: weil das Herumziehen in »den Wüſten mit ſeinen Pferden und Schaafen mehr

»Beluſtigung als Arbeit iſt. Der Waldtunguſe meint »ſeinem Bruder einen Fluch an den Hals zu werfen, »wenn er ſagt: daß du dein Vieh ſelber erziehen magſt, »wie der Buräte! Dieſer giebt die Verwünſchung wei»ter ab, und ſagt: daß du den Acker bauen magſt wie »der Ruſſe! Der letztere wird vielleicht nach ſeiner »Denkungsart ſagen: daß du am Weberſtuhl ſitzen magſt, »wie der Deutſche! — Mit einem Wort: alle dünken »ſich vornehm, nach dem Maaß als ſie glauben nicht »arbeiten zu dürfen: und nach dieſem Grundſatz iſt es »neuerdings ſo weit gekommen, daß ſich eine vorgebliche »Philoſophie, bey der man nicht arbeiten, ſondern nur »das Orakel in ſich ſelbſt hören und genießen darf, um »die ganze Weisheit, auf die es mit der Philoſophie »angeſehen iſt, von Grund aus in ſeinen Beſitz zu »bringen, unverhohlen und öffentlich ankündigt: und »dieß zwar in einem Ton, der anzeigt, daß ſie ſich mit »denen, welche — ſchulmäßig — von der Critik ihres »Erkenntniß-Vermögens, zum dogmatiſchen Erkenntniß »langſam und bedächtig fortzuſchreiten ſich verbunden »halten, in eine Linie zu ſtellen gar nicht gemeint ſind, »ſondern — geniemäßig — durch einen einzigen Scharf»blick auf ihr Inneres, alles das was Fleiß nur immer »verſchaffen mag, und wohl noch mehr zu leiſten im »Stande ſind.«

Was Kant in dem von ihm angeführten geſagt hat, läßt ſich ſehr paſſend auf die Ueberläufer und Ueberſpringer zur katholiſchen Kirche anwenden. Alle ſo mir bekannt ſind und von welchen durch Schriften Etwas bekannt geworden, ſind nichts weniger als ſolche, welche durch eine Critik ihrer Erkenntniſſe, zum Dogmatismus

mit Bedacht fortgeſchritten ſind; ſondern werfen ihr Wiſſen und Urtheile ſo geniemäßig aus ihrem Innern hin, wie ein hauſirender Handelsjude ſeine Waaren dem nachfragenden Kaufluſtigen aus dem vollen Querſack hervorbringt. Der eine findet ganz charmant, daß man in der katholiſchen Kirche durch ſein ganzes Leben eine Reihe von Sacramenten durchzuwandern hat, dem andern gefällt das Oberhaupt, weil es zu einer ſyſtematiſchen Ordnung erforderlich ſey; ein dritter findet Belieben an der Infallibilität dieſes Oberhaupts, weil dadurch der Gläubige aller weitern mühſamen Nachfrage über das was gut und beſſer ſey überhoben würde; ein vierter findet das Sinnliche der Menſchheit zuträglich, weil die Menſchen Augen und Ohren haben; der fünfte entſchließt ſich katholiſch zu werden, weil er über dieſen Cultus ſchon oft geſchwärmt hat, und er Schwärmen leichter als Denken findet; der ſechste findet in dem Cultus der Katholiken eine Art Erholung, nachdem er ſich, ohne gehörige Ueberlegung in die Tiefe der Metaphyſik gewagt hat, und ſich mit den Monſtroſitäten dieſer Wiſſenſchaft, ſo Fichte und andere uns auf den Jahrmärkten der Litteratur gezeigt haben, mit ſeinem Ich und Nicht Ich bis zum Umſink.n abgezehrt hat. — Kurz auch dieſe Alle gehören zu jenen Vornehmen, wovon Kant ſagt, daß ſie ſich ſehr viel darauf zu gut thun, ihren Hausbedarf nicht durch Arbeiten und mühſame Anſtrengung zu verſchaffen. Das Vornehme der Nunkatholiken, wie man die Ueberläufer zum Unterſchied der würdigen Mitglieder der ältern chriſtlichen Gemeinde, ſo ihrer Kirche getreu mit ihren proteſtantiſchen Brüdern in Harmonie zu leben ein Vergnügen finden, ohne eine

Monotonie zu begehen, nennen könnte, kann man am ſicherſten erkennen, wenn man nach allgemeinen Vernunftgründen die Urſachen aufzuſuchen ſich bemüht, welche eine Religionsveränderung zu rechtfertigen vermögen. — Religion iſt ihrem wahren Gehalt nach nichts anders als moraliſche Pflichterfüllung, welche der Menſch ſich als ihm von Gott auferlegt, als ein veruünftiges Weſen freywillig unterzieht. Ueber dieſes Verhältniß des Geſchöpfs zum Schöpfer gehörig zu urtheilen, iſt nun keine Kleinigkeit, womit man, geniemäßig, ſo bald vollkommen fertig werden kann. Will Jemand die Religion als ein Mann, und nicht als ein unbedachtſamer Jüngling, oder als bedaurungswürdiger Schwachkopf, bey welchem der Bart ſchon graut, verändern: ſo muß er vor dem Richterſtuhl der Vernunft ſich verantworten, und darlegen können, daß es Pflicht für ihn geweſen, in einr andere Gemeinde ſich aufnehmen zu laſſen, weil er in der bisherigen an ſeiner Pflichterfüllung verhindert worden ſey. Gutdünken allein ohne ſolche Beweiſe iſt nicht hinreichend.

Nun hat noch keiner dieſer vornehmen Herrn ſich wegen ſeines Uebertritrs gehörig ausgewieſen, im Gegentheil haben ſie aus dem Vorrath ihrer Fantaſie, Schwärmereyen fragmentariſcher Erkenntniß der objectiven Welt und unreifer Philoſophie, bald dieſes bald jenes zu ihrer Beſchönigung ausgekramt, (weil ſie ſich doch ſchämen, einen ſolchen Schritt als der Uebergang zu einer andern Kirche iſt, nicht rechtfertigen zu können) welches zwar ihre regelloſe Einbildungskraft und andere Geiſtesſchwächen, nicht aber die Reife ihrer Vernunft, bey ihren ſonſtigen oft ſchätzbaren Talenten beurkundet.

In Hinſicht ihres Erkennens und Urtheilens konnte man ſie Philosophi per imaginationem, oder per delirium; oder auch (welches bey Einigen der Fall ſeyn mag) per vesaniam nennen. Dieſe Art Menſchen ſtehen als denkende Perſonen mit ihren übrigen Mitmenſchen in eben dem Verhältniß, als in der bürgerlichen Geſellſchaft die Liebhaber der Mode mit ihren Mitbürgern, wodurch die Bemerkung, daß das Katholiſchwerden heut zu Tag eine Modeſache ſey, vollkommen berichtigt wird. Bey der Mode will jeder die Sitten und Geſchmack der Angeſehenen und Ausgezeichneten in Kleidern und Betragen nachahmen, um nicht geringer als dieſe zu ſcheinen, welches aber eine Armſeligkeit verräth, ſo man gern verbergen mögte. Der Reiche und hinlänglich Gewürdigte, ſo einer Nachahmung, um gewürdigt zu werden, nicht bedarf; ſo wie die untere brav arbeitende Bürgerklaſſe, bekümmern ſich wenig oder gar nicht um die Mode. Eben ſo findet man unter den Neukatholiſchen ſelten einen Mann von großem und dabey richtigen Geiſt, der ſich zu Handlungen entſchließen kann, ohne den Sporn leidenſchaftlicher Gefühle oder reizender Fantaſien zu bedürfen; wie auch ſelten einen Mann ſo mit ſeinem Cultus zufrieden iſt, und nicht darüber ſpeculirt. Nur die Fantaſten, ſich ſelbſt nicht genügende und daher bedürftige Köpfe, ſind es, bey welchen es den Werbern für das geiſtliche Reich gelingt: ſie zur Nachahmung ſo mancher Fürſten, Gelehrten, Philoſophen, Dichter ꝛc. zu bewegen. Dem Modeſüchtigen gefällt der zur Tagesordnung gebrachte Catholicismus, ihm gefällt nichts beſſer als ein Gelehrter, Philoſoph, Dichter, oder überhaupt ein Kopf nach der Mode zu ſeyn;

der Werber, oder ein angeſehener Vorgänger erſcheint, und — der Mann wird zum Erſtaunen aller, die ihn für einen vernünftigen und geſunden Kopf gehalten haben, katholiſch.

Dieſe Modeſucht, ihre Kirche zu verlaſſen, haben die Proteſtanten der Annäherung zu den Katholiken zu verdanken: was nun zu thun? Nach meiner Meinnng nichts anders als der Vernunft nur recht und von Herzen getreu zu bleiben, und uns immer feſter an unſre katholiſchen Brüder durch die Bande der Freundſchaft und Vernunft zu verbinden. Die Vernunft wird doch ihre Rechte noch gültiger zu machen wiſſen als der geiſtliche Monarch ſeine vermeinte auf das Menſchengeſchlecht! Es wird und muß noch dahin kommen, daß man auf beiden Seiten den Ueberläufer geringſchätzt. Iſt dieſes gewonnen, ſo wird ſich die Werbung von ſelbſt einſtellen, und unſre Modeköpfe werden eine andere Beſchäftigung für ihren fragilen Geiſt ſuchen müſſen, wobey ſie weniger Gefahr für ihre Vernunft laufen, und wobey Perſonen wie unſer Maibach, bey einer ohnehin nicht ſtarken Diſpoſition ihrer Intelligenz, nicht zu befürchten haben, durch einen **** oder auch nur Pfarrer Seebach und Exmönch Florian auf Koſten ihrer Vernunft bis zum Wahnſinn bekehrt zu werden.

Hofmaier an von Waldheim.

Dreyzehntes Schreiben.

Das letzte Ihnen zugeſchickte Stück meiner Nachrichten von Maibachs Religionsveränderung wird Sie überzeugt haben, daß äußere Urſachen und nicht blos innere freye Wahl denſelben zu dieſem Schritt bewogen haben. Doch verhielt er ſich nicht ſo leidend als ein Schaaf, das zur Schlachtbank geführt wird. Er bemühete ſich, die auf ihn wirkende Umſtände ſo zu erwägen, daß er überzeugt zu ſeyn glauben könnte, alle Gründe ſeines Entſchluſſes in ſich ſelbſt gefunden zu haben; und die That ſelbſt eine Folge ſeiner freyen Wahl geweſen ſey. Indeſſen war er doch mit ſich ſelbſt nicht ſo im Reinen als er ſich überredete. Er kämpfte einen großen Kampf, ohne es zu glauben. Ueber dieſen Kampf dürfen wir uns nicht verwundern. Der Menſch kann ohnmöglich eine große Handlung, an welcher Geiſt und Herz Theil nimmt, vornehmen, ohne daß ſein Gemüth aus dem Gleichgewicht gebracht wird.

Die große, feſte und ſtandhafte Seele eines Brutus wogte wie ein Schiff auf den Wellen, ehe der Tag anbrach, an welchem Cäſar bluten ſollte. Iſt es alſo einem Maibach zu verdenken, daß er die Nacht zuvor nicht ſchlafen konnte, und er ſchon um 4 Uhr Morgens aufſtand, und nicht wußte was er vornehmen ſollte. Er ſuchte einen Punkt, ſeine Gedanken und Empfindungen zu ſammeln, und ſetzte ſich an ſeinen Pult, um was in ihm vorging, aufzuſchreiben. Auf einen ſchlech-

ten Bogen, worauf er ſich verſchiedenes ſchon notirt hatte, ſchrieb er folgendes.

»Wie wunderbar entwickelt ſich der Geiſt, um zu »ſchauen, was die Strahlen des materiellen Lichts ſei»nem körperlichen Aug nicht einzutragen vermögen. »Was wir mit dem leiblichen Aug ſehen, iſt nur ein »Miniaturgemälde. Der wahre Gegenſtand iſt von der »Körperwelt eben ſo verſchieden, als das Bildchen in »meinem Aug von dem was außer mir iſt. In der »Entfernung können wir nichts ſehen, nahe muß uns »der Gegenſtand gebracht werden. — Warum iſt doch »alles ſo entfernt! warum müſſen wir ſo viel ahnen und »hoffen? — warum die Decke vor unſern Augen, wo»mit wir geboren werden? Warum aus einem Reich »in das andere wandern, bis der Geiſt in das Reich »kommt, wo er Bürger werden ſoll? — Die Raupe »geht zum Schmetterling über, dann erſt ſoll ſie ſterben. »Der Tod bringt uns in das wahre Reich der Geiſter, »in ein Reich, welches die Sinne nicht vernehmen kön»nen. Dort iſt Einer der Nothwendige, der Allgewal»tige, Alles Regierende. — Ueberall nur ein Mittel»punkt in der Natur! So muß es ſeyn. — Muß. — »Dort nur Einer, und hier ſollte nicht auch nur Einer »ſeyn? Und dieſer Eine hier, bald mein Erſter im »Reich, in das ich, wie die Raupe zum Schmetterling »übergehen werde. — Ich gehe, ich muß gehen, wie »ich werde ſterben müſſen, um den Allerhöchſten in ſei»nem Reich von Angeſicht zu ſchauen. — Und doch thut »Scheiden wehe. Warum der Schmerz, wann wir ſo»gar einem beſſern Zuſtand entgegen gehen? — Menſch! »du haſt einen harten Kampf zu kämpfen, wenn du an

»den Rand der Ewigkeit kommſt. Du ſehneſt dich nach »der Seligkeit, welche du erwarteſt, und das Lebewohl! »du ſchöne Erde! hemmt den geflügelten Fuß. Wenn »die Raupe Schmetterling werden ſoll, muß ſie einen »Zuſtand des Grabes durchleben. — Ich fühle, daß »mich das Grab umgiebt. Wann doch ſchon die Stunde »der Auferſtehung geſchlagen hätte!«

Er ſtand auf, und (wie man von ſeinem Bedienten erfahren) ging im Zimmer unruhig auf und ab, als eben ſeine Frau mit fröhlicher heiterer Miene aus dem Schlafzimmer hereinkam. Sie wünſchte ihm einen guten Morgen, und ſagte: heute iſt unſer zweyter Vermählungstag, lieber Friederich! und du ſcheinſt mir niedergeſchlagen? — Ich? niedergeſchlagen! antwortete er; Nein ich bin belebt, erwartungsvoll! wahrlich liebe Frau! Die Zeit geht mir viel zu langſam! — Ach! noch 2 volle Stunden! ſeufzte er, als er nach der Uhr ſah. Gegen 8 Uhr kamen mehrere Freunde, unter welchen ſich auch ein Geiſtlicher befand, mit welchem Maibach ehedem keine genaue Bekanntſchaft hatte. Dieſer ſprach ſehr wenig von der bevorſtehenden Stunde, ohne Zweifel, weil er nicht gerathen fand, Maibachs Ernſt und ſeiner Frau Heiterkeit zu vermehren. Von jeher war das Duet aus dem Stabat mater, »mögt ich wie auf Adlersflügel ꝛc.« eines ihrer Lieblingsſtücke geweſen. Sie ſetzte ſich nieder, ſpielte es auf dem Clavier und ſang dazu. Einer der Anweſenden, dem dieſe Piece bekannt war, ſang die zweyte Stimme. O! noch einmal! rief Maibach mit Affect, noch einmal! und intonirte mit lauter Stimme und ſichtbarlicher Bewegung; bey den Worten, »Mitgenoſſen jenes Bundes, Mitem-

pfänger jener Krone! Meine Brüder leitet mich!» nahm er des Geiſtlichen und eines andern Freundes Hand, und drückte ſie herzlich. Endlich ſchlug die Stunde, der Wagen hielt vor der Thür, in welchem Maibach und ſeine Frau von 2 Freunden begleitet zur Kirche fahren ſollten. Die Frau ſchien bewegter als vorher zu ſeyn, Maibach dagegen war gegen Erwartung männlich gefaßt, man merkte ihm eine innere ſchwankende Bewegung gar nicht an, doch ſagte er beym Weggehen zu den zwey Freunden: »Meine Brüder leitet mich!«

In der Kirche ward die Frau bewegt, mehrmal mußte ſie ihre Augen abtrocknen, Maibach dagegen blieb in ſeiner Faſſung bis zu dem Augenblick, wo er niederknien mußte, um den Segen zu empfangen. Er ward ſichtbarlich erſchüttert, als er ſich von dem Prieſter berührt fühlte, ſchlug die Augen auf, blickte umher und ſchien als ob er vor dem Anblick des Prieſters, den er fixirte, (wie mehrere Umſtehende bemerkt haben wollen) zurück wich. Nach der Handlung umarmte ihn Pfarrer Seebach in der Sacriſtey, welche Umarmung er erwiederte, und wobey ihm einige Thränen entquollen. Die Frau war mehr außer Faſſung als der Mann, der ſich wieder zuſammenfaßte und den ganzen Tag eine ernſte Stimmung behielt, wogegen jene in der, ſich in ihrem Haus verſammelnden Geſellſchaft, wieder ſehr geſprächlich geworden war.

Es iſt eine allgemeine Bemerkung, daß äußre Veränderungen, z. B. wenn Jemand ein bedeutendes Amt erhält, oder geſchwind reich und arm wird, auch in dem Innern des Menſchen Veränderungen hervorbringen, und oft eine Metamorphoſe des Characters bewirken.

Ich habe Eheleute geſprochen, welchen bey des Prie- ſters Einſegnung durch ein deutliches Gefühl bemerkbar worden iſt, daß zwiſchen ihnen und der Welt; zwiſchen einem Jeden und allen übrigen Perſonen des andern Geſchlechts, eine Grenzlinie gezogen worden ſey. Eben ſo fühlten Maibach und ſeine Frau, als ſie vom Altar zurückgingen, ſich als Katholiken in einer neuen Welt deutlicher, als etliche Stunden zuvor ehe ſie dem Pro- teſtantismo noch nicht feyerlich entſagt hatten; es war ihnen als ob ſich ihre zurückgelegte Lebenszeit durch einen ausgezeichneten Grenzpunkt von der Zukunft unter- ſchiede. Kaum waren ſie von der Kirche wieder zu Haus, ſo erſchienen glückwünſchende Beſuche von Geiſtlichen und Laien, die ſämtlich ihre Freude über ſo zwey wür- dige Perſonen, welche die Kirche gewonnen, nicht genug an den Tag legen konnten. Man verſtand beiden auf das geſchickteſte zu ſchmeicheln, und beiden that dieſe Schmeicheley, womit man ihren reizbaren Geiſt kitzelte, außerordentlich wohl. Deſto unangenehmer mußte ihnen jede Berührung von einem Proteſtanten ſeyn, deſto wi- driger die Empfindungen an alles, was ihnen proteſtan- tiſch hieß. Die Frau von Maibach beſonders ward von Tag zu Tag eifriger, und ließ ſogar einen Verfolgungs- geiſt gegen die Proteſtanten blicken. Man ſprach einſt- mal von der Bartholomäus-Nacht, und ſie äußerte: daß dieſes nicht geſchehen ſeyn würde, wenn nicht Gott und der heilige Vater ſeine weiſen Abſichten dabey ge- habt hätte. Mein Vater, fuhr ſie fort, iſt zwar auch, wie meine Mutter, Abkömmlinge jener aus Frankreich vertriebenen Familien, und ich werde meine Aeltern lieben, wer ſie auch ſeyn mögten; allein dieſes giebt mir

kein Recht, das Oberhaupt meiner Kirche zu tadeln. — Maibach hörte aufmerkſam zu, und als er um ſeine Meinung gefragt wurde, ob es Recht wäre Ketzer zu dulden? antwortete er: Mein Leben wage ich gegen den, ſo mir meinen Glauben, meine mir ſelbſt gewählte, und nicht durch die Erziehung aufgedrungene Kirche rauben könnte; allein die Ketzer und Proteſtanten, wenn ſie ſich nur nicht vermeſſen gegen unſere heiligen Geheimniſſe zu reden, zu ſchreiben, zu handeln; mögen ihre Beſtimmung abwarten. Ich denke wenn mir ein Proteſtant begegnet, wie der heilige Apoſtel Paulus: Tu quis es, qui judicas servum alienum? Domino suo stat, aut cadit. Die Frau von Maibach dachte fanatiſch gegen andere; ihr Gemahl mehr gegen ſich ſelbſt. Jene hatte mehr Vergnügen an der Verfolgung anderer, dieſer würde ſich zur Ehre gerechnet haben, wann er ein Märtyrer des Glaubens hätte werden müſſen. Am andern Tag erhielt Maibach einen Beſuch vom Pfarrer Seebach, welcher ihn über ſein Benehmen und Zurückweichen auszuforſchen ſuchte. Ich war, antwortete Jener, als ich vor dem heiligen Altar kniete, wie in einen Traum verſunken. Auf einmal war mir als ob ich erwachte, mir war als wüßte ich nicht recht wo ich mich befände, ich ſah mich um, und was das ſonderbarſte dabey war, ſo ward ich von dem Anblick des Prieſters im Meßgewand ſo frappirt, daß ich einen Augenblick wähnte es ſey der Pabſt. Es iſt dieſes wohl ganz natürlich zugegangen, denn ich habe die Nacht vorher ſehr viel an ihn, als das Oberhaupt der Kirche, gedacht, und ſeine Perſönlichkeit erwogen; wie mir dann auch ſeit geſtern derſelbe immer wieder in den

Sinn gekommen iſt. Während Maibach noch mii dem Pfarrer ſprach fiel auf der Straſſe ein Schuß. Einem Soldaten ging das Gewehr los, worüber Maibach ſo erſchrack, daß er zitterte. Weil man eine ſolche Reizbarkeit an ihm ſonſt nicht gewohnt war, ſo ſchickte man zum Arzt, welcher ihm Etwas gegen die Wirkung des Schreckens verſchrieb, ſich aber doch wunderte, daß ein unerwarteter Flintenknall ihn ſo ſehr habe erſchüttern können. Die ernſte Stimmung ſo man vor dem Kirchgang an ihm bemerkte, verließ Maibach nicht mehr, ob er gleich durch muntere Geſpräche heiterer wurde, und nahm täglich mehr zu als ab. Ein Freund vom Maibachiſchen Haus, der auch ein Mitglied der katholiſchen Kirche war, hatte Geſchäfte in London, und wollte dieſe Reiſe ſeines Vergnügens wegen durch Frankreich machen, um auch Paris kennen zu lernen. Mehrere Freunde fanden gerathen, daß die Maibachiſchen Eheleute dieſe Reiſe mitmachten; allein Maibach war nicht dazu zu bewegen. Der Frau dagegen war dieſe Gelegenheit ſehr erwünſcht, ſie wollte ſich in ihrer neuen Exiſtenz in der Welt herumfahren laſſen, und reiſete mit dem Freund ab. Der Mann blieb zu Haus um, zu ſeinem Unglück, ſich ſelbſt zu beſchauen, und eine Welt kennen zu lernen, welche man nicht mit Pferd und Wagen durchwandern kann.

Hofmaier an von Waldheim.

Vierzehntes Schreiben.

Maibach wurde zu ſehr beobachtet, als daß das geringſte Ungewöhnliche bey ihm hätte unbemerkt bleiben können. Seine lang dauernde Ernſthaftigkeit, welche zwar ihn nicht finſter machte, doch den feinen Menſchenkennern, welche auf ihn acht hatten, nicht entging; erregte bey dieſen eine Beſorgniß. Sie glaubten: der neue wahre Chriſt hätte Gewiſſensbiſſe, weshalb man ihm zu Hülfe kommen müßte. Zwölf Stunden von Maibachs Wohnort wohnte ein ehemaliger Dominicaner, ein Mann von dem man mit Wahrheit ſagen konnte, mores multorum vidit, ein kluger, verſchmitzter Kopf, ein ausgelernter Coſu ſt, und der außerordentliche Talente zu einem Miſſionair hatte, weil er die ſchwache Seite eines Menſchen auszuforſchen verſtand. Dieſer wurde erſucht und beauftragt, Maibach zu beſuchen und ihn ein wenig zu ſondiren. Er wurde von Freund Kopäus eingeführt, und von Maibach ſehr freundſchaftlich, ungezwungen empfangen, doch ſo daß man dieſem anmerkte, er beſchäftige ſich mit Etwas, was ihn intereſſire. Lavater würde damals ihn für einen Rechenmeiſter angeſprochen haben. Die Rede kam von Geſchäften worüber er klagte; nicht daß ſie ihm läſtig, und deren zu viel wären; ſondern daß er gar nicht damit fertig werden könne. Nur einen Tag, ſagte er, mögte ich haben, an dem alles rein aufgearbeitet wäre. Der Exdominicaner wendete die Unterredung auf ſeine Re-

ligionsveränderung, machte viel Lobens darüber, verſicherte Maibach, daß er das größte Glück, die Zufriedenheit der Seele in der katholiſchen Kirche finden werde, führte Beyſpiele von ſolchen Glücklichen an, denen man die Heiterkeit ihrer Seele auf dem Geſicht leſen könne, und äußerte zuletzt ſeine Verwunderung: daß er den Herrn Hofrath von Maibach weniger heiter gefunden, als er erwartet habe. Sie werden doch, fragte er, keine Reue empfinden: — »Reue? verſetzte Maibach, mich »reuet Nichts was ich mit Ueberlegung und Vorbedacht »gethan. Allein der Schritt aus der Kirche in welcher »ich geboren; in die, welche ich als eine meinem Geiſt »vortheilhaftere, mich mehr befriedigende gefunden, iſt »mir ernſthafter als Sie glauben. Stehen bleiben wo »mich vor einigen Wochen die Vorſehung hingeſtellt hat, »kann ich nicht; eben ſo wenig kann ich mit einer fröh»lichen Miene öffentlich erſcheinen: denn man würde »mich für einen leichtſinnigen Menſchen halten, und »der bin ich nicht, will ich nicht ſeyn, kann ich nicht »ſeyn. Die Religion, wozu ich mich nun bekenne, iſt »mir der wichtigſte Gegenſtand geworden. Ich bin nicht »katholiſch geworden wie ein muthwilliger Knabe, und »würde mich ſchämen den Schritt gethan zu haben, »wenn er mir nicht ernſthaft und wichtig genug wäre. »Ich habe geſchworen, zu glauben, was die Kirche be»fiehlt, und halte mich auch von der Wahrheit dieſes »Glaubens in ſo fern überzeugt, als ich ihn nicht wi»derlegen kann: doch aber muß ich mich in meinem »Glauben befeſtigen; ich muß über dieſe ernſthafte »Sache nachdenken, nicht um blos die Zweifel zu zer»ſtreuen, ſondern um auch den Grund in meiner Seele

»unerſchütterlich zu machen, worauf alle Wahrheiten »der Kirche gebaut ſind.«

Der Exdominicaner war zwar ein ſchlauer Kopf, und hatte ausgelernt, Jemand hinter das Licht zu führen. Doch war er ein bloßer Empyriker. Er hatte in der Welt ſo viele berückt, daß er unter einem irre geleiteten Gemüth, und unter einem verwirrten Kopf keinen gehörigen Unterſchied zu machen verſtand. Er fand unſern Maibach ſo wie er glaubte, daß ein orthodoxer feſtgläubiger Katholik ſeyn müſſe; hatte aber nicht die geringſte Muthmaßung, daß Maibachs Vernunft geſchwächt und ſein Verſtand ſelbſt, (nicht blos ſeine Vorſtellungen) verwirrt ſey. Er referirte deshalb ſeinen Committenten: daß er ganz und gar nicht befürchte, Maibach mögte Reue bekommen, katholiſch geworden zu ſeyn: im Gegentheil habe er ihn ſo gefunden, wie einer, der keiner Reue mehr fähig ſey. Man ſolle ſich auch nicht bange für ſeinen Verſtand werden laſſen, denn er habe in ſeiner langen Erfahrung gefunden, daß alle Proſelyten durch ihren ehemaligen Proteſtantismus ein wenig verrückt geweſen wären. Ein katholiſcher Narr, (fügte er hinzu) und ein proteſtantiſcher Proſelyt haben ſehr viel Aehnlichkeit mit einander. — — —

Durch dieſen Bericht ward man in ſo weit beruhigt, daß man keine auffallende Handlung des Maibachs befürchtete, doch unterließ man nicht, ihn durch Beſuche, Geſellſchaften und Vergnügungen zu zerſtreuen, und ihn von Geſchäften abzuhalten, damit er nur dasjenige von ſeinen Amtsverrichtungen beſorge, was unumgänglich durch ihn ſelbſt geſchehen mußte, und deſto mehr Zeit für angenehme Erholungsſtunden übrig behalten

möge. Man glaubte dadurch ſeine Zufriedenheit an der Kirche zu erhalten, wenn man ihm das Leben angenehm mache.

Alle dieſe Vorkehrungen waren indeſſen vergebens. Maibachs Hang zur Eingezogenheit wuchs von Tag zu Tag um ſo mehr, als man ihn davon abzuziehen ſuchte. Der Katholicismus, womit er ſich nun mit deſto größerem Eifer beſchäftigte, als er ſeine philoſophiſchen Grillen einer geiſtigen Welt, und religiöſe Schwärmereyen in demſelben zu finden glaubte, ward, wo nicht der einzige, doch der vorzüglichſte Gegenſtand ſeines Nachdenkens. Das erſte ſo er nun that, war: daß er alles ſammelte, was nur auf die katholiſche Kirche hinwies, alle Bücher nachſchlug, alle Traditionen ſich bemerkte, alles ſich notirte was dieſer oder jener Cleriker oder Exmönch aus einer alten Kloſterbibliothek ihm mittheilte, ꝛc. — um ſich ſelbſt eine pragmatiſche Geſchichte der katholiſchen Kirche und des Katholicismus in ſeinem ganzen Umfang zu entwerfen, wodurch er von der Gewißheit und Untrüglichkeit deſſelben eben ſo überzeugt zu werden hoffte als jeder Erdenſohn (einige Tollhäusler ausgenommen,) von ſeinem Daſeyn überzeugt iſt. Da lagen nun wunderſame Dinge in einer unabſehbaren Menge vor Augen. Der Apoſtel Petrus, der dem erſten Pabſt für ihn und ſeine Nachfolger die Schlüſſel des Himmels und der Hölle übergeben; die übrigen Apoſtel; die vielvermögenden Heiligen ohne Zahl, die Sacramente; die Dogmen, welchen als Theſis eine Antitheſis auf dem Fuß nachfolgt, ſo daß man entweder glauben muß, oder der Verſtand ſteht ſtill; die Wunder; der Himmel; die Hölle; das Fegfeuer; die Geiſter, welche ſich außer dem

Himmel, der Hölle und dem Fegfeuer auf der Erde; über der Erde und unter der Erde ſich befinden; das heilige Feuer; das heilige Waſſer; die Erſcheinungen; Amulette; Roſenkränze; und was ſonſt zu dieſem allen gehört, oder Maibachs Einbildungskraft dazu gethan hat. Merkwürdig iſt: daß er ſich nicht mit der Unterſuchung des Lebens und der Lehre Chriſti, nach ſelbſtgewählten Anſichten und eigner Beurtheilung befaßte; ſondern aus den Evangeliſten und andern heiligen Scribenten dasjenige ohne weitere Prüfung annahm, was die Schriftſteller ſeiner Kirche daraus angezogen und gefolgert hatten. Er wagte keine Prüfung, aus Furcht durch Zweifel in ſeinen Anſichten irre gemacht zu werden; dagegen war ihm immer wohl zu Muth, wenn er die vorbenannten Gegenſtände ſeiner Betrachtungen durchſchaute, und in einem oder dem andern, eine Erfahrung gleichſam zu machen glaubte, daß ſeine Idee vom Wunder aller Wunder und der unſichtbaren geiſtigen Welt kein Gedankending ſey; ſondern realiter auſſer ihm exiſtire.

Daß Maibach, wie ich eben geurtheilt habe, vom Selbſtprüfen aus Furcht in ſeinen Anſichten irre gemacht zu werden, abgehalten worden, iſt aus mehreren Umſtänden und Gründen ſicher zu ſchließen. Die Sache betraf die Religion, von welcher er überhaupt von jeher nicht richtig geurtheilt hatte. Er urtheilte nämlich: es giebt viele Religionen, und da mehrere Religionen nicht alle gleich wahr ſeyn können, ſo muß eine die höchſtwahre, die beſte ſeyn. Dieſes war ſchon unrichtig geurtheilt, und wer ſo denkt, iſt für den Glauben an die allein ſeligmachende Kirche empfänglich. Er hätte

unterſuchen ſollen: was iſt in jeder Religion? was iſt in dieſer oder jener Wahn oder Aberglaube? um in der ſeinigen Wahn und Aberglauben, von dem was die Vernunft billigt, zu unterſcheiden. Der Wahn und Aberglaube, das Pfäffiſche ſo bey einer Religion herrſcht, giebt aber an ſich noch keinen Grund ab, eine Religion zu verlaſſen, und zu einer andern überzugehen, wann ich nicht gezwungen bin gegen meine Ueberzeugung zu handeln. Maibach wollte aber wiſſen: wo die allein ſeligmachende Kirche ſey? und fand ſie. Der Menſch findet in dieſer Welt was er ſucht: Wahrheit oder Aberglauben. Als er übertrat, glaubte er von der Wahrheit des Catholicismi, und von dem Mangelhaften des Proteſtantismus überzeugt zu ſeyn. Von da wieder zurückkehren war ihm aber, und zwar wegen ſeiner eben erwähnten Art zu denken, deshalb nicht wohl möglich, weil er nun nach gerade entgegen geſetzten Urſachen hätte handeln müſſen. Er war lutheriſch und ward katholiſch, weil er die katholiſche Kirche für die beſte hielt. Um wieder lutheriſch zu werden, hätte er dieſe Confeſſion beſſer als die katholiſche finden müſſen. Und nun hätte er bey weiterer Prüfung gar nicht mehr gewußt: was Rechts oder Links ſey? ob die proteſtantiſche Kirche die beſſere ſey, oder nicht? Nur leichtſinnige Perſonen, oder Schurken können von einer Kirche zur andern mehrmals übergehen, und wieder zurücktreten. Bey Maibach, einem Mann von Rechtſchaffenheit, der gegen ſeine Ueberzeugung nie heuchelte, auch wegen ſeines anſehnlichen Vermögens nicht ſo leicht in Gefahr kam, znm Heucheln bewogen zu werden, war dieſes nicht möglich. Er ging über, weil er Ueberzeugung zu haben

glaubte, die katholiſche Kirche ſey unter allen die wahre uns beſte. Würde er nun gefunden haben, daß er ſich geirrt, daß die proteſtantiſche doch die beſſere, ja (nach ſeiner Art zu denken) die beſte ſey: ſo würde er entweder beſchämt haben zurücktreten müſſen, oder (wann die Schaam ihm dieſen Schritt nicht erlaubt hätte) von innerer Schaam und Gewiſſensbiſſen gefoltert worden ſeyn. Dieſe traurige Alternative lag als eine dunkele Vorſtellung in ihm, und eben deßwegen hatte ſie die Kraft ihn von allen Gedanken abzuhalten, welche Bewegungsgründe zur Rückkehr hätten werden können. Da er nun ſcheu genug geworden war, die Dogmen und Traditionen genauer zu prüfen, und doch viel Unglaubliches dabey nicht verkennen konnte: ſo blieb ihm in ſeiner Lage, und nach der ihm eigenen Organiſation im Denken, nichts anders übrig, um ſeine Vernunft, (die noch nicht allzuſehr geſtört war) zu befriedigen, als: allen Verſtand anzuſtrengen und zu verſuchen, wie er alle Dogmen, Traditionen, Legenden, ſo in einen Zuſammenhang zu bringen vermögte, daß das was einzeln unbegreiflich ſchien, durch die Verbindung mit dem Begreiflichen ebenfalls begreiflich werden möge; oder: einen allgemeinen Begriff zu finden, der allen Dogmen, Traditionen, Legenden, Fabeln, Märchen ꝛc. den Charakter des Glaubwürdigen dadurch ertheile, daß ſie unter den allgemeinen Begriff ſubſumirt werden. Das war nun aber keine ſo leichte Sache. Man kann wohl glauben, was ſelbſt der Jude Apella nicht geglaubt haben würde, z. B. daß die heilige Cäcilia 3 Wochen nach ihrem Tod, aus ihrem natürlichen Hals ein Gloria in excelsis geſungen; oder: daß ein Märtyrer, nachdem ihm der

Kopf abgehauen war, ſolchen von der Erde wieder aufgehoben, auf den Rumpf geſetzt, und dem Kaiſer Nero ſo|den Text geleſen, daß er ihn auf der Stelle begnadigt habe; ꝛc. — alles dieſes, und noch mehr kann man glauben; aber es begreifen, und alſo (wann auch das Factum für noch ſo gewiß vorausgeſetzt wird) das Unbegreifliche zu begreifen, dürfte ſchwerer werden, als der allerſtärkſte Glaube. — Demohngeachtet unternahm Maibach dieſe herkuliſche Arbeit. Aber konnte er in dem Zuſtand ſeines Geiſtes, worinnen er durch ſein Katholiſchwerden war verſetzt worden, anders?

Hofmaier an von Waldheim.

Funfzehntes Schreiben.

Es war für Maibachs ohnehin kranke Vernunft ein ſchreckliches Unternehmen, daß er alle Begriffe von Amuletten, Geiſterwirkungen, Wunderkräften, alle Dogmen, Fabeln und Mährchen in eine logiſche Form zu bringen ſuchte, in welcher ſie den Beyfall der Vernunft erhielten; und dieſe Form zu einem Criterio der Wahrheit machen wollte. Maibachs Vernunft war noch nicht ſo geſchwächt, daß er nicht bey ſolchen Operationen das Widrige hätte empfinden ſollen; ſie war aber auch nicht mehr ſtark genug, um geradezu alle Wunderdinge von Geiſtern, geheimen Kräften, und was noch zum unglaublichen Glauben gehört, zu verwerfen. Jeder auf-

ſteigende Zweifel machte, (wie ich letzthin ſchon bemerkt,) ſeiner Seele bang. Ein ſolcher Zuſtand kann nicht anders als unerträglich werden: darum hielt ſich Maibach in dieſen Wogen lieber an ein ſchmales Brett, oder Strauch, als daß er ſich ohne alle Kraftanſtrengung den Wellen und ihrer willkührlichen Bewegung überließ. Er ſuchte einen feſten Punkt für ſeinen Verſtand, ähnlich dem Ruhepunkt des Hebels, und dieſen feſten Punkt fand er in der Infallibilität des Pabſtes.

In einem meiner letzten Zuſchriften habe ich Ihnen beſchrieben, welche ſonderbare und dabey gigantiſche Vorſtellung Maibach ſich von dem Pabſt als Herr und Meiſter in dem Reich des Unſichtbaren gebildet habe. Erinnern Sie ſich auch an den Eindruck, ſo der Prieſter im Meßgewand, als er Maibach einſegnete, auf dieſen machte, indem er den Pabſt vor ſich zu ſehen wähnte; und Sie werden ſich erklären: wie? und warum derſelbe bey dem Pabſt als infallibelen Oberhaupt der Kirche Schutz und Hülfe für ſeinen geſchwächten Geiſt geſucht hat. Mit dem Glauben an die Infallibilität des Pabſtes allein, war ihm jedoch noch nicht geholfen, denn er hatte noch ſo viel geſunde Vernunft übrig, daß er ſich nicht beruhigte, wenn er ein Wundermärchen von einem Heiligen las, ſo der infallibele Pabſt canoniſirt hatte. Auch die Vernunft iſt wie unſer thieriſche Körper conservatrix sui ipsius, ſie kämpft und bietet ihre Kräfte für ihre Erhaltung auf. Maibachs Vernunft kämpfte außerordentlich gegen ihre Zerſtörung. Daher erfand ſich derſelbe ein neues Argument, nach dem er ex autoritate des infallibelen Oberhaupts der Kirche, alles glaubwürdig und einfolg-

lich an und vor ſich begreifbar, wenn gleich noch zur Zeit nicht begreiflich finden konnte. Dieſes Argument, — (lachen Sie nicht, es iſt traurig genug,) nannte er das Principium incredibilium, wozu ihm ein Geſpräch mit einem, durch ſeinen Wohnort reiſenden Gekehrten, Gelegenheit gab. Das Geſpräch hatte die Fürbitten der Heiligen zum Gegenſtand, wobey Maibach äußerte: es wäre bey der Anrufung der Heiligen doch Etwas Unbegreifliches, weil er allgegenwärtig wie Gott seyn müßte, wenn er alles hören und Gott vortragen wollte, was in Europa, Aſia, Afrika, Amerika und allen Südinſeln zu einer und eben derſelben Zeit zu ihm gebetet würde.

Es iſt gar nicht nöthig, antwortete der Fremde, daß die Heiligen allgegenwärtig ſind, um alles zu vernehmen was von ihnen begehrt wird. Sie können eine Muſik von 10,000 Inſtrumenten, die aus allen Weltgegenden herſchallen, klar und deutlich vernehmen, ohne aus ihrem Zimmer zu kommen. Im Gegentheil müſſen die Heiligen ein herrliches Concert hören, wenn von allen Orten und Enden die Gebete um Fürbitten zu ihnen gelangen.

Das iſt ein herrlicher Gedanke! verſetzte Maibach. Nur fehlt noch ein Begriff, welcher die Möglichkeit einer Art und Weiſe, wie das Gebet, und ſogar die Gedanken, wenn man ſtille betet, zur Kenntniß der Heiligen kommen könne.

Zweifeln Sie an der Wahrheit des Glaubens der Kirche? an der Wahrheit deſſen, was der heilige Vater ſpricht, und zu glauben gebietet, erwiederte der Fremde.

Nein gar nicht, gewiß nicht! ſagte Maibach, und ſchwieg einige Minuten, während welcher er ſich die Stirne rieb. Auf einmal fuhr er mit Lebhaftigkeit fort: Sie haben mir ein Beyſpiel vorhin angeführt, wie man ſich das Unglaubliche, wenn gleich nicht begreiflich, doch glaublich machen kann; Sie haben mir auch, durch Hinweiſung auf den heiligen Vater, gezeigt, wie das Unbegreifliche und Unglaubliche, wenn gleich nicht begreiflich und glaublich, dennoch begreifbar und glaubbar werde, ſobald wir den unläugbaren Glauben der Kirche und die Untrüglichkeit des Oberhaupts vor uns haben. Dabey kommt mir nun der Gedanke: ob man nicht für die Wahrheit eben ſowohl ein Principium incredibilium annehmen könne, als die Philoſophen ein Principium indiscernibilium, oder contradictionis für die Vernunft angenommen haben? wann nämlich die Untrüglichkeit des Oberhauvts der Kirche dabey vorausgeſetzt wird, welches nach dem Satz des Widerſpruchs nicht geläugnet werden kann; denn das Oberhaupt der Kirche kann nicht infallibel, und auch wieder fallibel ſeyn. So bald ich alſo annehme, der Pabſt iſt infallibel: ſo ſind folgende zwey Sätze von gleicher Bedeutung: dieſes iſt wahr und vernünftig, weil ich es alſo finde; oder: dieſes iſt wahr und vernünftig, weil ich es nicht begreifen, oder glauben kann.

Der Fremde überhäufte unſern Maibach über ſeinen Scharfſinn mit Lobſprüchen, umarmte ihn, und wollte gar nicht aufhören ſich über ſolche Auflöſungen zu erſtaunen: wie man es anfangen müſſe, das Unglaubliche und Unbegreifliche eben deßwegen glaublich und begreiflich zu finden, weil man es weder glauben noch begreifen kann.

Dieſes Geſpräch, (welches wohl nicht das einzige in ſeiner Art geweſen ſeyn wird) gab ihm einen beſondern Sporn nachzuforſchen. Er ward faſt verſchmitzt, das ungereimteſte Zeug durch unbegreifliche Hypotheſen in einen Zuſammenhang zu bringen Die Metamorphoſen der Natur dienten ihm, die Wunder der Heiligen zu erklären. Ovids Beſchreibungen der Verwandlungen wurden ihm eben ſo einleuchtend, als die ſchönſte Beſchreibung der Verwandlung einer Raupe in einen Schmetterling. Er demonſtrirte die Allgegenwart Gottes dadurch, daß er annahm, Gott ſey nirgends. Eben deßwegen iſt er überall, weil er Nirgends iſt, oder weil ich annehme, daß er nirgends ſey; ſagte er: denn ein Weſen, welches iſt, aber ſich an keinem beſtimmten Ort befindet, muß überall ſeyn.

Bey ſolchen Schraubereyen des Verſtandes iſt nun leicht einzuſehen, wie Maibach auf den Gedanken kommen konnte: einen Optimismum des Pabſtes und ſeiner Kirche, als ein Gegenſtück zu Leibnitzens Theodicee, ſchreiben zu wollen. — Dieſes Vorhaben, wovon er immer mit ſeinen Freunden und Bekannten, ſogar einigen Proteſtanten ſprach, erregte zwar Aufmerkſamkeit, doch hielt man ihn nur für einen Grillenfänger, und ahnete noch nicht, daß ſein Geiſt ſchon ſo viel gelitten hatte, weil ſeine Berufsarbeiten noch immer zuſammenhängendes Denken verriethen, und er in gewöhnlichen Unterhaltungen, über ihm gleichgültige Gegenſtände, z. B. Zeitungsneuigkeiten, richtig und conſequent urtheilte. — Nach und nach wurden ſeine Eigenheiten denen, ſo ihn beobachteten, doch merklicher und auffallender. Dieſes veranlaßte einen alten Freund ſeiner Familie, einen

biedern ſechzigjährigen Amtmann, ihn einmal zu beſuchen und vertraulich mit ihm zu ſprechen. Maibach ſchätzte dieſen Mann zu ſehr, um nicht offen gegen ihn zu ſeyn, und hatte deswegen gar kein Bedenken, ihm ſeine Beweiſe für die Wahrheit des von ihm angenommenen Glaubens der katholiſchen Kirche vorzutragen. Nachdem beide lang pro und contra mit einander dieſen und jenen Gegenſtand durchſprochen hatten, ſagte der Amtmann: ich gebe Ihnen zu, liebſter Freund, daß Sie eben ſo viel Recht haben von Ihrem Glauben überzeugt ſich zu halten, als ich von dem meinigen; ich ehre ſogar ihre Schlußfolgen und Hypotheſen, wie ich eines Jeden eigene Gedanken und Meinungen ehre, ſo ſehr ſie auch den meinigen e diametro entgegen ſtehen; nur dieſes glaube ich von Ihnen verlangen zu dürfen: daß Sie den Grund Ihres Glaubens und Denkens nicht in dem Glauben oder gar in dem Willen eines andern finden, und wann es auch der Pabſt wäre. — O! wahrhaft theurer Freund! antwortete Maibach, mit einem gutmüthigen und ſelbſtzufriedenen Lächeln, haben Sie denn noch nichts auf Treu und Glauben angenommen? Von der Kindheit an nehmen die Menſchen auf Treu und Glauben an, und müſſen alſo annehmen. Wenn wir erwachſen ſind, glauben wir gern unſrer Vernunft, welches nichts anders iſt als von ſich ſelbſt auf Treu und Glauben annehmen. Aber das befriedigt nicht. Da kommen Zweifel über Zweifel, und wir ſuchen einen Grund unſers Glaubens. Aber wo iſt dieſer beſſer und ſicherer zu finden, als bey dem, welchen Jeſus durch Petrum zum Oberhaupt ſeiner von ihm geſtifteten Kirche ernannt hat, Von dieſem Oberhaupt

ſind die Proteſtanten abgefallen. Ich war auch Proteſtant, nnd wie Sie wiſſen religiös genug, daß ich ſogar die andächtigen Brüder beſuchte und mich unter ihnen fromm und gläubig fühlte. Ich erinnere mich dieſes noch ganz wohl, ob ich gleich nicht das beſte Gedächtniß habe, ich bin zuweilen ſehr vergeßlich.... was wollte ich doch ſagen....... daß Sie ein andächtiger Proteſtant geweſen: half der Amtmann ihm wieder ein. — Ja, fuhr er fort, das war es. Ich war andächtig und liebte meine Religion, aber wenn ich daran denke, ſo glaube ich in dem proteſtantiſchen Glauben herumgeſchwärmt zu ſeyn, ich war mir ſelbſt überlaſſen und wußte nicht wohin. Jetzt bin ich mit mir weit mehr zufrieden. Ich habe an die Infallibilität der Kirche und des Pabſtes glauben lernen; und fühle daß dieſer Glaube mir ſo unentbehrlich geworden, daß wenn ich einmal nicht mehr an die Untrüglichkeit der Kirche und des Pabſtes glauben ſollte, mein ganzes Ideengebäude in einen Schutt zuſammen fallen würde. Der alte Amtmann ſchied von dem nicht mehr zu beſſernden Maibach mit bewegtem Herzen, denn ihm ahndete nichts Gutes, und fühlte Mitleiden. Er war der erſte ſo für Maibachs Vernunft beſorgt war, welches aber noch Niemand glauben wollte.

Hofmaier an von Waldheim.

Sechzehntes Schreiben.

Was ich Ihnen bisher von des Hofraths von Maibach Religionsveränderung, und ſeine ohne Zweifel daher rührende Geiſteskrankheit mitgetheilt habe, ſind nur Bruchſtücke dieſes Theils ſeiner Biographie, welche ich zwar mit Fleiß und Mühe geſammelt habe, die aber doch nicht die Geſchichte ſeiner Veränderungen in ſtetigem Zuſammenhang darlegen. Sie werden daher die Lücken ſich ſelbſt ausfüllen müſſen, welches ein ſo groſſer Menſchenkenner und ſcharfſichtiger Beobachter des menſchlichen Geiſtes, wie Sie ſind, ſehr leicht vermag. Uebrigens iſt auch nicht wohl möglich, die Veränderungen in der Natur ſo zu beſchreiben als ſie beobachtet werden können. Man hat zwar die Bildungen des Huhns im Ey beſchrieben, wie ſie von Tag zu Tag zunehmen, aber wie die Natur in jedem Augenblick fortrückt, iſt unbeſchreibbar. Man kann beſchreibeu wie ein Ding jetzt iſt, und wie es vor 6 Stunden geweſen; die allmähligen Veränderungen ſelbſt aber muß man hinzudenken. Iſt deshalb meine Geſchichte der Seelenkrankheit Maibachs unvollſtändig, ſo werden Sie mir dieſe Unvollſtändigkeit aus angeführten Urſachen nicht zurechnen, zumal mir auch manche wichtige Thatſachen unbekannt geblieben ſind, welche Aufſchlüſſe über dieſe Krankheits-Geſchichte geben würden. Ich gebe Ihnen redlich was ich erhalten habe; nicht mehr, und nicht weniger.

In meiner letzten Zuſchrift meldete ich Ihnen, daß der alte Amtmann wegen Maibachs Vernunft bedenklich

geworden, worauf man aber anfänglich nicht geachtet habe. Weil Maibach jedoch düſterer und in ſich gekehrter zu werden anfing, ſo gaben mehrere dem Amtmann Beyfall, daß wenigſtens Grillen ihm im Kopf ſchwärmen mögten; andere, und zwar Katholiken, befürchteten, daß Reue wegen ſeines Uebertritts ihn peinige; und ſo hielt man von allen Seiten für räthlich und heilſam, daß Maibach ſich durch eine Reiſe zerſtreue. Eine ſolche Veränderung gefiel ihm jetzt ſelbſt, und er reiſete mit ſeinem Bedienten nach **** wo einer ſeiner Jugendfreunde als Profeſſor der Medicin bey der dortigen Academie lebte. Unter ſo vielen gelehrten, reingebildeten Männern, deren wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und Philoſophie einen noch unverdorbenen Kopf vor allen Anfällen des Wahns und Aberglaubens eben ſo ſicher bewahrten, als die Schwere uns bewahrt, daß wir nicht zum Himmel, wohin wir Erdenbürger nicht gehören, auffliegen; ward unſer Kranke wiederum neu belebt. Er erhielt einen großen Grad Munterkeit wieder, unterhielt ſich gern mit dem Profeſſor B r. . . . d, einem würdigen Schüler Lichtenbergs, über Gegenſtände der Phyſik, und wenn vom moraliſchen Menſchen die Rede kam, (welches ſein Freund möglichſt zu vermeiden ſuchte,) ſo gefiel ihm die Unterhaltung über die Moralität des Menſchen im Allgemeinen weit beſſer, als über die beſondere mittelſt einer beſtimmten Religion. Wer ihn damals ſah und mit ihm ſprach, hielt ihn für einen an Leib und Seele geſunden Mann.

Leider war er es nicht mehr. Er ſchien nur Verſtand und Vernunft zu haben, und ſein Geiſt ward unter ſo viel gelehrten und wahrhaft vernünftigen Män=

nern gleichſam durch Kunſt bey Verſtand und Vernunft erhalten, wie ein Lungenſüchtiger auf eine Zeitlang durch die Kunſt des Arztes bey Leben und ſcheinbarer Geſundheit erhalten wird. Die ſcheinbare Beſſerung ſo Maibach dem Umgang mit wohlorganiſirten, wahnfreyen und geistvollen Männern zu danken hatte, iſt auch ein Beweiß: daß ein theilnehmendes Gemüth unter klugen und vernünftigen Menſchen ein weiſer Menſch, unter Thoren aber ein completter Narr werden kann.

Kaum war Maibach von **** abgereiſet, ſo verlohr ſich, nach der Erzählung ſeines Bedienten, deſſen heitere Gemüthsſtimmung wieder Die Profeſſoren zu **** riethen ihm, über W....f nach Haus zu reiſen, um das allda merkwürdige Schloßgebäude mit ſeinen Gärten und andern ſchönen Umgebungen zu ſehen, wie auch das Naturaliencabinet und die Bildergallerie zu beſuchen. Mit Mühe erhielt ihn ſein Bedienter bey dieſem Entſchluß. Stets klagte er unterwegs über Uebelbefinden, und wünſchte ſich nach Haus; auch würde er gerades Weges dahin gefahren ſeyn, wenn er nicht ſchon an den Appellations-Rath von G.....r in W. geſchrieben und ihn von ſeiner Reiſe nach W. benachrichtigt hätte. In W .... einer ganz katholiſchen Stadt, in welcher aber ſehr viele aufgeklärte Männer wohnen, und wo ſich der ehrwürdige Biſchoff von K... meiſtens aufhält, welcher aber während Maibachs Aufenthalt daſelbſt geiſtlicher Verrichtungen halben abweſend war, wurde Maibach eben ſo artig und wohlwollend empfangen als in dem Muſenſitz zu ****. Was ich vorhin von den Wirkungen vernünftiger Menſchen durch den Umgang auf ein theilnehmendes Gemüth geſagt habe,

bewährte ſich auch in W. bey unſerm Maibach. Er ward wieder heiterer und äußerte ſelbſt einſtmals: daß er nicht wüßte, wo er zufriedener geweſen wäre, unter den proteſtantiſchen Profeſſoren in **** oder unter den katholiſchen Gelehrten in W..... Er war ſo mit ſich ſelbſt zufrieden, daß er eine geraume Zeit allda zu bleiben gedachte, bis der Biſchof v. K. zurückgekommmen wäre; ein ſonderbarer Zufall aber änderte dieſen Entſchluß, er reiſete plötzlich ab, und von dieſer Zeit an nahm die Störung ſeines Gemüths ſichtbar zu. Maibach war nämlich von dem Criminal- und Polizey-Director H....n zu einer Parthie eingeladen, und die Geſellſchaft befand ſich unter einer Linde im Garten, als zwey Polizeydiener einen Kerl einbrachten, welchem man ſchon lang als einem berüchtigten Gauner und Schatzgräber nachgeſtrebt hatte. Die Polizeydiener blieben mit ihrem Arreſtanten in einiger Entfernung ſtehen, und als der Criminaldirector der Geſellſchaft mit etlichen Worten erzählte, welchen Vogel ſeine Häſcher gefangen hätten, ſtand Maibach ſchnell auf, fixirte den Inquiſiten und ſetzte ſich wieder, jedoch mit ſichtbarer Veränderung in ſeinem Geſicht, nieder. Kennen Sie vielleicht dieſen Burſchen Herr Hofrath? fragte der Criminaldirektor und als Maibach äußerte: er finde eine Aehnlichkeit an ihm mit einem gewiſſen Menſchen der ihn vor mehreren Jahren auf das ſchändlichſte betrogen, und ſich den Namen Marquis Sabellino beygelegt habe; bat der Criminaldirector um Erlaubniß, den Gefangenen näher bringen zu laſſen.

Wie heißt ihr? fragte der Criminaldirector den Inhaftirten.

»Anton Bach.«

Woher gebürtig?

»Aus Eger in Böhmen.«

So! Kennet ihr dieſen Herrn? auf Maibach zeigend.) Der Gefangene ſah Maibach an, und nach mehreren Secunden antwortete er, mit beſtimmtem Tone: nein! — Nicht? antwortete der Criminaldirector, und fragte weiter: ob er nicht auch ſchon der Marquis Sabellino geweſen wäre? — Sabellino? fragte der Inquiſit zurück, und fixirte Maibach mit einem durchbohrenden Blick. — Genug für jetzt, ſagte der Criminaldirector, und befahl, den Arreſtanten, kreuzweis geſchloſſen, in ein lediges Gemach im alten Thurm zu bringen, und morgen vorzuführen.

Der Criminaldirector ſuchte mit aller möglichen Höflichkeit den Maibach zu bewegen: ihm über den Arreſtanten ſo viel er (Maibach) wüßte, zur Hülfe der Gerechtigkeit, Auskunft zu geben, und die Geſchichte des geſpielten Betrugs mitzutheilen. Maibach war aber nicht zu bewegen und bat ſehr, ihn damit zu verſchonen. Indeſſen war dem Criminalrichter viel, zu viel an der Geſchichte gelegen, und ging bey Nachtzeit zu dem Appellations-Rath v. R.. einem Freund Maibachs, daß dieſer verſuchen mögte, ſeinen Freund zur Mittheilung deſſen Geſchichte mit dem Marquis Sabellino zu bewegen. Der Appellations-Rath von R.... ging am andern Tag frühe, in Begleitung eines gewiſſen Canonici, eines an Geiſt und Herz ſchätzbaren Mannes, mit welchem Maibach ſich öfters beſprochen, zu demſelben, und trafen ihn ſchon im Zuſammenpacken ſeiner Effecten zur Abreiſe an. Es gelang dieſen beiden klugen und achtungswürdigen Männern auch Etwas von Mai-

bach herauszubringen, doch nur im Allgemeinen, auf beſondere Umſtände wollte derſelbe alles Bitten ohnerachtet, ſich nicht herauslaſſen. Maibach hatte ſein Abentheuer mit dem Marquis Sabellino damals dem Hofmedicus Dr. Herrmann, einem ſeiner beſten academiſchen Freunde, geſchrieben, deſſen Schweſter mit einem Regierungsrath in W. verheyrathet war. Dieſem hatte ſein Schwager die Geſchichte erzählt. Man ſchrieb auf dieſe Nachricht an den Dr. Herrmann, welcher Maibachs Briefe noch fand, und ſolche dem Criminaldirector einſendete. Laut dieſer Briefe hatte Maibach den Marquis Sabellino in der Freymaurerloge kennen lernen, welche er auf ein geſtohlenes Patent beſuchte. Er war aus einem Dorfe in Tyrol gebürtig, und in Wien erzogen, wo er ſich durch ſeine natürlichen Talente ausbildete. Latein, franzöſiſch und italieniſch ſprach und ſchrieb er vollkommen, welcher Sprachkenntniſſe beſonders wegen, er bey dem ***** als geheimer Secretair Anſtellung erhielt. Durch dieſen bedeutenden und allgemein geachteten Herrn, wurde er der Loge in Prag empfohlen, welche ihn dieſer Empfehlung wegen aufnahm. Aus unbekannten Urſachen wurde der Herr Geheimſchreiber ſeiner Stelle, mit dem Befehl in Zeit 24 Stunden Wien zu verlaſſen, entſetzt. Er nahm ſeinen Weg nach Prag, aber ehe er dort ankam, hatte die Loge Nachricht von ſeiner Dimiſſion, und als er die Loge beſuchen wollte, ließ man ſich unter einem Vorwand ſein erhaltenes Certificat zeigen, zerriß es vor ſeinen Augen, und geleitete ihn auf den Weg wo er hergekommen war. Seine weitere Schickſale bis auf deſſen Bekanntſchaft mit Maibach, und von da bis zum gemeinen Gauner, liegen

in den Criminalacten zu W.... verborgen. Seine Strafe ſollte 10jähriger Feſtungsbau ſeyn. Auf Verlangen des Biſchofs v. K.... (in deſſen ſchriftlichen Anträgen die Worte: »wir ſind es der Religion ſchuldig »einem ſolchen Menſchen alle Gelegenheit zu nehmen, »die katholiſche Kirche zu entehren« ſtehen ſollen,) iſt er aber zur lebenslänglichen Gefangenſchaft verurtheilt worden.

Dieſer Anton Bach, Marquis Sabellino, oder, wie ſein wahrer Name iſt, Ignatz Leutler, bewieß in der Loge gegen Maibach beſondere Aufmerkſamkeit, und unterhielt ſich mit ihm. Dadurch machte er ſich Gelegenheit dieſen in ſeiner Wohnung zu beſuchen. Er wußte eine ſo wundervolle und intereſſante Lebensgeſchichte von ſich zu erzählen, daß Maibach für ihn, wie Desdemona für den Othello eingenommen ward. Als die Rede von der F....y war, und der Herr Marquis merkte, daß Maibach nicht viel darauf achtete, und mehr für den myſtiſchen Pietismus geſtimmt war, äußerte er gleiche Geſinnungen und beſtätigte dieſelben durch die Verbindungen, in welchen er mit den berühmteſten Stillingen der damaligen Zeit ſtünde. Jung, ſagte er, ſey einer ſeiner beſten Freunde, von welchem, wie auch von dem damals ſchon verſtorbenen Lavater, und anderen geſalbten Heiligen in Schwaben er bedeutende Anecdoten erzählte. Es iſt ein gewiſſes Heiliges in uns, ſagte er, welches uns bekannt werden muß ehe wir uns rühmen dürfen, in die Geheimniſſe der Natur ſchauen zu können. Maibach gab ihm Beyfall, und äußerte dabey: Etwas von dieſer Erleuchtung bey der F....y erwartet zu haben, daß er aber, was ihm ver-

drießlich ſey wenn er daran dächte, getäuſcht worden wäre. — Da thun Sie aber doch der F—y Unrecht, verſetzte Sabellino, daß Sie die ganze M. ... y nach Ihrer Loge beurtheilen, In den Logen, welche blos die drey ſymboliſche Grade bearbeiten, iſt freylich kein anderer Lohn zu finden, als eine äußerſt nüchterne Moral, an welcher der forſchende Geiſt nicht genug haben kann. Allein iſt das A. B. C. deßwegen zu verwerfen, weil kein Menſch, der einmal leſen kann, zur Bereicherung ſeiner Kenntniſſe ſich damit mehr abgiebt?

Als Maibach ſich übee dieſes Gleichniß eine weitere Erklärung ausbat, ſetzte, (laut Maibachs Briefen an Dr. Herrmann) der Herr Marquis Sabellino ſeinen belehrenden Vortrag alſo fort.

Das wahre und hohe Geheimniß der Freymaurerey ſtammt aus Aegypten her, nicht als ob die Aegyptier die Erſten geweſen wären, welche in dieſer Kunſt gearbeitet, ſondern weil man weiter hinauf keine Spuren findet, woher ſie zu den Aegyptiern gekommen. Von Aegypten kam ſie nach Aſien, nach Perſien und Arabien, nach Griechenland, und von da nach Rom. Allda wurde ſie zuerſt unter Chriſten bekannt, und man hat Urſache zu glauben, daß durch die damaligen chriſtlichen Eingeweihten Kaiſer Conſtanſtin der Große zur Annahme des Chriſtenthums bewogen worden. Von Rom aus wurde ſie nach Deutſchland, Frankreich, England und Schottland gebracht. Aus der Geſchichte erhellet, daß in den frühern Jahrhunderten die Wiſſenſchaften ſich in die Klöſter geflüchtet hatten. Daher in dieſen eigentlich für die contempletive Religion geſtiftete Corporationen in ſpätern Zeiten vieles vom wahren Ge-

heimniß wieder aufgefunden worden iſt. Alles Licht haben wir den Eingeweihten zu verdanken. Der berühmte Herzog Cosmos von Medicis, Gallilai, waren Freymaurer, oder wie Sie die Eingeweihten der damaligen Zeit nennen wollen. Gallilai würde ſchwerlich den Lauf der Erde um die Sonne, welches kein Profaner glauben wollte, entdeckt haben, wenn er die Weisheit der Aegyptier nicht verſtanden hätte, und eben ſo wenig würde er der Wuth des Aberglaubens entgangen ſeyn, wenn nicht der damalige Pabſt, der gleichfalls ein Eingeweihter geweſen, ihn in Schutz genommen hätte, ſo viel ihm vergönnt war. Als die Wiſſenſchaften allgemeiner wurden, als großen Geiſtern nicht mehr ſo ſehr behagte ſich unter die Regeln des heiligen Auguſtinus, Benedict und Dominicus zu begeben; ſo verſchwand auch die große geheime Wiſſenſchaft aus den Klöſtern. Viele ſuchten den Orden des heiligen Ignatii zu einer Niederlage jener großen Myſterien zu beſtimmen; allein durch deſſen Aufhebung zerfiel das Project wieder. Es blieb alſo nichts übrig, als in jedem Reich geheime Verbindungen zu ſtiften, welche an gewiſſen unbekannten Orten ihr Centrum haben. So wie ſich die Wiſſenſchaften verbreiteten, ſo vergrößerte ſich auch die Zahl derer, die der Weihe in die Myſterien fähig waren. Das Myſterium ſelbſt bekam einen größern Umfang, und unter den fähigen Köpfen müßte eine Claſſification gemacht werden. Das große Myſterium erhielt alſo Grade, welche ſich von den höchſten ganz geheimen Verbindungen bis in die Volksklaſſe verbreiteten. Dieſe letzteren ſind die drey Johannisgrade der Freymaurer. In England hatte man den glücklichen Gedanken, den Bau des

menſchlichen Geiſtes und Herzens unter Symbolen dar-
zuſtellen, welche man aus der Geometrie und der bürger-
lichen Baukunſt entlehnte. Man wollte dadurch An-
fangsgründe allgemein machen; wie man den Geiſt für
höhere Wiſſenſchaften, ſo die Kenntniß von göttlichen
und menſchlichen Dingen enthalten, und von einander
eben ſo wenig als der phyſiſche Menſch von dem geiſti-
gen getrennt werden kann, abgeſondert werden können,
vorzubereiten vermögte. Dieſe Erfindung der Englän-
der fand in Deutſchland und Frankreich Beyfall, und
von dieſer Zeit an erhielten die Zöglinge der großen
Wiſſenſchaft den Namen Freymaurer, gleichſam mit
freyem Geiſt mauernde oder bauende Brüder. An dieſe
erſten Grade haben ſich nun alle ſo auf höhere Zwecke,
ſie mögen in den Staaten Beyfall finden oder nicht,
hinarbeiten, angeſchloſſen. Z. B. die Illuminaten, Ro-
ſenkreuzer und andere ſinnreiche und thätige Verbrüde-
rungen. Von den drey Johannisgraden ſteigt man zum
Schottengrad, zum Ritter, zum Magus, zum Clericus,
zum Regenten. Dieſes ſind aber nur bekannte Grade;
der unbekannten, bis zum Sitz der vollkommenen Mei-
ſter, giebt es noch viele, wovon ich aber keinen nennen
darf. Daß ein Mann, wie Sie, Herr Hofrath, in
den Johannisgraden keine Befriedigung gefunden, iſt
natürlich, denn ein Geiſt wie der Ihrige, der die Kunſt
ahndet, der weiß, daß noch Vieles für ihn und ſeine
Kenntniſſe in der Welt verborgen iſt, kann nicht zufrie-
den ſeyn, wenn man ihn in den Johannisgraden will
buchſtabiren laſſen.

Aber Herr Marquis, frug Maibach, worinnen be-

ſteht aber das große Geheimniß, wozu die Freymaurerey die erſte Stufe ſeyn ſoll?

Das iſt nun ſchwer zu ſagen, verſetzte der Herr Marquis, uud fuhr fort: es giebt keine Wiſſenſchaft, welche man kennt, ehe man ſie erlernt hat. Man kann keinem Blinden beſchreiben was er ſehen würde, wenn er ſein Geſicht hätte. Doch giebt es Dinge, welche wir gar nicht kennen, aber wohl wiſſen, daß ſie vorhanden ſind, und wornach der Menſch ſtrebt, oder ſie zu erkennen begehrt. In das Innere der Natur will der Menſch ſchauen, er will wiſſen wie die Körperwelt und Geiſterwelt beſchaffen iſt, um zu erfahren, wie beide zuſammenhängen. Er will ſich ſelbſt kennen lernen, um zu erfahren, wie es zugehe, daß der eine Theil der Menſchen dem andern unterthänig iſt, wie alle unter einander von einander abhängig ſind, und auf welchen Naturgeſetzen die bürgerliche Geſellſchaft beruhe. Endlich wünſcht der Menſch zu wiſſen: wohin dieſes alles hinaus wolle? und woher dieſes alles entſtanden? Ich weiß zwar wohl, daß der Menſch dieſes alles nicht erfahren wird, allein das weiß ich doch, und bin überzeugt, daß in der Welt eine Verbindung von ſolchen (freylich wenigen) Männern vorhanden iſt, welche im größtmöglichſten Beſitz dieſes Myſteriums ſind, und daß alſo bey ihnen die Quelle aller Weisheit ſeyn muß, ſo wie von ihnen nothwendig abhängt, wie die bürgerliche Geſellſchaft ſich verändert.

Woher wiſſen Sie dieſes? fragte Maibach, und wollte noch mehr ſagen; allein der Marquis ließ ihn nicht zur Rede kommen, und ſprach weiter.

Ich weiß Nichts, denn ich bin noch kein Vollen=

deter. Aber die Schritte ſo ich über die Johannisgrade gethan, haben mich in Werkſtätten geführt, wo ich mich verſicherte, daß . . . . Sie werden lachen . . . . z. B. Goldmachen und Geiſterſprechen kein leerer Traum ſey.

Bey dieſen Worten ſprang Maibach lachend von ſeinem Stuhl auf. Das alſo Herr Marquis, ſagte er, wäre das große Myſterium, in welches die großen Geiſter dieſer Erde eingeweihet ſind? Wahrlich: eine ſonderbare Verſammlung großer Weiſen, unter welchen, ein Theophraſtus = Paracelſus und Schwedenborg zu Präſidenten erwählt werden würden.

Ganz gelaſſen erwiederte der Marquis; ob Paracelſus und Schwedenborg Betrüger, oder Betrogene waren, will ich nicht unterſuchen, vielleicht waren ſie beides. Allein wenn von der Sache die Rede iſt, dürfen wir nicht von Menſchen ſprechen, unter deren Händen die Sache mißlungen iſt, oder welche nicht geſchickt genug waren, das Werk auszuführen. Die Chymie hat uns die Stoffe kennen lernen, woraus das Waſſer beſteht. Ziehen Sie aus einem Körper Waſſerſtoff, aus einem andern Sauerſtoff, faſſen Sie beide in einem dazu bereiteten Gefäß auf, und verbinden Sie dieſe Stoffe durch die Electricität, ſo haben Sie Waſſer gemacht. Warum ſollte man nicht auch Gold machen können? Und wann ein Quentchen gemachtes Gold auch ſo viel koſten ſollte, als ein Loth Goldes werth iſt, ſo iſt doch für die Wiſſenſchaft und Kenntniß der Natur viel gewonnen. Ich ſehe die Laboranten für verdienſtvolle Naturforſcher an, denn wenn ihnen auch das Experiment mißlingt, wenn ſie auch kein Gold

machen, ſo lernen ſie uns doch auf welchem Weg es nicht gefunden wird, und ihre Nachkommenſchaft hat einen Irrweg weniger zu fürchten. — Was die Geiſterſprecher betrift, oder die Kunſt Erſcheinungen zu bewirken, ſo wüßte ich nicht ob man an der Möglichkeit zweifeln ſollte. Wäre es dann ohnmöglich den Geiſt eines Abgeſchiedenen erſcheinen zu machen? zu bewirken: daß ſeine Gegenwart unſerm Aug eben ſo merkbar werde, als zu glauben iſt, daß unſre Seele mit der geheimen Geiſterwelt in Verbindung ſtehe? Sprechen nicht unläugbare Fälle von Ahndungen ſo ſehr dafür? Ich hoffe, (fuhr der Schalk fort,) Ihnen dadurch einen Grund des Glaubens an die Metamorphoſe der Metalle und die Erſcheinungen aus dem ſonſt unſichtbaren Reich der Natur anzugeben, daß ich bemerke: man habe noch keinen Adepten, keinen Geiſterſprecher gefunden, welcher nicht, wenn es ihm Ernſt mit ſeiner Kunſt war, fromm geweſen und die Religion zur Hülfe und Unterſtützung angewendet hat. Religion iſt das Band ſo uns mit jener geiſtigen Welt zuſammenknüpft. Ohne Glauben an jene Welt kann kein Geiſt erſcheinen; ſo wie es ein Geiſt war, der uns einen Geiſt verlieh, und dieſem Geiſt das Vermögen gab, die Natur einzuſehen. Der Kenntniſſe höchſte iſt die Kenntniß des Geiſterreichs, dahin zu ſchauen, müſſen wir von Gott die Fähigkeit erhalten, und wie iſt dieß anders möglich als durch die Religion, mittelſt der von ihr vorgeſchriebenen ſinnlichen und geiſtigen Handlungen. — Wer ſo weit iſt, verdient den Namen Freymaurer erſt recht. Sollten Sie allenfalls glauben, daß ich fantaſire, ſo leſen Sie doch gefälligſt was Leſſing, der wahrhaftig kein frommer Schwärmer

geweſen, in ſeinen Ernſt und Falk betitelten Geſprächen ſchrieb. Er ſagte daſelbſt: daß ein Goldmacher in dem Augenblick als er Gold hervorbrächte, ein Freymaurer würde, und ein Geiſt auf keines Andern als eines Freymaurers Stimme hören könne.

Durch dieſe unverantwortlichen Vorſpiegelungen und Sophiſtereyen, ſchrieb Maibach, habe ihn der Marquis berückt und ihn bewogen, einer Geiſter-Citation in F..... einem benachbarten Städtchen, beyzuwohnen. Zwar habe er ihm eine Menge ſeiner Zweifel gegen die Wirklichkeit dieſer Künſte, wenn ſie auch an ſich möglich ſeyn ſollten, entgegen geſetzt. Allein er habe ihn dadurch zum Nachgeben gebracht: daß er ihm ſeinen Eigenſinn als Etwas kindiſches vorgeſtellt, indem ein Kind nur ſich vor einem Verſuch ſcheue, gegen den man ihm einen Widerwillen eingeflößt habe. Nachdem Maibach einer Geiſterbeſchwörung beyzuwohnen zugeſagt hatte, ſetzte ſich der Marquis augenblicklich hin, einen Brief an einen ſolchen Zauberer in M..... zu ſchreiben, der ohnedieß durch die Stadt (Maibachs Wohnort) kommen würde, um demſelben Nachricht zu geben, damit er ſeine Geſchäfte ſo einrichte, daß er etliche Täge ſich allda verweilen könne.

Es dauerte über 14 Täge ehe der Marquis Nachricht brachte: daß ſein Freund in etlichen Tägen ankommen würde. Zugleich bat jener unſern unglücklichen Freund: ihm doch, gegen Verſatz von Juwelen 10fachen Werthes, hundert Ducaten zu leihen. Maibach wußte, daß Sabellino acceptirte Wechſel auf einige Handelshäuſer hatte, welche aber noch nicht zahlbar waren, und da die Juwelen wirklich 500 Ducaten werth waren, ſo gab

derſelbe die erbetenen 100 Ducaten gegen Verſatz des Juwelenkäſtchens. Herr Sabellino wußte das Geſpräch ſo zu leiten, daß Maibach ihn erſuchte, das Käſtchen mit ſeinem Petſchaft zu verſiegeln, welches er aber nicht that, ſondern vielmehr von Maibach als eine Gefälligkeit erbat: daſſelbe mit ſeinem eigenen Petſchaft für andere zu verſchließen, und darauf zu bemerken: daß es bey Bezahlung des auf 1/4 Jahr ausgeſtellten Wechſels gegen Empfangſchein wieder zurückzugeben ſey, falls er (Maibach) etwa um dieſe Zeit abweſend ſeyn mögte. Am andern Tag kam Sabellino mit dem verſchriebenen Geiſterbanner, einem kleinen, blaſſen, hohläugigen, ohngefähr 40jährigen Mann, welcher mit einer ſehr ernſten Miene verſicherte, daß er ungern dem Sabellino das Wort gegeben hätte, die geheime Welt zu reizen und ſich einer Gefahr auszuſetzen. Er ſetzte hinzu: mit dergleichen Dingen dürfe man nicht freveln, und hoffe er von Herrn von Maibach, daß er nicht aus Neugierde, ſondern zur Prüfung und Stärkung ſeines Glaubens oder Unglaubens an das Reich der Unſichtbaren, der heiligen Handlung beywohnen werde; u. dgl.

Morgens am andern Tag fuhren Maibach, Sabellino und der Geiſterbanner nach F.... Letzterer erlaubte nicht, daß außer etlichen Biſſen Brod und ein Gläschen Waſſers Jemand etwas Speiſe und Trank zu ſich nehme. Gegen Abend als eben die Sonne untergehen wollte, verfügte man ſich in einen kleinen Saal neben welchem ein kleines Cabinet ſich befand. Die Fenſter im Saal und Cabinet waren noch offen, und Maibach wurde erſucht, alle Wände, den Boden und die Decke zu unterſuchen, damit er von dem Wahn frey

bliebe, als ob er durch Vorrichtungen getäuſcht werden könnte. Nun wurden in ſeiner Gegenwart die Fenſter mit Läden dicht verſchloſſen, der ganze Saal ſchwarz behängt, vor das Cabinet ein beſonderer Vorhang aufgehängt, und vor dieſem ein ebenfalls ſchwarz behängter Altar errichtet, auf welchem eine Bibel, ein Crucifix, ein Todenkopf, ein Gefäß mit einer Flüſſigkeit und eine Schalle befindlich war. Auf den Boden ward ein gewöhnlicher Zauberzirkel gezeichnet, und in denſelben ein großes Gefäß geſtellt. Alles dieſes war von dem Zauberer, dem Marquis und zwey Bedienten des letztern beſorgt, welche aber nur die Fenſter verſchließen und den Saal behängen halfen. Nach dieſer Vorbereitung kleideten ſich alle drey im Cabinet bis auf das Hemd, die Beinkleider und Strümpfe aus, und gingen ſo wieder in den Saal. Maibach wurde ein Seſſel, am Ende des Saals, gegen dem Altar über, auf welchem 7 Lichter brannten, angewieſen. Der Zauberer, (welcher ſich ſehr beängſtet ſtellte und von Zeit zu Zeit Jeſus! Maria! und Joſeph! Hülfe! ausſtieß,) und der Marquis ſetzten ſich zu beiden Seiten neben Maibach, und unterhielten ihn, beſonders der Marquis, von Geiſtern und von der Kraft des Gebets bey Erſcheinungen. Es wird mir beſonders angſt heute, fing der Geiſterbanner an, laſſen Sie uns ein ſtilles Gebet thun! und fiel mit dem Marquis auf die Knie. Etliche Minuten beteten dieſe beide, ſo entzündete ſich das Gefäß im Kreis. Die Betenden ſtanden geſchwind auf, und der Zauberer verfügte ſich zu dem Altar, nachdem er zuvor Maibach Ruhe und Standhaftigkeit anempfohlen hatte. Der Marquis ging hinter den Vorhang, und der Zauberer, nachdem er

ſich den Zaubergürtel und andere magiſche Kleidungs-ſtücke angelegt hatte, kniete ſich hinter den Altar. Maibach glaubte, daß ein ihn betäubender Nebel das Zimmer erfülle, welches auch alſo war. Deutlich hörte er von oben herab eine Stimme gleich einem artikulirten Hauch: »Siehe! Prüfe! Glaube!« In dieſem Zuſtand verharrte er über eine Viertelſtunde, als auf einmal der Zauberer hinter dem Altar hervorkam, und ihm zu Füßen fiel. Haben Sie Mitleiden mit einem Unglücklichen! ſprach er, und legte auf mehrere Fragen Maibachs folgendes Sündenbekenntniß ab.

Ich bin eines Müllers Sohn aus dem Bambergiſchen und ſollte das Schneiderhandwerk erlernen, welches mir nicht behagte. Darum entlief ich meinem Lehrmeiſter, und trieb mich mit Artiſten, welche auf den Meſſen ihre Künſte zeigen, herum. Unter dieſen Menſchen lernte ich einen Taſchenſpieler kennen, der mich in dieſer Kunſt unterrichtete. Bald übertraf ich meinen Meiſter, bezog die Meſſen und Jahrmärkte, und erwarb mir auch die Geſchicklichkeit, durch Electricität, Magnete und optiſche Täuſchungen, meine Zaubereyen auf einen hohen Grad zu bringen. Noch als Schneidersgeſell bekam ich mit einem Bauchredner Bekanntſchaft, zu welcher Sprache ich beſondere Anlage von Natur beſitze. Dieſes Talent wendete ich oft mit dem größten Beyfall bey optiſchen Erſcheinungen an. In M.... wo ich auch meine Künſte während der dortigen Meſſe zeigte, lernte mich der Herr Marquis Sabellino kennen, machte mir Anträge in ſeine Dienſte zu treten, und weil ich merkte, daß er meiner Künſte bedürfe und ich auch größere Vortheile in ſeiner Societät verhoffte,

ſo ſchlug ich ein. Mein Dienſt bey ihm war ſehr weitläufig, wovon ich Ihnen keine Beſchreibung machen kann. Mein Herr iſt mit viel vornehmen Herrn; Pfaffen; verliebten Weibern und Mädchen; Huren und Artiſten, für welche man vor Zeiten die Galgen erbaut hatte, bekannt. Beſonders hatte ich bey Geiſterbeſchwörungen eine wichtige Rolle zu ſpielen, weil ich die Bauchſprache reden kann. Vorhin habe ich Ihnen die Worte: Siehe! Prüfe! Glaube! zugerufen. Sie würden auch bald eine fürchterliche Erſcheinung geſehen haben, wozu ich Ihnen die Vorbereitungen gleich zeigen werde, wenn ſie nicht wäre geſtört worden. Als ich vorhin meine Zaubereyen hinter dem Altar anfangen wollte, bin ich auf eine geheime Weiſe, von dem im Cabinet befindlich geweſenen Gehülfen benachrichtigt worden: daß der Marquis flüchtig werden müſſen, und man ihn in der Stadt in ſeiner Wohnung aufgeſucht habe.

Maibach unterſuchte nun die Verrichtungen, wodurch er getäuſcht werden ſollte, und ward über die liſtige Anordnung überraſcht, weil die Zubereitungen in ſeiner Gegenwart gemacht worden waren, und er alſo nichts weniger als eine magiſche Laterne hinter einem Portrait, ſo man von außen wegrücken konnte, u. dgl. vermuthete. Da ihm ſelbſt daran gelegen war, daß nicht ruchbar werde, wie ſchändlich er ſich durch einen Geiſterbanner habe betrügen laſſen: ſo ſchenkte er demſelben noch eine Carolin, gegen das Verſprechen der ſtrengſten Verſchwiegenheit.

Als Maibach wieder nach Haus kam, war ſein erſtes das Juwelenkäſtchen nachzuſehen: ob er ſich nicht auch an den Diamanten betrogen habe? — Dieſes war

nun zwar nicht der Fall, denn die Diamanten, ſo er geſehen, waren alle unverkennbar ächt: allein er war dennoch um 100 Ducaten betrogen. Der Herr Marquis Sabellino war Taſchenſpieler genug, ihm, als er das Käſtchen in einen Bogen Papier wickeln und verſiegeln wollte, ein ähnliches, aber leeres zum Einwikkeln unterzuſchieben.

Von dieſem Abentheuer aus Maibachs frühern Jahren, als er noch ein eifriger und ſehr frommer Lutheraner geweſen, würde ich Ihnen nicht ſo viel geſchrieben haben, wenn ich nicht eine Aehnlichkeit zwiſchen der Verführung Maibachs zur Geiſtercitation und deſſen Verführung zum Katholiſchwerden zu finden glaubte.

Von jeher war er geneigt, ſeine ſubjective Erkenntniß und alles was er durch Beſchauung ſeines Inneren in ſich fand, alles was blos Producte ſeiner Einbildungskraft war, für Objecte außer ſich zu halten. Früh ſah er in ſich eine geiſtige Welt unter der ſichtbaren, ſo er außer ſich durch die Erfahrung gewahr wurde. Von jeher war er in ſeinen, Begriffe bildenden, Verſtand verliebt; und da er von ſeiner Geiſterwelt nichts begreifen konnte, mußte ihm alles ein Wunder ſeyn. In ſeiner geiſtigen Welt konnten keine andere Weſen als Geiſter leben; daher er an Geiſtern, Geſpenſtern eben ſo wenig Zweifel hatte als an Sympathien und geheimen unbegreiflichen Kräften.

Bey einem ſolchen Kopf beruht ſelbſt die hier und da noch rege Vernunft, auf Vorurtheil. So glaubte Maibach an eine geiſtige Welt, ſo wie an Geiſter und Geſpenſter. Aber dieſe geiſtige Welt mußte ſo beſchaffen ſeyn, als er ſich ſolche träumte; nur ſeine Träume

reyen hielt ſein Egoismus für Wahrheit. Bey ſeinem Geiſterglauben, hatte ehedem Schwedenborg ſeinen Beyfall nicht, und er widerſprach faſt allen Geſpenſter-Hiſtörchen neuerer Zeit, die aus der Vorzeit waren ihm glaubwürdiger. Er läugnete, daß ein Capuziner einen Geiſt hervorrufen könne, aber an die Zauberin von Endor glaubte er ſteif und feſt. Ein devote Katholikin nannte er abergläubiſch, aber einer lutheriſchen Pietiſtin ſah er mit heiligem Wohlgefallen zu, wann ſie convulſiviſch die Augen verdrehete. Maibach unterſchied das Mögliche vom Wirklichen zwar als zwey verſchiedene Verſtandes-Begriffe, und hielt daher nicht alles Mögliche für wirklich; aber er hatte ſich eine ganz eigene Grenze zwiſchen den wirklichen und blos möglichen Dingen gezogen, daher er andern Wunder- und Geiſterglaubigen nur alsdann widerſprach, wann dieſe Wunderthaten und Geiſtererſcheinungen behaupteten, ſo er nicht in ſein Regiſter der wirklichen Begebenheiten, aus dem Inbegriff der Möglichkeiten übertragen hatte. Es iſt alles zwar wunderbar, ſagte er einſtmal, aber heut zu Tag in gewiſſem Verſtand auch natürlich. Die Zeit der Wunder, oder vielmehr des unnatürlichen Wunderbaren, iſt jedoch vorbey. Alles hat ſeine Zeit. —

Maibach fand demnach in ſeinem Kopf eine ihm ganz eigene Geſchichte ſeiner geiſtiſchen Weltbegebenheiten, und da in derſelben alles möglich war, ſo durfte man ihm nur die Wirklichkeit glaubbar machen; ſo wie ein Hiſtoriker eine Geſchichte nicht eher in die Reihe der Wirklichkeit aufnimmt, bis er ſie in ihm glaubwürdigen Documenten beſchrieben findet, welche bey einem ſolchen Geſchichtgläubigen oft die triftigſten Ver-

nunftgründe überwiegen. Die Fabeln des Plinius und ſein Aberglaube finden deßwegen bey Vielen aus Vorurtheil für ſeinen Bart und römiſchen Mantel, (als ob ein römiſcher Staatsbeamte nicht auch eben ſo gut abergläubiſch geweſen ſeyn kann, als ein Miniſter eines heutigen großen Monarchen,) größern Beyfall, als die ſolchen Aberglauben widerſprechende Philoſophie eines jetztlebenden deutſchen Weltweiſen.

Dieſes verſtund Sabellino und der Pfarrer Seebach bey unſerm Freund vollkommen. Beide ſtatteten ihm Berichte aus jener Welt ab, welche der ſichtbaren materiellen unterliegen ſollten. Beide wußten ihre Facta zu deduciren, und ihre Deductionen mit Autoritäten zu documentiren; z. B. Sabellino mit Leſſing, und der Pfarrer Seebach mit Fragmenten aus der Kirchengeſchichte. In beiden Fällen wurde Maibach durch ſeinen logiſchen Egoismus gefangen. Man durfte nur ſeinen Verſtand mit Etwas beſchäftigen und er glaube daran: denn er glaubte nicht, daß ſein Verſtand, wenn er Etwas formaliter richtig dachte, ſich mit einem Wahn beſchäftige. Daher iſt auch begreiflich, daß er durch Sabellino's Betrügereyen nicht im mindeſten von ſeiner Wahnſucht geheilt war. Er ward nur in ſeinen vorigen Zuſtand dadurch zurückgeſetzt, und glaubte an die Möglichkeit der Geiſtererſcheinungen nicht minder als vorher, nur das Feld der Wirklichen war wieder in ſeine frühern Grenzen geſetzt. Dabey ärgerte ihn nur, daß man ihn für einen Narren gehalten habe: wie ein Antiquitäten-Sammler ſich ärgert, wann er mit einem alten Gefäß, welches als aus dem Schutt Herkulanums gegraben ihm theuer verkauft wird, betrogen worden iſt. Würde

Malbach nicht den ihm geſpielten Betrug Sabellino's entdeckt haben, ſo würde er ohne Zweifel eine ganz eigene Pneumatologie ausgearbeitet und ein Wort gefunden haben, wodurch alle Geiſter des Univerſums in Bewegung geſetzt werden. So aber ging das Abentheuer mit Sabellino vorüber, und er wurde von dem Pfarrer Seebach für eine andere geiſtige Welt gefangen, aus welcher er nicht wieder zurückzukehren vermogte, weil er nicht überzeugt werden konnte, daß die ihm eröffnete neue Welt eben ſo nichtig ſey als die Geiſter und Arcana, worauf Sabellino ſeine Erwartung zu ſpannen wußte.

Hofmaier an von Waldheim.

Siebenzehntes Schreiben.

Voll Aerger über die Erinnerung an den Betrüger Sabellino, kam Maibach wieder zu Haus an. Niemand iſt wegen eines Betrugs empfindlicher als ein Egoiſt. Maibach, nachdem er ſeine Freunde und Verwandte wieder beſucht hatte, vermied täglich mehr den Umgang mit Menſchen, und ward zuweilen leutſcheu. In dieſer größern Eingezogenheit ward er merklich tiefſinniger, und das Feld der Wirklichkeit ſeiner Wunder- und Geiſterwelt erweiterte ſich in der Tiefe, wo hinab er in ſich beſtändig ſchauete. Kam er mit Jemand in ein Geſpräch, ſo wollte er die Wunder- und Geiſterwelt, die

er in ſich fand, auch als Objecte außer ihm mittheilen, und alſo ſeine Arcana offenbaren. Je mehr ſich alſo ſeine Wunder- und Geiſterwelt erweiterte, deſto mehr erhob ſich das Geheime und Unſichtbare, aus dem Sichtbaren hervor. Alles was er in ſeiner neuen Kirche von Geiſtern und Geheimniſſen hatte kennen lernen, alle Hiſtörchen von Wundern der Heiligen hatten ſeinen vollkommenen Beyfall; und er ward durch ein Amulet, einen Lucaszettel, eben ſo in ſeinem Herzen bewegt als durch die Segens-Worte des Prieſters. Das Geiſtige der Sacramenten ward für ihn eben ſo ſubſtanziel als die Materie für den Naturkundigen. Sehr natürlich, daß bey ſolchem Glauben an die geiſtige Welt, bey dem in ihm täglich wachſenden leidenſchaftlichen Wahn, er alle Aufmerkſamkeit auf die wirkeiche Welt außer ihm, in welcher die Erfahrungen für die Begriffe des Verſtandes vorzüglich enthalten ſind, verlohr, und er in der Welt außer ihm, weder Urſache und Wirkung; noch Wirkung und Gegenwirkung, noch ſonſtigen Zuſammenhang und Verbindung beobachtete. Die äußere Welt ward täglich weniger ein Gegenſtand für ſeinen Verſtand; er ward einem Knaben gleich, der die Welt ſieht, in ihr herumwandelt, ohne ſie zum Gegenſtand ſeines Denkens zu wählen; alle Gegenſtände vereinzelten ſich gleichſam. Dagegen ward ſeine geiſtige und Wunderwelt ein deſto anziehenderes Object ſeiner Betrachtungen. Aber wie vermögte er mit ſeinem Verſtand das Unbegreiſliche zu begreifen! wie die allgemeinen Verſtandes-Begriffe auf ſo heterogene Gegenſtände anzuwenden! Es mußte tolles, unzuſammenhängendes Zeug herauskommen. Alle Verbindung, ſo er

in ſeine Träume, Fantaſien von Geiſtern und Wunderwer=ken bringen konnte, war: den Pabſt als ſichtbares Ober=haupt der unſichtbaren Kirche, in die Mitte von allen Mannigfaltigkeiten, ſo ſich aus ſeiner geheimen Welt vor ſeiner inneren Beſchauung umher bewegten, zu ſetzen. Daher ward der Pabſt, als vicarirender Chriſtus, als erſter Wundermann und Wunderthäter auf dieſer Welt, deſſen Bild ihn bey ſeiner Einſegnung ſo ſehr erſchüttert hatte, eine fixe Idee bey ihm. Beynah in alles, wovon er ſprach, miſchte er den Pabſt ein, und von den entfernteſten Begriffen kam er auf denſelben zurück. Als einſtmals ein heftiges Donnerwetter ge=wüthet, ſagte er: ach! daß doch der heilige Vater unſere Angſt wüßte!

So wenig man Urſache hatte bey dem, ſchon vor Maibachs Abreiſe, in hohem Grad geſtörten Geiſt deſ=ſelben, einen Rückgang zur proteſtantiſchen Kirche zu befürchten; ſo war man doch beſorgt, als er nach ſeiner Wiederkunft ſich von der Geſellſchaft entfernte. Man hatte den Vorfall, wie Maibach mit Sabellino wieder zuſammengetroffen war, und wie jener dieſen hatte ken=nen lernen, erfahren, und deutete Maibachs tiefſinni=ges Weſen, ſo er mit von ſeiner Reiſe gebracht hatte; auf Nachdenken über ſeine Leichtgläubigkeit, wodurch der Pfarrer Seebach ihn zum Glauben an die katholi=ſche allein ſeligmachende Kirche bewogen hatte. So wie man überhaupt beſorgt war, aller Reue zuvorzukommen, ſo glaubte man, daß jetzt beſondere Sorgfalt nöthig ſey. Der zu Maibachs Wächter gewählte Exdominicaner war geſtorben, daher wurde ein anderer gewählt, und zwar ebenfalls ein Exmönch, welcher in Kopäus Haus Kin=

derlehrer war. Dieſer ſuchte Maibachs Geſellſchaft, und wußte ſich nach deſſen Denkungsart ſo zu bequemen, daß jener ihn nicht ungern bey ſich ſah. Anfänglich fand Herr Florian, (ſo hieß der Kopäuſiſche Hauslehrer) gar nichts Bedenkliches, im Gegentheil ſchien ihm bey Maibachs ſchon unverkennbarer Geiſtesſchwäche ein Rückfall zum Proteſtantism und Lutherthum ebenfalls nicht mehr möglich. Nachdem aber Maibach einſtmal als die Rede von den Wundern der Kirche war, geäußert hatte: »ob»gleich dem Oberhaupt der Kirche nichts ohnmöglich ſeyn »mögte, ſo müſſe man doch nicht alle Erzählungen glau»ben; es wären viel Betrüger in der Welt; daher er »auch nicht alles glaube was man von Geiſtern und Zaube»reyen erzähle; ſo z. B. glaube er nicht, daß Fiſche ge»ſungen hätten, und ein Mann aus der Wand geſprun»gen ſey;« ꝛc. ſo ward ihm doch nicht wohl zu Muth, weil er, (der die arabiſchen Mährchen nicht geleſen hatte,) nicht anders glaubte, als daß Maibach eine Geſchichte aus der Legende eines Heiligen anführe. Er befürchtete: daß wann Maibach an einem Wunder zweifelte, er auch nach und nach an allen zweifeln mögte. Ferner: daß der Unglaube an Geſpenſter auch den Unglauben an alle heilige Erſcheinungen nach ſich ziehen könnte. Ueberdieß hielt er für höchſt nothwendig, daß die Zauberer und Hexen nicht bezweifelt würden, weil ſonſt das Anſehen der Kirche, welche ſo viel Hexen habe verbrennen laſſen, ſehr herunter geſetzt würde. Dieſes waren Florians Beweggründe, Maibachs Glauben an Geſpenſter, Zauberer, ja ſogar die längſt verjährte Hexen ſo zu befeſtigen, als ob dieſe Teufeleyen zu den unnachläßigſten Glaubensartikeln gehörten. Seine Ab-

ſicht dabey war: ihn mit Wunderwerken des leidigen Satans mittelſt Zauberer, Hexen und hölliſchen Erſcheinungen, auch ſonſtigen profanen Wunderdingen, aus ſeinem pfäffiſchen Magazin des Wunderbaren ſo zu bereichern, daß an eine Bezweiflung der Wunder und der unbegreiflichen Dinge, wofür die Kirche garantirt, gar nicht mehr zu denken ſeyn mögte. Wie der Exmönch dabey zu Werk ging, werden Sie aus dem wenigen, was ich Ihnen davon mittheilen kann, hinreichend erſehen können. Ich würde auch mit dieſem wenigen Unſinn Sie nicht beläſtigt haben, wenn der Unterricht des Herrn Florian nicht auch ſeine beſondere unglücklichen Folgen gehabt hätte. Was der Pfarrer Seebach auf eine feinere Weiſe zur Zerrüttung Maibachs Geiſtes beygetragen, ſetzte Florian gleichſam bengelmäßig fort. Er gab zuförderſt unſerm ſchon geſchwächten Freund zu erwägen: daß viele Mährchen, von den wahren Wundern der Kirche und ihrer Heiligen nicht zu unterſcheiden wären; und folgerte daraus: daß Mährchen nichts anders als erdichtete Wunder ſeyen. Will man nun wiſſen, fuhr er fort, „ob eine Geſchichte ein Wnnder oder ein Mährchen ſey? ſo muß man das Factum prüfen, wer es erzählt habe, welcher Geſchichtſchreiber daſſelbe aufgezeichnet u. dgl. Nie aber darf man das Wunder geradehin in Abrede ſtellen, als ob ſolches gar nicht geglaubt werden könne. Man darf nie ſagen: dieſes Wunderwerk, dieſe Zauberey und Hexerey iſt unmöglich! denn ſonſt verräth man ſeine Dummheit. Ein Menſch, der zwar nicht geboren iſt, aber doch hätte geboren werden können, iſt eben wohl für einen Menſchen zu halten, als der wirklich lebt oder gelebt hat. Ein gleiches

iſt von Geſpenſtern oder Geiſtern zu ſagen. Was die Hexen und Zauberer anbetrift, ſo iſt an dieſen Unholden gar nicht zu zweifeln; indem ſowohl weltliche als geiſtliche Geſetze gegen dieſelbe vorhanden, und viele tauſend nach Urtel und Recht, durch Feuer, Waſſer und Schwerd von der Erde vertilgt worden ſind.

Maibach hatte noch Erinnerungen an Vernunft, und wendete ein: daß aus den revidirten Hexenproceſſen ſich ergeben habe: wie viele tauſend unglückliche Schlachtopfer des Aberglaubens als Hexen verbrannt worden wären; und könne er daher ohnmöglich an Hexen und Zauberer glauben. Wann es ja ehemals in den alten Zeiten ſolche Perſonen gegeben habe, ſo wären doch jetzt keine mehr vorhanden. — Hätte Maibach für dieſen ſeinen Glauben einen allgemein gültigen Vernunft-Grund gehabt; ſo würde Florian ihn nicht zum Glauben an Hexen, Zauberer und andere damit verwandte Perſonen haben bereden können. Aber da dieſes nicht mehr der Fall war, ſo hatte Florian wenig Ueberredungskunſt nöthig, um ihm auch an ſolche Wundermänner und Weiber außer der Kirche Glauben beyzubringen, welche der Hülfe des heiligen Vaters zu ihren Wunderwerken nicht bedürfen, ja ſogar gegen ſeinen Willen, und ſelbſt gegen Gottes Wohlgefallen ihre Wunderthaten verrichten.

Wann die Frage iſt, fuhr Florian fort, ob es Hexen gebe? — ſo kommt es gar nicht darauf an, ob 10, oder 100 Millionen Unſchuldige als Hexen und Zauberer verbrannt worden ſind. Daran waren die alten finſteren Zeiten ſchuld, wo man nicht genug unterſcheiden konnte, und auch nicht gehörig unterſuchte, ob ein altes Müt-

terchen eine Hexe ſey oder nicht. Genug die Sache an ſich leidet keinen Zweifel. Wahrlich es wäre eine abſcheuliche Proſtitution für unſere alleinſeligmachende Kirche, wenn ſie von Hexen und Zauberern ſpräche und doch keine vorhanden wären. Und geſetzt, es wären jetzt mit Gottes Hülfe alle Hexen aus der Chriſtenheit verbannt; ſo iſt dieſes kein Beweis, daß ſie nicht wiederkommen können, auch wieder zu uns wiederkommen können, da ſie ſchon einmal da geweſen. Und wer weiß was geſchieht! Wollen Sie Beweiſe haben, ſo leſen Sie die Geſchichte vom Merlin, von der Medea, Circe, Canidia. — Sie werden vielleicht ſagen: das ſind Fabeln! Es mag viel dazu von den Hiſtorikern gelogen worden ſeyn; aber wann man zu einer einzigen Wahrheit Millionen Fabeln hinzuſetzt, ſo bleibt doch das eine Factum Wahrheit. Noch mehr: Alle Völkerſchaften haben ihre Zauberer gehabt, und die jetzt noch lebende Wilden und rohe Völkerſchaften kennen dieſe Art Menſchen, nach den einſtimmigen Berichten der Reiſenden. Iſt Ihnen dieſes nicht genug, ſo leſen Sie die heilige Schrift. Pharao hatte ſeine Hofzauberer, welche viele Wunder Moſes nachmachten, um ihn zu täuſchen, daß er nicht an die Wunder Moſes glauben ſollte. Moſes gab die ſchärfſten Geſetze gegen die Zauberer. Die Hexe zu Endor kennen Sie. Chriſtus predigte ſelbſt gegen die Zauberer: ergo müſſen ſie doch da geweſen ſeyn. Den Griechen, Römern und Deutſchen waren dieſe Teufelskünſte nicht unbekannt. Noch eins: Sie werden wiſſen, daß die Juden von den Propheten zum Beweis ihrer göttlichen Sendung Zeichen und Wunder begehrt haben. Warum das? Aus keiner andern Urſache als

weil ſie ſo viel Hexeu und Zauberer, die im Namen und durch Hülfe des Teufels Wunder thaten, unter ſich gehabt haben. Hätten die Propheten und Apoſtel keine Wunder gethan, ſo würde man den Zauberern mehr geglaubt haben. Darum mußten auch unſre Heiligen ſo viel Wunder thun; darum, um des ſeligmachenden Glaubens Willen, geſchehen in unſrer Kirche durch die Reliquien, ja ſogar durch die Bilder und Statuen der Heiligen, die doch von Holz, und auf Leinwand gemalt ſind, ſo viele Wunder.

Bey dieſer Apologie und Vertheidigung der Hexen und Zauberer würden Sie, wertheſter Freund, entweder den Herrn Caspar Aloiſius Florian zum Teufel gejagt haben, oder wenn Ihnen gar kein Aerger angewandelt wäre, eingeſchlafen ſeyn. Bey Maibach waren dieſe Gründe für das Daſeyn der Hexen und Wunderthäter durch Hülfe des leidigen Satanas die eingreifenſten Ueberzeugungsmittel. Sein Denken war ihm ohnehin wegen ſeines ihm faſt angebohrnen Egoismus ein Talisman, und bey ſeinem jetzt ſchwachen Kopf durfte man nur eine Vorſtellung in ihm erregen, womit er ſich ein wenig beſchäftigen konnte, und er glaubte, weil er nur das nicht glaubte, was er nicht in ſich fand, und eine Vorſtellung als völlig ungegründet, irrig, auf die Seite zu ſchieben, nicht mehr vermogte. Der Irrthum ſelbſt konnte bey ihm Wahrheit werden, ſo bald er ſich damit beſchäftigte.

Nach einigen Tägen ging Maibach auf ein Dorf, wo eine Wirthſchaft war, die von Perſonen aus allen Ständen der Stadt beſucht wurde. Eine Geſellſchaft unterhielt ſich daſelbſt von einem Mädchen, welches mit

einer ſolchen Divinationsgabe beſchenkt war, daß ſie alle Sterbfälle in ihrem Ort voraus ſagte. Dieſes gab dieſer Geſellſchaft Gelegenheit von Ahndungen, ſympathetiſchen Curen, von Wünſchelruthen, Zigeunerkünſten und andern Wahrſagereyen zu ſprechen. Wie bey dergleichen Geſprächen meiſtens der Fall iſt, ſo verwunderte man ſich zuerſt über die außerordentlichen Beyſpiele von Ahndungen, Geiſtererſcheinungen, Sympathien, Wahrſagereyen ꝛc., verſicherte, daß man eben nicht leicht- und abergläubig wäre, daß aber doch nicht zu läugnen ſey, was ſich hier und da zugetragen, und beſchloß mit dem Gemeinſatz: es ſey noch viel in der Natur verborgen. Maibach hörte aufmerkſam zu, ohne ein Wort mitzuſprechen. Während dieſes Geſprächs kam auch Herr Florian zur Geſellſchaft, und empfing unſern Maibach, ſo wie er ihn erblickte, auf das freundſchaftlichſte. Das Geſpräch war der Geſellſchaft zu intereſſant, als daß es nicht hätte fortgeſetzt werden ſollen. Man wiederholte demnach die vorzüglichſten Geſchichten, und bat Florian auch ſeine Meinung darüber zu ſagen. Ganz gleichgültig, als ob die geſtellten Fragen eine nicht zu bezweifelnde Sache enthielten, antwortete er: daß es Erſcheinungen, Ahndungen und Sympathien giebt, iſt ausgemacht. Von Wahrſagungen habe ich ein Beyſpiel erlebt, welches gar nicht zu begreifen iſt. Ich kehrte, erzählte er, in einem Wirthshaus ein, in welchem die Wirthin ſo krank lag, daß man jeden Augenblick ihren Tod erwartete. Der Wirth erzählte ſeinen Gäſten, daß der Arzt ſeine Frau aufgegeben habe, und ihr nur bis zum andern Tag Friſt gegeben. Ein alter Schäfer, der mit zuhörte, begehrte die Sterbende zu ſehen. Man führte

ihn zu ihr, und als er wieder kam ſagte er mit Lächeln zum Wirth: mach er nur, daß er nicht eher als ſeine Frau ſtirbt! Bis in 14 Tägen iſt ſie wieder in ihrer Wirthsſtube. Der Wirth ging zur Thür hinaus, und der Schäfer verſicherte die anweſenden Gäſte: die Frau werde nicht ſterben und noch lange leben, allein den Wirth würde man in acht Tagen begraben. Und ſo geſchah es auch. Die Frau ward wieder geſund, und gerade in acht Tagen war des Mannes Leiche.

Alle Anweſende konnten ſich nicht genug über dieſe wundervolle Begebenheit erſtaunen, und einer fragte Maibach: was er dazu ſage? O! fiel Florian ein, der Herr Hofrath von Maibach ſind ein wenig hartgläubig, und glauben an dieſe Sachen gar nicht. Wenn er Etwas glauben ſoll, ſo muß es in der Bibel ſtehen. Dieſe Worte waren für die Geſellſchaft ein Signal unſern Maibach mit ſo viel Beyſpielen von Ahndungen, ſympathetiſchen Curen, Divinationen u. dgl. zu beſtürmen, daß er ungläubiger als Petrus hätte ſeyn müſſen, wenn er nicht ſelbſt eine Kartenſchlägerin und Criſtallſeherin ſeiner Aufmerkſamkeit hätte würdigen ſollen.

Nun Herr Hofrath! fragte dieſen Herr Florian beym Heimgang: was halten Sie von den Dingen wovon wir uns heute unterhalten haben?

Was ich davon denke? antwortete Maibach, Sie fragen recht curios Herr Florian: was ich davon denke? wahrhaftig Sie machen mich ärgerlich mit ſolchen Fragen und Reden wie Sie heute gegen mich geäußert haben. Die Leute können glauben, daß ich gar nichts überlegte. Habe ich denn je gezweifelt: daß es Dinge in der Welt giebt, welche kein Menſch begreifen kann?

Ich habe noch nie an Erſcheinungen gezweifelt, aber nur noch nicht viel davon geſprochen, weil ich noch nichts geſehen.

Florian war mit dieſer Antwort ſo zufrieden, daß er in 4 Wochen kein Wort mehr von ſolchen Dingen in Maibachs Gegenwart ſprach, und hauptſächlich deßwegen, weil er für räthlich hielt, mit ſeinen geiſtlichen Corroberationen nicht zu ſchnell zu verfahren.

Von dieſer Zeit an ſuchte Maibach mit verrufenen alten Weibern, Schäfern, Scharfrichtern, Wunderdoctoren, Propheten und Prophetinnen in Bekanntſchaft zu kommen. Der ſelige Lavater konnte nicht ſich wohler bey der begeiſterten Magd in Biel befunden haben als Maibach bey einer hiſtoriſchen 40jährigen Jungfer, oder bey einem Magus dieſes Jahrzehntens. Was er von irgend einer Wunderkraft hörte, probirte er, und trug eine weiße Maus bey ſich, weil man ihm geſagt hatte: daß man dadurch im Dunkeln beſſer ſehen könne. Man ſah ihn öfters bey Nachtzeit über die Mauer des Kirchhofs ſchauen, auf welchem er eine Erſcheinung zu ſehen hoffte. Zu Haus fand man ihn geometriſche Figuren zeichnen, und rechnen. Er ſprach gern von der Myſtik der Zahlen und Figuren, wobey er, wie immer, wenn von dergleichen Wunderdingen die Rede war, hinzuſetzte: es ſey nichts ſchwerer zu erforſchen, als alles was zur heiligen und profanen Magie gehöre, aber er hoffe noch Entdeckungen zu machen, worüber jedermann erſtaunen werde.

Als Florian ſich von Maibachs Studium der Magie, von deſſen Neigung zu geheimen Künſten, Glauben an Ahndungen und Erwartung ſolcher Offenbarun-

gen überzeugt hatte, ſagte er zu einigen ſeiner Freunde: über dieſe Mauern, wir können ruhig ſeyn, wird Maibach nicht mehr aus der Kirche ſpringen.

Zwey Vorfälle gaben Maibachs Verſtand und Vernunft einen außerordentlichen Stoß. Erſtlich wohnte er einer Magnetiſirung eines zwanzigjährigen Mädchens bey, nach welcher er hoch und theuer ſchwur: daß nichts gewiſſer wäre als die Geiſterwelt, und die Wunderkräfte. Der Menſch könne alles was er nur wollte, er könne wiſſen was ſich vor tauſend Jahren zugetragen und nach tauſend Jahren zutragen werde, er könne in das Centrum der Erde ſchauen, und ſey durch dieſe Kenntniſſe fähig, alles auszuführen, was er denkt. Es wird noch dahin kommen, ſagte er, wann der Schleyer vor des noch ungläubigen Menſchen Angeſicht fallen wird, daß wir unſere Freunde überm Meer in wenigen Secunden beſuchen und ſprechen können. Nun trete einer auf und ſage: Schwedenborg und andere erleuchtete Männer wären Narren oder gar Betrüger geweſen. Wenn ſolche Männer verlacht werden, ſo kann man wohl ſagen: ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterland. —

Der andere Vorfall iſt eine Geiſtererſcheinung, welche Maibach von ſeiner Frau und noch einem andern Geiſt gehabt hat. Nach der Erzählung ſeines Bedienten ging er in ſeinem Saal neben ſeinem Wohnzimmer nach ſeiner Abendmahlzeit im Dunkeln auf und ab. Die Thüre war zu, und im Saal, deſſen Fenſter mit Läden noch bedeckt waren, konnte man keine Hand vor den Augen bemerken. Alles war ſtill. Auf einmal hörte der Diener ſeinen Herrn angſtvoll rufen, er eilte nach dem Saal, aus welchem jener ihm entgegen ſtürzte,

ein Licht vom Tiſch nahm, eilend zurückkehrte, und unter der Saalthüre das Licht aus der Hand fallen ließ. Erſchrocken und faſt athemlos warf er ſich auf einen Stuhl, und als er wieder ſich geſammelt hatte, erzählte er: ihm ſey ſeine Frau, mit noch einem Geiſt erſchienen. Jene wäre in einer Entfernung geblieben, dieſer aber auf ihn zu geſchwebt. Als er mit dem Licht unter der Thüre geweſen, wären ſie noch da geweſen, und in einer Ecke verſchwunden. — Er ließ ſeinen Diener, ſo wahr ihm Gott helfe, und ſein heiliges Evangelium! angeloben, keinem Menſchen Etwas von dieſer Erſcheinung zu entdecken. Er wähnte, daß ſeine Frau geſtorben ſey, und ſich bey ihm angezeigt habe. Die andere Figur hielt er für den Geiſt des Freundes, mit welchem ſeine Frau die Reiſe gemacht habe. In dieſem Wahn wurde er noch dadurch beſtärkt, weil er in ſehr langer Zeit keine eigenhändige Briefe von ſeiner Frau erhalten, und immer nur von ſeinem Freund, welcher ihm Grüße von ſeiner Frau zuſchrieb, und ſie entſchuldigte, daß ſie nicht ſelbſt ein Paar Zeilen ſchriebe, weil ſie dieſes wegen einer Wunde an der rechten Hand nicht vermögte. Die Urſache aber war eine überſtandene ſchwere Krankheit, welche man ihm verhehlen wollte, weil er doch nicht nach London kommen könne, um ſie noch einmal lebend zu ſehen, falls die Krankheit mit ihrem Tod enden ſollte. Mehrere Wochen nach der Erſcheinung erhielt er von ſeiner Frau einen eigenhändigen Brief, welcher 10 Tage ſpäter als er ihren Geiſt ſah, datirt war, worin ſie ihm ihr beſtes Wohlbefinden, und ihre baldige Zurückkunft meldete; welche ſich aber doch noch verzog, weil ihr ihre Geſundheit noch nicht erlaubte über die

See zu fahren. Dieſer Brief machte Maibach ſtutzend, weil er nun zweifelte: ob die Erſcheinung ſeine Frau geweſen ſey? Hierüber, und über andere von ihm zu ergrübelnde Naturgeheimniſſe, dachte er beſtändig nach, oder beſchäftigte ſich vielmehr damit, um ſich immer mehr zu verwirren; welches auch erfolgte. Oft bemerkte man, daß er Viertelſtunden lang Etwas anſtarrte; zuweilen ſprach er mit ſich ſelbſt; machte Bewegungen mit der Hand; verzog die Muskeln des Geſichts, und wann er jemand aufmerkſam anſah, oder zuhörte, ſo ahmte er deſſen Bewegungen im Geſicht ganz unwillkührlich nach. Die Urſache davon iſt wohl dieſe: daß er nicht mehr deutlich ſein Inneres von dem Aeußeren, die ſubjective Vorſtellung von dem Object; und ſeine Perſönlichkeit, das Ich, welches denkt, von dem Gedanken gehörig und beſtimmt zu unterſcheiden vermogte. Daher ſagte er oft, wodurch er ſich zu rühmen glaubte: ich kann mich zuweilen ganz in Jemand hineindenken, und mir vorſtellen, ich ſey ein Pferd oder habe Flügel wie ein Vogel. Mangelte ihm zuweilen die Kraft zu unterſcheiden allzuſehr, ſo bellte er wie ein Hund, maunzte wie die Katzen, oder ahmte ſonſt Töne und Geberden nach, beſonders wenn er allein in einem Zimmer war. In beſſern Stunden, wann ſeine Nerven wieder einen ſtärkern Ton hatten, ſprach er von ſeinen Entdeckungen, wobey er ſich ſtets des Ausdrucks Myſterium bediente. Ja! pflegte er zu ſagen, wenn ich einmal mein Myſterium werde entdeckt haben, wenn ich mit meinen Wundern werde hervortreten, dann wird die Welt erſtaunen. Aber einer, der mächtiger iſt, als ich, der große Wundermann (er dachte ſich, wie nach andern

Aeußerungen zu ſchließen war, unter dieſem großen Wundermann, den Pabſt) will es nicht zugeben. Nach einiger Zeit zeigte ſich ſeine Verſtandeszerrüttung auch darinnen: daß er die Idee von Urſache und Wirkung ohne alle Ueberlegung auf alles, was unmittelbar auf einander folgte, anwendete, weil kein vernünftiger Zuſammenhang ſeiner Ideen und Begriffe mehr vorhanden war. Er wähnte: es geſchähe alles, weil er es dachte. Er ſah, daß Jemand ein Gefäß mit Waſſer ausſchüttete, und zog ſeinen Begleiter auf die Seite, mit den Worten: geben Sie acht, ſo eben laſſe ich Waſſer ausſchütten. Zu einer andern Zeit fiel eine alte Mauer ein, von welcher er glaubte, daß ſie nach ſeinem Willen eingefallen wäre. Wenn er ſich ſolcher von ihm, (nach ſeinem Wahn) abhängigen Begebenheiten erinnerte, war er von nichts mehr überzeugt, als daß er ein großer Wunderthäter ſey, dem das Geiſterreich zu Gebot ſtünde, und wirklich hatte er jetzt öftere Erſcheinungen oder Phantasmen, ohne jedoch ſehr in Angſt und Furcht dadurch geſetzt zu werden.

Zum Beſchluß dieſes Theils meines Berichts muß ich Ihnen doch noch eine Bemerkung mittheilen. Ehe Maibach ſehr geſchwächt war, doch aber ſchon mit der Idee ſchwanger ging, ein Wundermann zu ſeyn, der ſich über die gewöhnlichen Menſchenköpfe erhübe, nahm er einen beſondeen Ton im Sprechen an. Er redete nicht mehr natürlich, wie ſeine Organe ohne Zwang und Zerrung den Ton bildeten, ſondern mit vollen Backen, gleichſam aus dem hohlen Hals, und affectirte den Diphtongen einen beſondern ungewöhnlichen Ton zu geben. Ich habe eine ſolche affectirte Sprache bey

allen Sonderlingen und exaltirten Perſonen bemerkt. Sollte nicht eine ſolche Sprache, eine beſondere Verbiegung der Sprachorgane, ein Symtom ſeyn, daß es im Kopf nicht richtig, und die Vernunft wurmſtichig ſey, wenn auch andere Geiſtesfähigkeiten hervorſtechend ſind?

Hofmaier an von Waldheim.

Achtzehntes Schreiben.

Ehe Maibachs Wahnſinn den Grad erreicht hatte, daß er oft ſich nicht mehr von andern Dingen außer ihm gehörig unterſchied, und endlich gar die äußere Begebenheiten von ſeiner Vorſtellung abhängig zu ſeyn wähnte, hielten nur wenige ihn für geiſteskrank. Es iſt wirklich ſonderbar, wie wenige Menſchen die Geiſtesſchwächen eines andern zu beobachten im Stand ſind. Wie mancher bedeutende Staatsbeamte, Cleriker und andere Perſonen aus gebildeten Ständen, ſind krank, gebrechlich, mißgeſtaltet am Geiſt, und werden doch als Männer von Kopf und Geiſt geprieſen. So lang der Rechtsgelehrte in einem Collegio ſeine Relationen nach den Buchſtaben der Geſetzes ſchnitzeln, und der Schuhmacher ein Paar Schuhe zuſchneiden und zuſammennähen kann, wird er für einen vernünftigen Menſchen gehalten, ob er gleich unter die verrückten gehört. So ging es auch mit Maibach. Der alte Amtmann, und etliche andere Männer von richtiger Einſicht und Beur-

theilung, waren längſt ſchon beſorgt um ſeinen Verſtand; als die meiſten andern noch glaubten: er übertreibe nur ein Sonderling zu ſeyn, oder habe ſich (wie viele ſich ausdrückten) nur überſtudirt. Nachdem er aber anfing ſich zu äußern: er ſey ein Thier oder ſonſt ein Gegenſtand außer ihm; oder regnen laſſen zu können behauptete; da war freylich die Verrückung unverkennbar.

Leute, welche ſich mit einer Ideenwelt beſchäftigen, welche Niemand finden, mit welchem ſie in ihren Ideen übereinſtimmen, und in der Erfahrung ihre Träume nicht ausgeführt finden, fliehen den Umgang mit Menſchen, und ſuchen die Einſamkeit, um in ihrer Fantaſienwelt deſto ungeſtörter herumſchweifen zu können. Darum ſuchte auch Maibach ſich von den Menſchen, in eine Einſamkeit zu entfernen, um ſeinen Grillen nachzuhängen und ſein Myſterium auszudenken, ſo er der Welt zu enthüllen verſprach. Worinnen ſein Myſterium beſtünde? konnte er freylich nicht angeben, denn eben darum war es ja ein Myſterium. Er brütete über ſeinen verworrenen Begriffen, und fühlte dieſe Bewegungen ſeines Geiſtes, ſo er für ein Object, und zwar ein geheimes, unſichtbares hielt. Dieſes geheime unbekannte Object wollte er auffinden und entdecken, und zwar weil er ein Mann zu ſeyn wähnte, der alles vermögte, alles ſeyn könnte, was er wollte, und daher auch als ein Wundermann eine geheime Wunderwelt zu enthüllen im Stand ſey. Seine fixe Idee von dem mächtigen Oberhaupt der Kirche geſellte ſich auch hier zu ſeinen tollen Schwärmereyen, aber auf eine ganz andere Weiſe. Er konnte mit ſeinem Myſterio nicht fertig werden, zerarbeitete ſeinen armen Kopf ab, ohne Befriedigung zu

finden: daher hielt er den Pabſt als den Herrn und Meiſter aller Myſterien für ſeinen Antogoniſten, welcher nicht zugeben will: daß er das große Myſterium entdecke. Dieſer Wahn ward auch Urſache, daß er zuweilen auf die Knie fiel, (beſonders an entlegenen Orten,) und zu einem Heiligen (zu welchem iſt nicht bekannt) betete und ihn um Hülfe gegen die ihm entgegen wirkende Macht des Pabſtes anrief. So närriſch er ſich auch geberdete, ſo viel Unſinn er zuweilen ſchwatzte, ſo wurde er doch von mehreren Bewohnern eines Dorfes, in deſſen Gemarkung er oft herumging, wegen ſeines Betens und den heiligen Einmiſchungen in das Geſpräch, für einen vielwiſſenden heiligen Mann gehalten, der in die Zukunft ſehen könne, und Arcana beſitze. Eine alte Bäuerin ſprach ihn deshalb um hülfreichen Rath für ihre kranke Kuh ſowohl, als ihr krankes Kind an. Maibach rieth ihr: der Kuh eine rothe Rübe und dem Kind ein Stück von einer weißen, und zwar erſtere im Namen des Erzengel Michael, der mit dem Teufel ſich herumgebalgt; und letzteres im Namen des heiligen Georgs, in einem Tuch gewickelt an den Hals zu hängen.

Ohne Zweifel waren dieſe zwey himmliſche Heroen eben diejenige, zu welchen er um Beyhülfe gegen die ihm entgegen wirkende Macht des Pabſtes zuweilen betete. Das Kind, und das Vieh der Bäuerin ward wieder geſund, und nun war der Verrückte ein heiliger Wundermann. Die Fama brachte dieſe Nachricht auch in die Stadt. Vernünftige Leute zuckten die Achſeln, aber gewiſſe Leute äußerten gegen die Leichtgläubigen ihrer Gemeinde: Maibach ſey zwar zuweilen nicht recht

bey Sinnen, aber er ſey außerdem ein zu eifriger Chriſt geweſen, als daß man ſeine Einſichten und die Kraft ſeines Gebets ſo geradezu abläugnen könnte. Man müſſe nicht gleich alles verwerfen, wenn von geiſtlichen Dingen die Rede ſey. — Dieſer Vorfall iſt abermals ein Beweiß: wie ein Wahrſager, ein Seher in das dunkle Reich der Zukunft, ein von einem prophetiſchen Geiſt Beſeſſener u. dgl. einem Narren und Verrückten ähnlich iſt.

Zu einer andern Zeit als Maibach im Wald ſpazieren ging, und vor einem bey dem Eingang ſtehenden Bild (ohne Zweifel ſoll es den heiligen Rupertus vorſtellen, denn es iſt weder Inſchrift, noch Attribut mehr daran zu erkennen,) den Hut rückte, begegnete ihm einer von denen in einem benachbarten Kloſter noch befindlichen Franziskanern. Als Maibach den Gruß: Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! mit einem: in Ewigkeit! erwiederte; geſellte ſich der Ordensgeiſtliche zu ihm, und natürlich kam das Geſpräch bald auf religiöſe Gegenſtände. Der unglückliche Maibach hatte eben wieder Anwandlungen ſeines Paroxismus, und redete von ſeinen Talenten Wunder thun zu können, von ſeinem Myſterio, und daß er an dem Pabſt einen großen Gegner habe; wobey er ſich denn ſo ausdrückte, daß der gute Franziskaner den heiligen Vater für beleidigt, und Maibach für einen verruchten Ketzer hielt. Er vertheidigte die Ehre des Oberhaupts ſeiner Kirche ziemlich nachdrücklich, wodurch Maibach in heftigen Zorn verſetzt wurde. Nach der Erzählung des Pater Cyriacus ſoll ſein Geſicht geglüht, und er ihn bey dem Kleid mit den Worten gefaßt haben: Weißt du nicht Pater!

wer ich bin? Ich kann dir befehlen zu ſterben, wie ich jetzt dieſem Baum befehle, ſeine Blätter fallen zu laſſen. Gieb acht! — Als die Blätter aber nicht fielen, ließ er den Franziskaner los, war wie verblüft, und murmelte einige Worte, welche der Pater aber nicht verſtund. Ohne Zweifel waren ſolche gegen ſeinen mächtigen Widerſacher gerichtet. So ſchnell als er konnte eilte der Franziskaner nach der Stadt, und gerades Weges zu der dortigen Cleriſey, welcher er ſeinen Unfall klagte. Die geiſtlichen Herrn hielten nun für nöthig, um die scandala ecclesiae, wie der Stadtpfarrer ſich ausdrückte, zu vermeiden, den Maibach in ein Hoſpital, oder Irrhaus zu bringen, und gingen ſtehenden Fußes zum Director des Sanitäts-Collegiums, um die Transportirung Maibachs in das Narrenhaus zu erwirken, welche auch vielleicht noch am nämlichen Abend (wenigſtens eine Bewachung) ausgeführt worden wäre, wenn Maibach, der in einem Dorfe übernachtete, in die Stadt zurückgekehrt wäre.

Etliche Wochen vor dieſem Vorfall ſchrieb der alte Amtmann an den fürſtlichen Hofmedicus Dr. Herrmann, einem warmen aufrichtigen Jugendfreund Maibachs, und einem ſehr erfahrnen Arzt, einem außerdem aufgeklärten, menſchenfreundlichen Mann; und benachrichtigte denſelben von Maibachs Zuſtand; wobey er ihn zugleich bat, ſeinem Freund zur Hülfe zu eilen, weil die Aerzte (wie er glaube) ſich nicht viel um die Krankheit des Geiſtes bekümmerten. Der Oberhofrath und Stadtphyſikus Wolf ſey krank, und habe gerathen: ihn als Freund des Patienten zu vermögen: den Unglück-

ken zu beſuchen, der eines einſichtvollen Arztes ſo ſehr bedürfe.

Dr. Herrmann, der von ſeinem edlen menſchenfreundlichen Fürſten die Erlaubniß erhalten hatte, ſeinen Freund ſo lang und ſo oft er wolle, zu beſuchen, kam an eben dieſem Tage an; und ging, weil er ſeinen Freund nicht zu Haus antraf, und von dem Vorfall mit dem Franziskaner, wie auch, daß man den Verrückten in ein Irrhaus bringen wolle, gehört hatte, zu dem Director des Sanitäts-Collegiums. Er widerſetzte ſich ſogleich allen ſo gewaltſamen Maasregeln, wodurch der Kranke ohnfehlbar noch kränker und gar wüthend gemacht werden könnte, und bat: daß man ihm die Behandlung ſeines Freundes überlaſſen mögte Der Stadtpfarrer rieth zwar nachdrücklich an eine Aufbewahrung des Kranken in einem entfernten Irrhaus, damit er den Leuten aus den Augen käme; allein Dr. Herrmann war zu ſehr als ein mit der Freundſchaft und dem Zutrauen des Fürſten begnadigter Mann bekannt, als daß der Director des Sanitäts-Collegii ſeinem Verlangen nicht hätte willfahren ſollen.

Bey Maibach hatte der heftige Paroxismus eine ruhige Gemüthsſtimmung zur Folge. Er ſchlief gut, und ging am andern Tag heiter und vergnügt nach Haus in die Stadt. Unterwegs unterhielt er ſich mit Kindern ſo Früchte in kleinen Körben zum Verkauf in die Stadt trugen, und fragte ſie nach ihren Beſchäftigungen aus. Einem Buben, welcher viel von ſeiner Geſchicklichkeit zu erzählen wußte, wie er ſchon die Pferde anſchirren und Korn ſchneiden könne ꝛc. ſchenkte er ein kleines Goldſtück. Dr. Herrmann eilte zu ſeinem Freund,

ſo wie er deſſen Ankunft erfuhr. Maibach war über alle Maaßen überraſcht, als er ſeinen Freund zur Thür hereinkommen ſah. Herrmann! biſt du es? rief er aus und fiel ihm in die Arme. Er that nun zehn Fragen auf einmal an ſeinen Freund Herrmann: wo er herkomme? was er hier zu thun habe? wie ſich dieſer und jener Bekannte in der Reſidenz befinde? ob er nicht wüßte was aus dieſem oder jenem ihrer Jugendgeſpielen geworden ſey? u. dgl. Dabey erinnerte er dann ſeinen Freund an die Jugendjahre, ſo ſie zuſammen in der Heimath verlebt hätten, und war ſehr vergnügt, wenn Herrmann ihn an die närriſchen Streiche, ſo ſie mit einander ausgeführt, erinnerte, und an eine gewiſſe töchterreiche Familie, aus welcher er ein Mädchen Namens Wilhelmine geliebt hatte. Von dieſen fröhlichen Gegenſtänden ging man zu ernſthafteren über. Die Freünde erzählten einander von ihren Geſchäften, und was ihnen ſonſt iu reiferen Jahren begegnet ſey. Unter dieſem Beſprechen fragte Maibach ſeinen Freund: Aber was haſt du gedacht, als du hörteſt, daß ich katholiſch geworden bin? Was ich gedacht habe? verſetzte Herrmann: Nichts! Ich bin auch katholiſch, und nun ſind wir es beide; das iſt alles. — Nach und nach brachte Maibach immer mehr und mehr Etwas von ſeinem Katholiſchwerden vor, ſprach von ſeinem Myſterium, klagte, daß er nicht damit zu Stand kommen könnte, daß er von ſchweren Träumen oft geplagt werde, daß ihm ſeine Frau erſchienen; und ſo gerieth er wieder in eine merkliche Verwirrung ſeiner Begriffe. Der kluge geiſteskundige Arzt wußte dem Kranken gehörig zu begegnen, und leitete des letzten Aufmerkſamkeit auf ſei-

nen Körper. Er überredete ihn, ſich durch zu vieles Studieren geſchwächt zu haben, ſtellte ihm vor, daß er hypochondriſch werden, ja ſogar eine Schwindſucht ſich zuziehen könne, wenn er nicht Mittel dagegen brauchte. Noch zu rechter Zeit, ſagte er, bin ich gekommen, um dir zu helfen. Mein Rath wäre, fuhr er fort, du zögeſt auf eine Zeitlang aus der Stadt, und zwar auf ein Landgut. Vielleicht räumt dir der Kammerherr von F....m ein Zimmer auf ſeinem Gut ein. Es iſt nicht weit von der Stadt, du kannſt alle Tage hereinkommen, wann du willſt; und . . . . . laß mich nur, ich will mit ihm reden. Maibach ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und Herrmann ging noch dieſen Vormittag zu dem von F.....m auf deſſen großes Rittergut, welches derſelbe mit ſeiner zahlreichen Familie und verſchiedenen ſeiner Verwandten bewohnte.

Herrmann, nachdem er ſein Anliegen vorgebracht hatte, entſchuldigte ſeine große Bitte durch die Pflichten gegen die Menſchheit, und erzählte dabey wie abſcheulich man ſeinen Freund auf Erden behandelt habe, um ihn zum Himmelsbürger vorzubereiten, wie man ſeine Vernunft beſtürmt habe, um ihn für die Religion empfänglich zu machen, welche ohne Vernunft ein Unding ſey. — Sie haben gar nicht nöthig liebſter Herr Hofrath, antwortete der biedere Kammerherr, mir und den Meinigen Ihr Verlangen ſo dringend an das Herz zu legen. Ich bin von allem, was vorgegangen, und von Ihrer Liebe zu Ihrem Freund durch unſern Herrn ſchon benachrichtigt. — Mich freute ſchon, als ich hörte, was Sie von mir verlangten, daß ich für den unglücklichen Maibach, und für die Erhaltung ſeiner Vernunft Et-

was beytragen kann. Bringen Sie ihn, wenn es möglich iſt, heute noch, ſein Zimmer ſoll zubereitet für ihn ſeyn. An Sorge und Aufmerkſamkeit ſoll es nicht fehlen. Herrmanns Eifer brachte es auch dahin, daß Maibach ſeine nöthigſten Effecten zuſammenpackte, und an dieſem Tag noch ſeine neue Wohnung bezog. Herrmann blieb auch noch einige Täge daſelbſt und ordnete die Cur an, worüber, und überhaupt über die Behandlung des Kranken, über die Entfernung alles was ſeinem Wahn Nahrung geben könnte, er ſich mit dem Kammerherrn beſprach, welcher allen und jeden, ſo auf ſeinem Gut wohnten, genaue Befehle gab, wie ſie ſich gegen den Herrn v. Maibach betragen ſollten.

Herrmann reiſete nun wieder nach der Reſidenz ab, und der edle von F.....m, verſprach: ihm täglich zu ſchreiben, wie ſich ſein zurückgelaſſener Patient befinde.

Hofmaier an von Waldheim.

Neunzehntes Schreiben.

Bey der außerordentlichen Aufmerkſamkeit des Kammerherrn von F.....m, und der genauen Befolgung der kleinſten Vorſchriften des Arztes, ſowohl in Betreff des Gebrauchs der Arzneymittel, als der perſönlichen Behandlung, ward Maibach eine zeitlang merklich beſſer, nach 4 bis 6 Wochen nahm die Verſtimmung ſeines Gemüths eben ſo merklich wieder zu. Die unvertilgbare fixe Idee eines zu ergründenden Myſteriums trat bey

ihm mit jedem Tag mehr wieder hervor; und immer klagte er über Jemand, der ihn an der Ergründung des Myſteriums hindere, welchen er bald großer Herr, bald Wundermann, bald Oberhaupt, bald auch Biſchaf uud Pabſt nannte. Gegen dieſen ſeinen Widerſacher ward er zuweilen äußerſt aufgebracht, ſo daß man Mühe hatte Etwas aufzufinden, was ihn beſänftigte. Die Arznepmittel dienten faſt mehr ſeinen Körper für das zerrüttete Gemüth zu ſtärken, als letzteres zu heilen. Er bekam großen Appetit und ſuchte wo er konnte, Etwas zu eſſen zu bekommen. Ohne Zweifel rühren ſeine Fantasmen daher, welche jetzt häufiger wurden und ſehr verſchieden auf ihn wirkten. Er klagte, daß er vor Träumen nicht recht ſchlafen könne, erzählte allerhand Fantaſien und wahre arabiſche Mährchen, welche er erdichtete, aber auch bald wieder vergaß, denn ſelten konnte er ſolche wiederholen. Zuweilen gab er ſich für bezaubert aus. Er ſähe, ſagte er, Würmer und Drachen auf der Erde, welche den Rachen gegen ihn aufſperrten, auf einmal wären ſie von der Erde fort und auch bald wieder da. Iſt der Drache da oder nicht? frug er zuweilen. Sonderbar iſt es, daß er bey einigen wirklich gräßlichen Phantasmen gar nicht erſchrokken geweſen, bey andern minder gräßlichen aber gezittert und gebebt hat. Er ſah einſtmals den Pabſt zur Thüre hereinkommen, und fiel vor dieſem Bild ſeiner Einbildungskraft auf die Knie. Zu einer andern Zeit war er von Mönchen geplagt, welche ihn mit ſchwarzen Geiſeln todt zu ſchlagen droheten.

Ehe ein Paroxismus eintrat und das Myſterium nebſt ſeinem Widerſacher zum Vorſchein kam, klagte er

ſehr über Kopfweh; war er aber vorüber und ſein Gemüth wieder ruhig, ſo war er niedergeſchlagen und beſchäftigte ſich mit der Einbildung, daß er bald ſterben müſſe, wobey er öfters Herrn von F.....m bat: daß dieſer an ſeinen Freund Herrmann ſchreiben möge, damit er ihn wieder geſund mache. Herrmann erklärte dieſe Symptomen ſo: daß bey Eintritt des Paroxismus die Nerven ſich anſpannten, wodurch er ſeinem Myſterium nachzudenken gereizt würde, welches ihm eine unangenehme Empfindung verurſache; nach dem Paroxismo wären aber die Nerven wieder erſchlaft, er fände keine Idee, womit er ſpielen könne: dieſes bewirke nur das Bewußtſeyn einer Leere, ein Gefühl der Bewußtloſigkeit, welches Maibach auf einen herannahenden Tod deute.

Dieſer Zuſtand dauerte mehrere Monate, und der Kranke ward wieder ruhig. Dagegen wollte er gar nicht ausgehen, gab wenig, oder gar keine Antwort, und ward bettlägerig. Durch einen Courier ward Herrmann zu ſeinem Freund gerufen, welcher die Staffette bey der Tafel des Fürſten erhielt und ſogleich ſich beurlaubte, um mit Extrapoſt abzureiſen. Reiſen Sie glücklich Hofrath! ſagte der Fürſt, ich wünſche, daß Sie mir tröſtliche Nachrichten von Ihrem Freund wieder zurückbringen mögten. — Herrmann fand ſeinen Freund ſehr kraftlos, doch rief der Kranke ſeinem Arzt entgegen: ach! Herrmann! nicht wahr: du machſt mich wieder geſund? und reichte ihm die Hand. Der freundſchaftsvolle Arzt unterſuchte ſeinen Kranken genau, ließ ſich alles was vorgefallen, des Kranken Betragen während ſeiner Abweſenheit noch einmal in einem Nebenzimmer erzählen,

und urtheilte daraus, — leider gar zu richtig: — daß wenn ihm auch gelingen ſollte, ſeine Maſchine noch eine Zeitlang zu erhalten, ſein Geiſt doch nie mehr geheilt werden könne; im Gegentheil beſorge er einen Wahnſinn, der endlich mit kindiſcher Bewußtloſigkeit endigen würde. Als Herrmann zu ſeinem Patienten wieder an das Krankenbett kam, und dieſer wieder mit ausgeſtreckten Armen um Hülfe bat, traten jenem die Thränen in die Augen. Großer Gott! ſeufzte er, man beſtraft den Mörder mit dem Schwerd, was verdient der, welcher den Geiſt mordet? Fürchtet euch nicht, redete er dann gegen den Kammerherrn, vor denen ſo den Leib tödten, fürchtet euch aber vor denen, die Leib und Seele verderben können! — O! wie wahr iſt alles was unſer Heiland geſprochen hat! antwortete der menſchenfreundliche von F.....m und drückte dem Herrmann die Hand.

Herrmann ſtellte ſeinen Freund ſo weit wieder her, daß er wieder ausgehen konnte, aber er blieb ungleich ſchwächer als er vorher war. Das Gedächtniß nahm beſonders ab, und er konnte ſich oft nicht mehr beſinnen, was ſich vor einer Viertelſtunde zugetragen. Nur von längern Zeiten her, beſonders aus der Jugendzeit, (was bey allen Menſchen der Fall iſt,) konnte er ſich noch Vieles erinnern. Doch blieb noch zur Zeit die Idee von ſeinem Myſterio bey ihm rege, und er redete von Hülfe ſo er dazu bedürfe, ohne jedoch gegen ſeinen Widerſacher ſo ſehr wie vorher entrüſtet zu werden. Gewöhnlich beſchäftigte er ſich jetzt mit den Kindern des von F.....m, denen er von Pappdeckel Käſtcher machte,

und ſich herzlich freuete, wann die Kinder einen Wohlgefallen an ſeiner Arbeit bezeigten.

Um dieſe Zeit kam ein Brief von Maibachs Gattin aus Holland an, worinnen ſie ihren Gatten benachrichtigte: daß ſie wieder glücklich von England auf dem feſten Land angekommen ſey, und bald zu Haus eintreffen werde. Dieſes, und weil der Herbſt ſchon vorgerückt war, auch Herrmann dem Kammerherrn mit ſeinem Freund nicht zu läſtig ſeyn wollte, war die Urſache, daß Maibach mit ſeinem hülfreichen Freund wieder ſeine Wohnung in der Stadt bezog. Maibachs Gattin, welcher die Seereiſe zugeſetzt hatte, mußte vier Wochen unterweges in einer Stadt verweilen. Während dieſer Zeit nahm Maibachs Geiſtesſchwäche ſehr zu, wie Herrmann vorausgeſagt hatte. Das Meditiren, Nachgrübeln veränderte ſich in ein Suchen, als ob er Etwas verlohren hätte, immer aber ſprach er noch von Hülfe. Zuweilen war er Stundenlang einem Kind ahnlich, zuweilen aber ſtellte ſich der Paroxismus jedoch in einem weit geringeren Grad ein. Meiſtens ging er im Haus herum, und ſuchte Etwas, oder beſah Kupferſtiche, zeichnete mit dem Cirkel, und linial-geometriſche Figuren, wobey er eine bedeutende Miene machte; auch ſpielte er mit Porcellan-Figuren, welchen er Namen gab.

Er hatte von frühern Jahren her die Gewohnheit, ſein Zimmer mit Bildniſſen ihm bedeutender Perſonen, oder auch andern Zeichnungen, welche für ihn einen myſtiſchen Sinn hatten, zu zieren. Ehemals war ein Gemälde von mittlerer Größe, Luthers Bildniß vorſtellend, die Hauptzierde ſeines Studierzimmers. Dieſes mußte einem von ihm ſelbſt entworfenen Bild eines Pabſtes

im Pontificalibus, mit vielen Attributen umgeben, weichen. Dieſes Bild, ſo wie alle myſtiſche und allegoriſche Zeichnungen ließ Herrmann aus ſeinem Zimmer nehmen, ehe er ihn wieder in ſein Haus zurückführte. Er fragte zwar nach ſeinen Bildern, als man ihm aber ſagte, daß ſie geputzt werden müßten; gab er ſich zufrieden und fragte auch nicht mehr darnach. Nur nach ſeinem Pabſt war noch zuweilen Frage. Eines Tages war er beſonders ämſig im Suchen, und blieb dabey mehrmalen in der Stellung eines Nachdenkenden ſtehen. Eine Magd hatte ſein Bücherzimmer geſäubert, und hinter den Bücherſchränken das gedachte Bildniß Luthers gefunden, und ſolches unter mehrere Sachen auf einen Tiſch gelegt. Dieſes Bildniß fand Maibach, als er ſuchend, in ſeiner Bibliothek alles was er vor ſich fand, durchſtöberte. Was iſt das? rief er erſtaunend aus, indem er ſtarr das Bild anſah; was iſt das? — Das iſt Luther: antwortete Herrmann. — Ja! den kenne ich recht gut! verſetzte Maibach. Man wollte ihm auch verbieten, das Myſterium der ganzen Welt bekannt zu machen. Er bekümmerte ſich um den allergrößten Wunderthäter nicht. Es war auch einmal ein anderer Mann, der für Geld den Leuten alles erlaubte; zu ſtehlen, und Mädchen zu ſchänden. Wenn er meiner Wilhelmine zu nah gekommen wäre, oder man hätte dich beſtehlen wollen; ſo würde ich dich ſo beſchützen! — Hier ſtellte er ſich auf ein Tabouret, und machte die Pantomine Eines, der ſich zur Wehre ſetzt. Weg! rief er, weg! — Herrmann ſuchte dieſe Aufwallungen zu unterbrechen — Nein! fuhr Maibach fort, dir ſoll Niemand Etwas zu leid thun; das will ich dir gleich zeigen, komm nu.

mit in den Garten. — Beide gingen in den Garten. Hier iſt es ſchön, ſagte Maibach, der Gärtner hat heute recht viel gepflanzt. — Noch immer hielt er Luthers Bild feſt in der Hand. Seine Laune ging in das Luſtige über. Als er wieder Luthers Bild betrachtete, ward er ernſthafter und ſagte: Sieh Freund, das iſt mein Myſterium! aber man muß mir Freyheit laſſen. Nicht wahr, du thuſt mir nichts? aber ich liebe dich ja auch. Ich fürchte mich gar nicht vor den Drachen. Ich will nicht mehr gebunden ſeyn! Freyheit will ich! ich will dir zeigen, daß ich mich vor nichts mehr fürchte, daß ich thun kann was ich will. — Bey dieſen Worten knöpfte er ſich die Weſte auf, und zog den Rock aus, welchen er unter den Arm nahm. Nicht ohne Mühe brachte Herrmann die wieder in Aufruhr gerathene Ideen in Maibachs Seele zur Ruhe. Auch war es der letzte Paroxismus; von dieſer Zeit an ward er täglich kindiſcher und unſinniger, und verlohr täglich mehr die Erinnerungen an die Erfahrungen ſeines männlichen Alters.

Endlich erſchien der Tag der Ankunft von Maibachs Frau. Herrmann fuhr ihr eine Stunde weit entgegen. Auch ſie war verändert, aber nicht ſo unglücklich als ihr Gatte. Ehedem war ſie lebhaft, ihre Einbildungskraft war in Bewegung; jetzt ſchien ſie eine bedächtige leidende Hausfrau. Sie hatte ſchon erfahren wie freundſchaftlich Herrmann für ihren Mann geſorgt hatte, und umarmte ihn bey dem erſten Gruß. Was macht mein Mann? fragte ſie, und Thränen entquollen ihren Augen.

Jetzt befindet er ſich leidlich, aber bereiten Sie ſich auf einen Ihr Herz durchbohrenden Anblick.

Und er ſoll ſeinen Verſtand verlohren haben, weil er katholiſch geworden?

Er hat, während er zu unſrer Kirche ſich bekennt, zwar ſeinen Verſtand verlohren, aber daran iſt die Religion nicht Schuld; ob ich gleich ſeinen Uebertritt für die veranlaſſende Urſache halte. Uebrigens hätte Ihr Gemahl auch unter andern Umſtänden eben ſo unglücklich werden können.

Gott! und er war von der alten katholiſchen Lehre ſo überzeugt! — und dieſe Ueberzeugung ſollte ihm die Vernunft gekoſtet haben! O! Maibach! (ſie weinte heftig.)

Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau! die Religion raubt Niemanden die Vernunft, aber die Menſchen — die Pfaffen . . . . . .

O! ich werde täglich unruhiger, und war von dem Glauben der Kirche, zu welcher ich mit meinem Mann übergetreten, feſt überzeugt. Ich war eine Schwärmerin; jetzt bin ich es nicht mehr: und doch kann ich meinen Schritt nicht bereuen. Ich habe mir den Glauben der Kirche ganz eigen gemacht, und werde auch auf dieſem Glauben ſterben.

Wohl Ihnen, gnädige Frau, daß Sie Charakter genug haben, Ihren Schritt nicht zu bereuen.

Aber wenn ich meinen Mann anſehen werde, wie entſtellt, wie vernunftlos er iſt! und wenn ich dann denken muß: das was dir wahr und heilig iſt, hat deinem Mann die Vernunft gekoſtet.

Nicht was Ihnen wahr und heilig iſt, hat ihn um den Verſtand gebracht; denn ich bin verſichert, daß Sie ſelbſt die heilige Meſſe verwünſchen würden,

wann Sie darinnen Aufmunterung zum Menſchenhaß fänden.

Gewiß! aber doch muß ich Ihnen geſtehen: daß ich bey meinem Uebertritt, in der erſten Hitze und Wärme meines Herzens, diejenige bedauert, ſo mir nicht folgten. Ich habe mit Vergnügen von den Bekehrungsanſtalten reden gehört, habe ſogar gegen andere Religions-Verwandte, denen ich ſonſt anhing, Abneigung verſpürt.

Und jetzt?

Jetzt hindert mich nichts mehr; mein Glaube, den ich für den wahren halte, nicht mehr, jeden guten Menſchen zu lieben.

Die Vernunft ſiegte bey Ihnen über die Schwärmerey. Sie werden alſo bey voller Zufriedenheit mit Ihrem Glauben Ihren Gemahl von Herzen lieben können, wenn er auch wieder zur proteſtantiſchen Religion zurückgekehrt wäre.

Wie? iſt er wieder zurückgekehrt?

Ach, daß er das könnte! und dadurch ſeine Vernunft wirder erhielt! Er iſt ein Kind geworden, welches mit dem Doctor Luther ſpielt. Er hat alles aus dem Gedächtniß verlohren, nur die Erinnerungen an die Jugendjahre ſind noch lebendig. Da hat ſich nun das Bild Luthers in ihm durch einen Zufall wieder aufgeſtellt, womit er ſich als mit einem Ding, ſo er gleich einem Geheimniß enträthſeln mögte, beſchäftigt.

Und wann er mit Moſes und Mahomet ſich glücklich fühlt, ſo werde ich durch ſeine Glückſeligkeit mit glücklich ſeyn. Ach! mir iſt ſo angſt ihn wiederzufinden! Als ich im Taumel der Freude, die Welt zu ſehen,

abreiſete, da dachte ich nicht ſo verändert wiederzu=kommen. — — —

Es mag genug ſeyn von Maibachs Gattin und Dr. Herrmanns erſter Unterredung. — Sie reiſeten weiter nach Haus. Herrmann hatte veranſtaltet, daß Maibach in einem Zimmer ſo im Hinterhaus lag, oder im Garten gehalten würde, damit er nicht gleich die An=kunft ſeiner Frau erführe. Er fand ihn im Garten, wo er mit einer Gerte in die untern Zweige der Bäume ſchlug. Einige Minuten ging er mit demſelben ſtill=ſchweigend bis an einen Pavillon, in welchen er ihn führte, und fragte: »haſt du keine Nachrichten von dei=»ner Frau.«

Du ſagteſt mir ja, war es heute oder geſtern, daß ſie kommen würde. Ich habe an ſie gedacht, weiß aber auch nicht mehr, wenn.

»Wie, wenn ſie nun jetzt käme?»

Das wäre mir recht lieb.

»Wirſt du dich freuen oder eeſchrecken, wenn ſie »jetzt zur Thür hereinkäme?«

Warum ſollte ich mich freuen oder erſchrecken? ich kenne ſie ja. Sie iſt meine Frau. Ich kenne ſie ſchon zehn, bis zwanzig, dreyßig Jahren; ſo lang als ich mich beſinnen kann.

Auf ein Zeichen öffnete ſich die Thür, und Sophie trat herein. — Willkommen Sophie! rief Maibach wie ein Kind aus, welches einen Geſpielen findet. Sophie entſetzte ſich über das Zerſtörte in ihres Mannes ganzen Weſen, fiel ihm um den Hals, und badete ihn in ihren Thränen. Maibach! Maibach! rief ſie aus: mehr durfte ſie auf des ſorgenden Arztes Bitten nicht ſprechen.. Als

ſie ihn, der ſie herzlich aber thränenlos umarmte, wieder gehen ließ, ſank ſie faſt ohnmächtig auf ein Sopha nieder. O! Herrmann! ſprach ſie, das war ein Schwerd ſo mir durch die Seele ging.

Das Weitere dieſer Scene vermag ich nicht zu beſchreiben.

An einem der folgenden Tage kamen mehrere Kinder aus der Familie, die Tante zu beſuchen. Sophie unterhielt ſich mit den Kleinen, ordnete ihr Spielzeug, half ihnen ihre Häuſer bauen, und durchbrochene Bilder aus ihren Stücken wieder zuſammenlegen. Herrmann ſtand mit dem Rücken gegen das Fenſter gekehrt, und beobachtete den Mann, der mit unverwandtem Aug dem Spiel der Kinder zuſah. Unwillkührlich traten dieſem Thränen in die Augen, und rollten über die Wangen. Laßt mich auch mitſpielen, fing er an, ich kann auch Häuſer bauen, und will die Soldaten helfen aufſtellen. Wie wir noch bey der Mutter waren, ſpielten wir auch, hatten aber ganz andere Spielſachen. Ich hatte eine recht gute Mutter, wir liebten ſie alle. Dich Sophie liebe ich auch, laß mich auch mit den Kleinen ſpielen. — Sophie ging zu Herrmann, mit der Frage in ihrem Geſicht, was er davon denke? Ach! ſagte dieſer, die Kindheit kehrt ganz zurück, er wird noch tiefer ſinken und ganz ſchwach und kindiſch werden.

Maibach lebte noch ein halbes Jahr. Was in dieſem kurzen Zeitraum ſich zugetragen, werde ich Ihnen nächſte Woche berichten.

Hofmaier an von Waldheim.

Zwanzigſtes Schreiben.

Maibachs Gattin, ob ſie gleich mit Kopf und Herzen ſich in den Arm der katholiſchen Kirche warf, und allda ſich ſo wohl gefiel, daß ſie ihren neuen Cultus ſchwärmeriſch liebte, und, wie jene Maria, das beſte Theil erwählt zu haben glaubte, wurde durch ihren Gatten, den ſie täglich in einem ſo bejammernswürdigen Zuſtand erblickte, dermaßen erſchüttert und gerührt, daß ſie anfing ſich einige Gewiſſensſcrupel wegen ihres und ihres Mannes Uebertritts, den ſie öfters dazu angefeuert, zu machen.

Was der Umgang mit ſehr vernünftigen Männern, und mit den aufgeklärten Geiſtlichen jener (der reformirten Kirche) in welcher ſie geboren und erzogen war; die Rückſicht auf ihre allgemein geachtete Aeltern nicht vermogte, das bewirkte der tägliche Anblick ihres Mannes. Wie? wann wir unrecht gethan hätten? wann die katholiſche Kirche doch nicht wäre, wofür ich ſie hielt? Wann der Wahnſinn meines Mannes ein Beweiß wäre, daß in dieſer Kirche bey weitem noch nicht die Vernunft Befriedigung findet als ich glaubte? Wann ich übergetreten wäre, um in einem Wahn zu leben? Wann es Gründe geben ſollte, die mich zwingen würden, wieder zurückzukehren? — Dieſe und andere ähnliche Fragen beunruhigten ſie faſt täglich.

Zweifel ſind warnende Stimmen für die Vernunft, ſich auf betretenen Irrwegen wieder zurecht zu finden, zu prüfen und zu unterſuchen, welche Ordnung man

im Fortſchreiten beobachten müſſe, um ſich auf den verſchlängelten Wegen wieder zurecht zu finden. Maibach betäubte ſeine Vernunft, indem er ehemals die warnende Stimme des Zweifels für Aufforderungen anſah: durch ſeinen Verſtand dasjenige zur Wahrheit zu erheben, wofür die Vernunft einen entſchiedenen Widerwillen bezeigte. Seine Gattin dagegen ſchwärmte mehr, wie der jugendliche Geiſt zu ſchwärmen geneigt iſt, ohne die Vernunft zu bekämpfen, welche bey ihr zwar ſchweigen mußte, aber doch nicht bis zum Verſtummen gebracht war. Sie konnte jetzt noch zweifeln, und wenigſtens wiſſen, daß ſie ſich im Irrgarten befände, aus welchem ſie einen Weg ſuchen müſſe; ihr Mann dagegen glaubte ſtets auf dem rechten Weg zu ſeyn, und hielt die Verworrenheit für Merkmale verborgener Wahrheiten. Es würde vielleicht keiner großen Kunſt bedurft haben, Sophien zum zweytenmal zu einer Renegatin zu machen; und es hat auch wenig gefehlt, ſo hätte ſie bey einem gewiſſen proteſtantiſchen Geiſtlichen, (der für einen ſehr eifrigen Bekenner ſeines Glaubens bekannt iſt, und ein Werkchen, »Unumſtößlicher Beweiß: daß nicht mehr »als zwey Sacramente möglich ſind;« herausgegeben hat,) Rath für ihre unruhige und oft beängſtigte Seele geſucht.

Bey längerer Erwägung hielt ſie doch für beſſer, ſich einem Geiſtlichen ihrer nunmehrigen, als ihrer verlaſſenen Kirche zu offenbaren. Zu ihrem Glück wendete ſie ſich in einem Schreiben an den Biſchof von K.... welchem ſie ihr ganzes Herz mit allen großen und kleinen Zweifeln aufſchloß, und um Belehrung, Troſt und Beruhigung bat.

Sophiens Brief habe ich nicht erhalten, wohl aber die Antwort des Biſchofs, welche ich in Abſchrift beylege.

Brief
des Biſchofs von K... an Frau von Maibach.

Wie bedaure ich Ihr Schickſal gnädige Frau! Tröſten Sie ſich, der Herr wird helfen, der Ihnen den bittern Kelch geſendet hat, keinem aber mehr auflegt als er ertragen kann. Murren Sie nicht gegen die göttliche Vorſehung, auch da wo der Schmerz über Ihren Gatten Ihr Herz zerreißt. Die Vernunft lehrt uns, daß wir Gottes Wege und Regierung der ganzen Welt nicht begreifen, und daß daher wir irren, wenn wir in guten Tagen glauben, daß wir blos zur Freude zum Daseyn gerufen worden ſeyen; und im Leiden die Vorſehung anzuklagen berechtigt ſind. — Ihr Schickſal iſt hart, ich geſtehe es, und leide mit Ihnen; aber kein Schickſal kann ſo hart ſeyn, daß es der Menſch nicht ſollte durch Hülfe der Vernunft und der Religion ertragen können. Gott ſchickt uns Freunde ſo uns durch ihre Theilnahme tröſten, und ſo aufrichten, daß wir gerne dulden. Und ſollten dieſe auch fehlen, ſo findet der Chriſt in dem leidenden göttlichen Menſchenfreund ein Vorbild, wie man ſich über alle Leiden dieſer Welt erheben, und in chriſtlicher Geduld und vernünftiger Reſignation, zum Vater unſer aller beten könne: Vater! nimm den Kelch von mir! doch nicht wie ich will, ſondern wie du willſt!

Habe ich Ihr Schreiben recht verſtanden, ſo fragen Sie bey mir an: ob Sie mit gutem Gewiſſen in unſrer

Kirche verbleiben können? Mit Bedauern habe ich aus dieſer Stelle Ihres Briefs entnommen, daß auch Religionszweifel Ihre Leiden vermehren. Hätte ich damals ſchon, als Sie zu uns übertraten, die Ehre gehabt, Sie zu kennen, ſo würde ich Ihnen eben ſo abgerathen haben, als ich Sie jetzt herzlich bitte, in unſrer Kirche zu verbleiben. Luther und Calvin ſind eben ſo wenig zu einer höhern Seligkeit von uns ausgetreten, als ſie uns auf einem Weg, der nicht dahin führt, zurückgelaſſen haben. Sie, gnädige Frau, haben Chriſtum den Heiland bekannt und geliebt, als Sie noch Proteſtantin waren; bey uns haben Sie ihn nicht verläugnet, und ich hoffe man wird Ihnen nichts gelehrt haben, was mit dem Glauben an Chriſtum und ſeine Lehre nicht in Uebereinſtimmung gebracht werden kann. Gott über alles lieben und ſeinen Nächſten wie ſich ſelbſt; darinnen, lehrte Jeſus, beſtehe das Geſetz und die Propheten. Unterſcheiden Sie ja das Göttliche vom Menſchlichen in der chriſtlichen Religion, welches bey den Proteſtanten eben ſo vermiſcht iſt als bey uns, und Sie werden finden: daß nicht Chriſtus es iſt, um deſſen willen die Chriſten ihre Kirche verwechſeln. Warum alſo wollten Sie nicht in unſrer Kirche bis an Ihr ſeliges Ende verbleiben? Leſen Sie fleißig in den Evangeliſten, und machen Sie ſich mit Chriſti Leben und Lehre vertraut, dadurch wird Chriſti Geiſt in Ihnen lebendig werden, und Sie in alle Wahrheit leiten. Mit dieſem Geiſt beſuchen Sie fleißig die heilige Meſſe und andere Gottesverehrungen, und Sie werden mit unſrer Kirche zufrieden leben; Sie werden zu der proteſtantiſchen Gemeinde, in welcher Sie ehemals Gott dienten, mit lie-

bevollem Herzen an die guten Menſchen allda hinüber ſehen, und mit ſich ſelbſt zufrieden, jene nicht für minder glücklich halten. Erwägen Sie hierbey die eben angeführte Lehre Chriſti: daß wir unſern Nächſten wie uns ſelbſt lieben ſollen. Liebt aber der ſeinen Nächſten wie ſich ſelbſt, der zwar ſeinen Bruder für einen Jünger Chriſti erkennt, ſich aber doch noch beſſer dünkt? Darum gnädige Frau bleiben Sie bey uns, und laſſen ſich nicht gereuen zu uns getreten zu ſeyn. Daß Ihr Herr Gemahl bey uns ſo unglücklich geworden, kann für Sie kein Grund ſeyn wieder äußerlich zu wechſeln, und ſich Kirchengebräuche zu enthalten, welche ihre Seele eben ſo wenig verunreinigen als nach Chriſti Lehre unrein war, mit ungewaſchenen Händen zu eſſen. Machen Sie das Unglück Ihres Gemahls ja nicht zum Maaßſtab nach dem Sie den Unterſchied der Kirchen und Confeſſionen abmeſſen, welche beſſer ſey als die andere? Glauben Sie mir auf mein Wort: welche Kirche, die katholiſche, oder proteſtantiſche, beſſer ſey? muß nach ganz andern Gründen entſchieden werden, als dem Glauben an Chriſtum. Hierüber kann ich mich Ihnen nicht näher erklären. Erwägen Sie reiflich meine Ihnen mitgetheilte Urſachen, warum Sie niemals mehr Ihre nun einmal ſelbſtgewählte Kirche verlaſſen ſollen. Haben Sie noch einige Zweifel über dieſen oder jenen Gegenſtand; oder beunruhigt Sie eine Begebenheit, ſo ſchenken Sie mir ferner Ihr Zutrauen, und ich bin gewiß, daß mir gelingen wird: alle Zweifel Ihnen zu heben, und Ihr Gemüth zu beruhigen. — Ich wünſche, Sie etliche Tage lang beſprechen zu können. Können Sie ſo lang von Haus entfernt bleiben, und Ihren

Gemahl bey unſerm Freund Hofrath Herrmann allein laſſen: ſo ſoll ich Sie recht ſehr bitten, meine Schweſter, die mit Sehnſucht Ihnen entgegeu ſieht, zu beſuchen. Leben Sie wohl ꝛc.

Dieſer Brief, und Herrmanns Erklärungen darüber gaben Sophien zwar ihre Gewiſſensruhe, aber nicht ihre Geiſtes- und Seelenruhe wieder. Mit jedem Tag erneuerte ſich beym Anblick ihres Mannes ihr Schmerz eben ſo ſtark als er am Tag ihrer Ankunft geweſen war. Maibachs Körperſchwäche nahm auch eben ſo zu als die ſeines Geiſtes. Sophiens Leiden war faſt grenzenlos, und Herrmann mußte alle Kräfte anwenden, um ſich in dem ihm jetzt ſo nöthigen Gleichmuth zu erhalten. Er hatte für ſeinen Kranken zu ſorgen, deſſen Gattin zu tröſten, ſich ſelbſt bey ſo großem Antheil, den er an beiderſeitigem Unglück und Jammer nahm, gegen gewiſſe Gedanken zu bewahren, ſo ſich ihm aufdrangen wenn er an die unglückſelige Bekehrungsgeſchichte dachte. Maibach, welcher ganz kindiſch geworden war, fing an, als ſein Körper der Auflöſung näher kam, etwas mehr Beſinnungskraft zu bekommen. Sonſt ſaß er dumm und gedankenlos da, jetzt begehrte er wieder und verlangte: daß Jemand mit ihm beten ſolle. Es war eben der proteſtantiſche Oberpfarrer D.....g zum Beſuch bey Hermann und Sophien, als er zu beten verlangte. Der würdige Geiſtliche, auch ein Freund des Biſchofs von K...... ſetzte ſich auf Herrmanns und Sophiens Bitten neben den Kranken, und ſuchte durch verſchiedene Fragen und ertheilte Antworten, die Idee an Gott in ihm ſo viel als möglich aufzuwecken, und das Gefühl der Liebe und anderer moraliſchen Be-

wegungen der Seele damit zu verbinden. Nach mehreren Bemühungen dieſes Geiſtlichen ſagte der Kranke: Ja Gott iſt gut! gut! gut! — Sophie nahm ſeine Hand und küßte ſie. Ja, ſprach derſelbe hierauf, wir wollen beide Gott die Hand küſſen, und hielt ſeine Rechte, in welcher er Sophiens Hand hatte, hoch empor. Hier vernimmt der Allmächtige gewiß mehr als wir verſtehen und ahnden können, ſagte der Geiſtliche, indem er aufſtand, und (weil er noch Geſchäfte hatte) mit herzlichen Tröſtungen Abſchied nahm.

Herrmann wollte eben ein Heilmittel für den Kranken zurecht machen als er folgendes Billet erhielt.

»Geſtern waren die ſchwarzen Brüder bey dem »Pfarrer beyſammen, und iſt Rath gepflogen worden, »wie man ſich wegen Maibach und ſeine Frau benehmen ſolle? Man hat vernommen, daß Maibach ſich »dem Tod nähere, und daß ſeine Frau Gewiſſensſcru»pel habe, weßhalb ſie wieder reformirt werden dürfte. »Dieſem will man zuvorkommen, und zugleich zur all»gemeinen Auferbauung den Hofrath zum Himmel vor»bereiten, damit man bey ſeinem Leichenbegängnis viel »Nützliches zu ſagen haben möge. Sapienti sat! »Thue nun was du willſt.«

A. B.

Herrmann knetete das Billet zuſammen und ſteckte es voll Aerger in die Taſche. Noch am nämlichen Tag kam der Pfarrer, welcher ſeit Sophiens Ankunft nur ein einziges mal ſeinen Beſuch abgeſtattet hatte, um ſowohl den Kranken zu beſuchen, als auch die gnädige Frau zu tröſten; er wurde aber nicht zu dem Patienten gelaſſen, und Sophie, welche ohne des Biſchofs Schrei-

ben gewiß würde wieder zu der reformirten Kirche zurückgetreten ſeyn, empfing ihn ſehr kalt, weshalb er ſich dann auch nicht lang verweilte: beym Abſchied aber ſich ausbat: den Kranken zu einer andern Zeit zu beſuchen und ihm die heiligen Sacramente reichen zu dürfen. Obgleich Herrmann Willens war und auch ſchon Sophiens Bewilligung erhalten hatte, weder den Pfarrer noch ſonſt Jemand vor den Kranken zu laſſen: ſo wurde doch letztere von vielen Seiten zu ſehr angegangen ihren Mann mit den Sacramenten verſehen zu laſſen, daß ſelbſt Herrmann einſtimmte, dieſes geſchehen zu laſſen, um kein allzugroßes, zu Nichts dienliches Aufſehen zu erregen.

An einem Morgen als der proteſtantiſche Geiſtliche wieder den Patienten und Sophien beſuchte, meldete man den katholiſchen Pfarrer, nebſt noch einem Geiſtlichen an. Laſſen wir ſie hereinkommen! ſagte Sophie zu Hermann, der mit einem Kopfwinken dem Bedienten ein Zeichen gab, die Herren einzuführen. Maibach ſaß auf dem Sopha vor einem Tiſchchen und ſpielte mit Porcellanfiguren. Der Oberpfarrer wieder neben ihm. Die geiſtlichen Herrn traten ein, und konnten kaum ihre Höflichkeiten vor Erſtaunen anbringen, als ſie den Kranken, und neben ihm, den proteſtantiſchen Oberpfarrer erblickten. So ſehr ſie aber auch durch den Anblick des armen Maibachs, der ſie wie ein Kind anlächelte, aber weder aufſtand noch ſeine zwey Porcellanpuppen aus den Händen ſtellte, erſchüttert waren; ſo vermogten ſie doch nicht ihre beißende pfäffiſche Anmerkungen zurückzuhalten. Sie bedauerten die gnädige Frau, ein ſo großes Unglück an ihrem Herrn erlebt zu haben, prieſen des

letztern verlohrne ſeltene Talente, ſeine Menſchenliebe, daß er ſehr viel an den Armen gethan, und eben ſo viel für die Kirche verwendet habe. Auf ſein (des Pfarrers) Bitten, habe er tauſend Gulden der Kirche geſchenkt, um von den jährlichen Zinſen die heilige Jungfrau in der Kirche zur lieben Frau in würdiger Bekleidung zu erhalten. Es wäre daher ihm unbegreiflich, und lege er die Hand auf den Mund, daß der gute Herr Hofrath ſo ganz die Vernunft verlohren habe. Der Sohn ſolle ja nicht tragen die Miſſethat des Vaters.

Was können Sie denn meinen Schwiegerältern zur Laſt legen? fragte Sophie.

Gar nichts, verſetzte der Pfarrer, gar nichts gnädige Frau! Ich wollte nur damit ſagen, daß ich nicht begreifen kann: warum? und weßwegen dem Herrn Hofrath ein ſo trauriges Loos zu Theil geworden?

Sophie ging zur Thür hinaus und die geiſtlichen Herrn glaubten nun freyer ſprechen zu dürfen. Sie bemerkten: es ſey höchſt nöthig, für die arme Seele zu ſorgen; und müßten geſtehen, daß es ihnen an das Herz gegangen, als ſie bey Eintritt, Ihre Hochwürden den Herrn Obrrpfarrer mit dem (der Sprechende deutete auf den Kranken) hätten ſpielen ſehen. Man hätte (gegen Herrmann ſprechend) ſie ſchon längſt ſollen rufen laſſen. Das ewige Wohl ginge über das Zeitliche. — — —

Als Herrmann ſah, daß der Oberpfarrer aufſtand, und, weil er ein wenig zu empfindlich berührt ward, ſich entfernenen wollte; er ſelbſt auch ein wenig zu direct ſich durch die letzten, Vorwürfe enthaltende Aeußerungen angeſprochen fand: vermogte er (der ohnehin bey manchen Gelegenheiten ſehr reizbar war) nicht län-

ger ſich zurückzuhalten, und fuhr von ſeinem Stuhl auf: »Was ſollen dieſe Anzüglichkeiten bedeuten meine Herrn? »glauben Sie ja nicht, daß weder ich noch dieſer Herr »(der Oberpfarrer) bey dieſem Patienten an ein Kinder- »ſpiel gedacht haben. Ich, oder Frau von Maibach »würde Sie gewiß haben rufen laſſen, wenn Sie un- »ſerm unglücklichen Freund hätten nützlich ſeyn können..«

Der arme Kranke, der leider keinen Begriff mehr aus dem Angehörten zu entnehmen im Stand war, lachte laut, indem er ſeine zwey, einen Bauer und ei- nen Hirten vorſtellende, Figuren betrachtete. — Die Anweſenden ſahen nach dem Kranken, der umherlächelte und einige unzuſammenhängende Worte ſprach, zuletzt aber ſeine Reden mit den Worten endigte: »der da iſt katholiſch, und der da lutheriſch.« — — — —

Unſer unglücklicher Freund, hochwürdiger Herr! klagt den vor Gott an, ſo ein Mitſchuldiger ſeines Un- glücks iſt, fuhr Herrmann fort, worauf der Pfarrer verſetzte: auch ich klage ihn an. — Herrmann war, wie von einer fürchterlichen Erſcheinung erſchreckt. Er fuhr zuſammen, und ſprach alsdann in vollem Affect weiter. »Seht dieſen bejammernswürdigen Menſchen »Ihr Herrn! Krampft nicht Ihr ganzes Inwendige »bey dieſem Anblick zuſammen. Hier ſehen Sie ein »trauriges Beyſpiel, welche Verwüſtungen die Bekehrer »zum allein ſeligmachenden Glauben zuweilen bey dieſem »oder jenem Menſchen, anrichten. Ich weiß alles was »vorgefallen iſt. Sie, Herr Pfarrer, Gott verzeihe es »Ihnen! haben einen großen Theil dieſer Miſſethat zu »tragen.«

Ich? frug der Pfarrer mit einem Ton, der Trotz und Verlegenheit deutlich verrieth.

»Ja Sie,« fuhr Herrmann fort, »ja Sie! Sie! »— oder getrauen Sie ſich hier vor dieſem Jammer »der Menſchheit, vor dem Angeſicht des allgegenwärti- »gen Gottes, zu betheuern, daß Sie gar nichts zum »Uebergang des Hofraths in unſere Kirche beygetragen »haben? daß Sie nicht glauben, Ihre Bekehrung habe »mit Schuld an dieſer traurigen Veränderung? daß »Sie, ſo gewiß als Gott iſt, ſich überzeugt hielten, »die katholiſche Religion ſey die allein ſeligmachende? »daß Sie ohne leidenſchaftliche Geſinnungen gegen die »Proteſtanten, blos aus vermeinter Menſchenliebe den »Hofrath zum Katholiſchwerden verleitet? daß Sie »wirklich von der Lehre, welche Sie zuweilen predi- »gen, überzeugt ſind: es ſey Chriſti, des göttlichen Er- »löſers Lehre, der uns von der Todes- und Teufels- »furcht befreyt hat? getrauen Sie ſich, nur vor uns »beiden, mir und dem Herrn Oberpfarrer, zu ſagen: »Ja! ſo wahr mir Gott helfe!«

Die beiden Clerici erblaßten, faßten ſich aber wieder zuſammen, und wollten in einem herriſchen Ton, von Genugthuung, von Klage bey dem Fürſten ſprechen.

Das können Sie thun, wie es Ihnen beliebt: damit Sie aber doch wiſſen was Sie aus mir gemacht haben, ſo erkläre ich Ihnen: daß ich von dieſem Augenblick an Proteſtant, und zwar von der reformirten Confeſſion bin. Ich werde Ihnen (zu dem Oberpfarrer) mein Glaubensbekenntniß zuſchicken, und wie es in Ihrer Kirche gebräuchlich iſt, öffentlich ablegen, wann Sie mich bey meinem Glauben, von Gott und der Lehre

Jeſu Chriſti, für ein Mitglied Ihrer Kirche erkennen dürfen.

Jeſus! Maria! und alle Heilige! ſchrien beide Clerici laut auf, und ſuchten nun den Eifer und die Hitze Herrmanns (der ſich das Geſicht abtrocknete) zu beſänftigen. — Herrmann war wieder ruhiger, und wieß mit ſolchem Anſtand dieſe Herrn mit ihren weiteren zudringlichen Anträgen und Entſchuldigungen ihres etwa zu großen Amtseifers, von ſich zurück, daß keiner mehr einen Faden finden konnte, um ein Geſpräch fortzuſetzen. Sie traten alſo in ſchönſter Ordnung ihren Rückzug an, und ließen ihre ſchönſten Empfehlungen an die gnädige Frau zurück.

Sophie hatte das Zimmer theils wegen den unanſtändigen Aeußerungen des Pfarrers, theils auch weil ſie eine Freundin im Wochenbett beſuchen wollte, verlaſſen; und da dieſe Unterredung in einem auf den Garten ſtoßenden Zimmer, etwas entfernt von der Geſindſtube, vorgefallen, ſo erfuhr die ohnedies bekümmerte Gattin nichts davon; welches auch Herrmann noch eine Zeitlang ihr verborgen zu bleiben wünſchte. Er bat deshalb den Oberpfarrer, ſeinen Entſchluß zur reformirten Kirche überzugehen, noch eine Zeitlang als ein Geheimniß bey ſich zu behalten.

Ich nehme Ihre Erklärung, ein Mitglied meiner Kirche zu werden, noch nicht an, erwiederte der Oberpfarrer, und ſtellte Herrmann dabey vor: daß ein ſolcher Entſchluß eben ſo wenig im Affect geſchehen dürfe, als daß Jemand wie der unglückliche Maibach dazu überredet, verführt, oder gar überliſtet, werden dürfe. Herrmann verſprach den Oberprediger hierüber zufrie-

den zu ſtellen, wann er ihm ſein Glaubensbekenntniß, und die Geſchichte ſeiner Ueberzeugung davon, mittheilen werde.

Hofmaier an von Waldheim.

Ein und zwanzigſtes Schreiben.

Herrmanns Entſchluß, ſich öffentlich zur proteſtantiſchen Kirche zu bekennen, ſo ſehr er ihn auch noch zur Zeit zu verheimlichen ſuchte, wurde durch Herrn Florian zu ſehr bekannt, als daß er nicht ſelbſt davon hätte ſollen reden hören. Dieſes bewog ihn an den würdigen Biſchof v. K.... zu ſchreiben, und ihm dieſen ſeinen Entſchluß ſelbſt zu offenbaren, um den edlen Mann, vor welchem er kein Geheimniß hatte, durch Verheimlichung ſeines Vorhabens nicht zu beleidigen.

Von dieſem würdigen, gelehrten, wahrhaft frommen Biſchof habe ich Ihnen ſchon einiges geſchrieben, woraus Sie ſchon abnehmen können, daß er unter die Socraten unſers Zeitalters gehört. Es wäre zu wünſchen, daß ſeine Meinungen und Handlungen geſammelt würden, um der Welt ein Muſter und Vorbild für alle Cleriker der Chriſtenheit zu geben. In W. wo alle 3 im Instrumento pacis osnabrugensis einander gleichgeſtellte Religions-Partheien zuſammen wohnen, iſt er von allen Proteſtanten daſelbſt auf das höchſte geſchätzt und geliebt. Beſonders war er von jetzt verſtorbenen lutheriſchen und reformirten Superintendenten

Teufert und Ewald verehrt. An ſeinem 50ſten Geburtstag machten ihm dieſe beiden Geiſtlichen aus eigenem Antrieb einen Beſuch. Der Geiſt des Friedens und der Eintracht, ſo auf dieſem achtungswürdigen Kleeblatt ſchwebte, gab Gelegenheit über die Vereinigung der verſchiedenen Confeſſionen zu ſprechen. Die beiden proteſtantiſchen Geiſtlichen ſprachen ihre Wünſche mit allem Nachdruck und Wärme aus, ohne jedoch, (wozu auch die Zeit mangelte) über die Art und Weiſe: wie die Vereinigung der Kirchen geſchehen könnte? ſich zu äußern. »Wie ſehr wünſchte ich,« ſagte der Biſchof, »daß Sie von Herzen hochgeſchätzte Herrn! ein »Mittel angeben könnten, wie man den höchſt fatalen »Unterſchied der chriſtlichen Religionen auf einmal auf»zuheben vermögte! Allein dieſes iſt wohl nicht mög»lich; denn dazu gehört Zeit, und der Menſch kann »nicht in einem Tag zur Reife bringen, wozu die Na»tur Monate und Jahre bedarf. Meine Kirche wird »nicht das geringſte nachgeben, wo ſie ſchon auf alle »willkührliche Deutung eines Dogma Verzicht geleiſtet »hat; ſie wird keine Ceremonie, keinen Cultum ver»ändern wollen, von dem ſie die Gemeinde lehret: daß »Gott, oder Chriſtus, oder die Apoſtel, oder die allge»meine Conſilien alſo zu thun und zu handeln vorge»ſchrieben haben. Bey uns haben gewiſſe Formalitäten »eine Heiligkeit, welche kein Menſch antaſten darf. »Die Proteſtanten ſcheinen mir dagegen eine, ihnen »ſelbſt nachtheilige allzugroße Nachgiebigkeit zu beſitzen. »Bey uns getraut ſich Niemand Etwas abzuändern, »und bey Ihnen will Jedermann abändern; welches »beides gleich ſchädlich iſt. Und doch müßte man von

»beiden Seiten nachgeben, wenn eine Vereinigung zu »Stand kommen ſollte. Ich kann deshalb an die Mög»lichkeit einer Kirchenvereinigung unter den gegenwärti»gen Umſtänden, die ſo bald nicht anders ſeyn werden, »nicht glauben. Jedoch was heute noch nicht möglich, kann »in Jahresfriſt wirklich werden, wann der Geiſt der »Lehre Jeſu Chriſti in allen Kirchen deutlicher und be»kannter werden wird. Wir drey, und mit uns alle »Lehrer bey unſern Kirchen können deshalb nichts beſ»ſeres und heilſameres thun: als durch unſre Dogmen, »Cermeonien und Gebräuchen die Glieder unſrer Kir»chen auf den wahren Sinn und Geiſt der Lehre Chriſti »hinzuweiſen, ohne dieſe Dogmen und Ceremonien zu »ſchnell zu modificiren und abzuändern, wodurch die »Gemeinden offenbar irre gemacht werden würden, und »eine Art Unglauben entſtehen müßte. Es iſt wohl »nichts gewiſſer, als daß alle Völker, wenn ſie von »ihrem höchſten Gott ſprechen, ein und eben daſſelbe »höchſte Weſen verehren, welches Himmel und Erde er»ſchaffen hat. Wenn man aber allen Völkern gebieten »wollte: ihren beſondern vermeinten wahren Gott auf»zugeben, und dafür eine Gottheit anzunehmen, wor»über gleichſam alle Völker auf Erden mit einander »übereingekommen ſeyen: ſo würden gewiß alle Völker »die allgemeine Gottheit für einen conventionellen Wahn »halten, und zu ihrem Nationalgott zurückkehren, und »deſto feſter auf ihrem Cultus verharren. Der Ver»nunftglaube braucht Zeit, wann er reifen ſoll; und »ſelbſt der Einzelne verliert an ſeiner wahren Beruhi»gung, wenn er die Vernunft zu einem Molog macht, »dem er ſeine Religion aufopfert, indem er die Dogmen

»ſeiner Kirche und deren Cultum, als eine ſo gleich-
»gültige Sache betrachtet, daß er glaubt, abergläubiſch
»zu ſeyn, wann er ſie nicht öffentlich beſtreitet, lächer-
»lich macht und ſich über allen Cultum hinausſetzt.
»Viele nennen allen äußern Cultum, alle sacra ex-
»terna, alle beſondere, jeder Kirche eigene Dogmata,
»Menſchenwerk, und glauben nun die Sacra interna
»zu purificiren, den Vernunft-Glauben mehr mit der
»Religion zu vereinigen; wenn ſie alle Externa, alle
»Dogmen und Traditionen geradehin verwürfen. Ich
»denke nicht ſo, meine werthgeſchätzten Freunde! Jeder
»Menſch, der wirklich Bedürfniß für Religion und Mo-
»ralität hat; dem der Glaube an Gott für ſeine Ver-
»nunft und Menſchenliebe, für ſeine practiſche Tugen-
»den nothwendig iſt; hat ſich, ſeinen Verſtand, ſeine
»Vernunft, ſein Herz zwar ſo gebildet, daß er das
»Zufällige ſeiner Religion, von dem Nothwendigen,
»was die Vernunft von jeder Religion erwartet und be-
»gehrt, zu unterſcheiden weiß: allein das Zufällige,
»das Aeußere, das Ceremoniel ſeines Cultus, iſt ihm
»durch die Gewohnheit zur andern Natur gleichſam ge-
»worden; er glaubt nirgends andächtiger als in ſeiner
»Kirche beten zu können, ſo wie mancher Menſch nir-
»gends beſſer ſeine Gedanken zu einer Arbeit ſammeln
»kann, als wenn er in ſeinem kleinen Arbeitsſtübchen
»ſitzt, und eine Pfeife Tabak, oder ſonſt Etwas im
»Mund hat. Die Vernnnft, welche ſich entwickelt hat,
»gefällt ſich ſelbſt am beſten, wann ſie die Gegenſtände
»wieder findet, bey welchen ſie ſich entwickelt hat, und
»welche zugleich Gegenſtande ihrer Prüfung, ihrer Läu-

»terung geweſen ſind. Darum gefalle ich mir am beſten »als Katholik. Sie, verehrteſte Herrn! ich hoffe es, »werden ſich eben ſo als Proteſtanten am beſten gefal»len. Und eben darum ſchätze ich Sie ſo hoch, und »hoffe, daß Sie mich Ihrer Freundſchaft und Liebe »nicht unwürdig finden werden.« Hier faßte der ehrwürdige Biſchof die Hände beider Geiſtlichen und fuhr fort: »Ich leſe in Ihrem Angeſicht, meine Freunde! »daß wir einander verſtehen; fühle in Ihrem Hände»druck, daß Sie mich lieben, und darum iſt jetzt unter »uns dreyen der Katholik mit dem Proteſtanten verei»nigt. Dieſe Vereinignng auf unſre Brüder zu ver»breiten, auf unſre Nachkommenſchaft fortzupflanzen, »ſoll unſer Beſtreben ſeyn. Und dieſes kann nicht an»ders geſchehen, als wann wir dahin arbeiten: daß die »Scheidewand von ſelbſt allmählich verſchwindet. Nur »niederreißen wollen wir ſie nicht, ſo daß der Schutt »das Feld bedeckt, auf welchem die Nachkommenſchaft »ſich zu einem gemeinſchaftlichen Tempelbau für einen »vernünftigen Gottesdienſt, wie Paulus in ſeinem Send»ſchreiben an die Römer ſich ausdrückt, zuſammen fin»den ſoll.«

Es iſt wohl nicht nöthig, mehr von dem edlen, aufgeklärten, wahrhaft frommen und doch vom Vorurtheil einer allein ſeligmachenden Kirche entfernten Mann zu ſagen, um die Urſachen anzugeben, ſo den Hofrath Herrmann bewogen, demſelben ſeinen Uebertritt zur proteſtantiſchen Kirche bekannt zu machen. Was Herrmann ſeinem eben ſo hochgeſchätzten und hochverehrten,

als innigſt geliebten Freund geſchrieben, läßt ſich aus dem Antwortſchreiben des Biſchofs abnehmen. Folgendes iſt ein Auszug des biſchöflichen Briefs.

»Alſo ſcheiden wollen Sie von ihrer Kirche, in »welcher Sie geboren und erzogen worden ſind? Es »thut mir leid, einen Mann, wie Sie, nicht mehr un»ter meiner Gemeinde zu wiſſen; aber auch für Sie iſt »es mir leid, daß mein ſo herzlich geliebter Freund ſich »übereilt hat. Sie kennen mich, wie ſehr ich allen »Religionsveränderungen gram bin, daß es mit zu der »Ruhe meines Gewiſſens gehört, weder einem Glied »meiner Kirche Urſache gegeben zu haben, den katholiſchen »Gottesdienſt zu vrrlaſſen, noch einen Proteſtanten be»wogen zu haben, zu meiner Kirche überzutretten: und »Sie müſſen mir ein Beyſpiel geben, daß auch der auf»geklärte und vernünftige Mann durch Leidenſchaft und »Uebereilung eben ſo bethört werden kann, als der »Schwache und Abergläubige durch Wahn! Daß Sie »für ſich ſelbſt kein beſſerer Chriſt in der proteſtantiſchen »Kirche ſeyn werden, als Sie in der katholiſchen gewe»ſen ſind, davon bin ich überzeugt: warum alſo dorthin »übergehen? Weil Ihr unglücklicher, aber geiſtesſchwache »Freund von Maibach durch einige Schandflecke meiner »Kirche verführt worden, und nicht Vernunft und Gei»ſtesſtärke genug gehabt hat, zu widerſtehen? Iſt dieſes »ein Grund? Zwar kann ich Ihren Unwillen gegen den »Pfarrer Seebach (welchem ich, was mir mein Gewiſ»ſen zur Pflicht macht, ſchreiben werde,) und die Flo»riane, nicht tadeln; auch habe ich gefühlt, was Sie

»bey dem Anblick Ihres wahnſinnigen Freundes mögen »empfunden haben; allein auch dieſes Alles hätte Sie »nicht zu einem ſo raſchen und unüberlegten Schritt be»wegen ſollen. Wird es nun beſſer, weil Sie ſchlechten »Menſchen durch Ihren Uebertritt, Ihren Unwillen, »Ihre Verachtung gezeigt haben? Glauben Sie, daß »dieſe dadurch beſchämt worden ſeyen? Keineswegs! »ich kenne leider dieſe Art Menſchen zu gut, als daß ich »glauben könnte, daß einer von Jenen ſich ein Gewiſſen »machen werde, einen Menſchen unglücklich zu machen, »wann er dabey im Wahn ſteht, durch Bekehrung oder »Vermehrung der Gemeinde, eine Chriſtenpflicht erfüllt »zu haben. Sie können mir den Greuel einer ſogenann»ten Bekehrung, wie die Ihres Freundes, nicht genug »ſchildern. Ich will auch noch zugeben, daß die Ver»führer Maibachs, und alle, ſo ihnen gleichen, ein »wahrer Schandfleck der Kirche ſind, welche mir ſo theuer »iſt, und in welcher ich zum ewigen ſeligen Erwachen »vielleicht bald einſchlafen werde; ſo frage ich Sie: was »haben Sie Gutes gethan, daß Sie ſich von der ka»tholiſchen Kirche getrennt haben? — Wollen Sie die »in Ihrem Freund beleidigte Menſchheit rächen? Rache »ſey ferne von Ihnen! Wollen Sie als Proteſtant die »böſen Menſchen meiner Kirche, zum warnenden Bey»ſpiel, durch öffentliche Bekanntmachung an den Pran»ger ſtellen? da hätten Sie auch als Katholik thun »können, obgleich dieſe meinen Beyfall nicht gehabt »haben würde, weil dadurch viele Proteſtanten meine »Kirche verachten gelernt hätten, und viele Katholiken »dadurch würden empört worden ſeyn. Ich mag Ihren

»Schritt beurtheilen wie ich will, ſo finde ich keinen »hinlänglichen Grund zu Ihrer Entſchuldigung. Haupt»ſächlich aber thut Ihr Vorhaben meinem Herzen wehe, »weil meine Kirche nun ein Mitglied weniger hat, wel»ches dem Böſen, ſo Sie daraus geſcheucht hat, durch »Verbreitung vernünftiger und wahrhaft chriſtlicher Ge»ſinnungen, entgegen arbeiten könnte. Als Katholik »hätten Sie mehr Gutes bewirken können, als Sie nun »in einer neuen Kirche vermögen. Was Sie Gutes »thun werden, wird man als einen heiligen Eifer eines »Apoſtaten auslegen, weil wenige Sie ſo kennen wie »Ich. — Doch ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, »welche Sie beſorgen laſſen könnten, als ob ich meinen »guten, edlen Freund nur als Katholik geliebt hätte, »und ihn jetzt nicht mehr lieben könnte. Ich verſichere »Sie im Gegentheil meiner fortdauernden Freundſchaft »und Liebe. Zum Beſchluß noch ein wichtiges Wort. »In Ihrem Schreiben bedienten Sie ſich der Worte: »Ich habe die katholiſche Kirche verlaſſen, »um mit den S..., F...., R...., D... und »Conſorten in keinem Berührungspunkt »mehr zu ſtehen; aber wäre ich Proteſtant »geweſen, ſo würde ich katholiſch geworden »ſeyn, wann dieſes das Mittel geweſen »wäre, von Ihnen (als mir) und den vor»trefflichen Menſchen, ſo Ihnen gleichen, »erkannt, und Ihrer Liebe würdig befun»den zu werden.« — »Sollte, was ich jedoch nicht »glauben kann, ohne Ihren Uebertritt für Etwas mehr »als eine Uebereilung zu halten, ich, und meine Freund-

»ſchaft zu Ihnen, für Sie ein Verführer von der »Kirche, zu der Kirche ſeyn, oder ſeyn können: ſo »bitte ich Sie um unſrer Freundſchaft willen, ja nicht »wieder zurückzutreten, nachdem Sie ſich ſchon für die pro= »teſtantiſche Kirche erklärt haben; ſondern als ein Mann »nicht allein Vernunft, ſondern auch Character zu be= »haupten. Mein Herz ſchlägt jetzt noch eben ſo warm »für Sie als vorher. Ich habe Sie als Katholik ge= »liebt, und liebe Sie eben ſo als Proteſtant, weil ich »die Uebereilung eines feuerigen noch jungen Mannes »vergeſſen kann: aber wieder mit dem ſymboliſchen Kreuz »meiner Kirche würde ich mich von Ihnen zurückgeſto= »ßen fühlen. — Und hiermit ſey zwiſchen uns, unſerm »Herzen und Geiſt alles beſeitigt, was uns hindern »könnte einander ſo nahe zu bleiben als wir geweſen. »Darum beſuchen Sie bald Ihren wahren Freund, der »Ihnen Freundſchaft und Liebe verdanken wird, wenn »ihn der Allmächtige zur Rechenſchaft wegen der Befol= »gung der durch unſern Heiland Jeſus Chriſtus mir auf= »erlegten Pflichten, aus dieſem Zeitlichen in ein ewiges »Leben abrufen wird.«

Herrmann erhielt dieſes Schreiben an Maibachs Krankenbett, als eben wieder der reformirte Oberpfarrer zugegen war. Der Kranke verlangte öfters, daß man mit ihm beten mögte! und da er durch alles was eine hier und da noch vorhandene Idee von ſeinem Katholi= cismo beunruhigt ward, und alsdann in eine größere Bewußtloſigkeit zurückfiel, ſo bat Herrmann den Ober= pfarrer, ſeinen Patienten zuweilen zu beſuchen und ihn

in diejenige Seelenruhe verſetzen zu helfen, welche er durch ſein Verlangen mit ihm zu beten, ſuchte. — Herrmann war äußerſt bewegt als er den Brief des Biſchofs durchgeleſen hatte, und konnte, was in ihm vorging, vor dem Oberpfarrer nicht verbergen. — Da leſen Sie, ſagte er zu demſelben, indem er ihm den Brief darreichte, was der Biſchof von K.... mir wegen meines Uebertritts zu Ihrer Kirche ſchreibt. — Nun was denken Sie? —

Ein vortrefflicher Mann der Biſchof! antwortete der Oberpfarrer, ein Mann, würdig ein Biſchof zu ſeyn. Er iſt auch von allen guten und aufgeklärten Menſchen hochgeachtet. Ihnen muß er als Freund doppelt ſchätzbar ſeyn.

»O! ich liebe mein Leben nicht ſo ſehr als ihn.«

Darum ſollten Sie ſein geiſtvolles und herzliches Schreiben wohl erwägen. Daß Sie Proteſtant werden wollen, iſt mir noch nicht über die Lippen gekommen. Der Biſchof kann es alſo nur durch die Plaudereyen des Florian und ſeiner Geſellen erfahren haben; und was Sie ihm geſchrieben haben, wird zwiſchen Ihnen und ihm ein Geheimniß bleiben. Sie haben daher noch Freyheit und Gelegenheit in Ihrer bisherigen Kirche zu bleiben, denn man wird Ihre gegen Florian gemachte Erklärung für einen Ausdruck Ihrer Indignation gegen Jene auslegen.

Nein lieber Herr Oberpfarrer! verſetzte Herrmann, Nein, mein Entſchluß ſtehet feſt, war ſchon feſt, als

ich mich, wann gleich noch ſo ſchnell entſchloß; und des Biſchofs Brief machte ihn mir unwiderruflich. Blos der Frau von Maibach halben, um dieſe nicht noch mehr zu beunruhigen, erkläre ich mich noch nicht öffentlich, bis der letzte Sturm, der bevorſteht, (auf den Kranken deutend) vorüber iſt. Ich befürchte ihn bald.

Nach etlichen Tagen erfolgte, was der erfahrne Arzt vorausſagte. Maibach ward von Tag zu Tag ſchwächer, bis am 4ten Tag Abends bey einem Schlagfluß aus Schwäche, der Tod, faſt eben ſo wie ehemals Mendelſohn, ihn auf dem Sopha ſitzend, ſanft in die Arme nahm. Wenige Minuten vor ſeinem Ende fragte er nach ſeiner Frau, und ſprach das Wenige, was ſeine Schwäche ihm erlaubte, ganz zuſammenhängend. Frau v. Maibach war in einem andern Zimmer bettlägrig, und fiel in eine Ohnmacht als ſie ihres Mannes Tod vernahm. Tags vorher ſchon wollten der Pfarrer Seebach und noch ein Geiſtlicher den Kranken beſuchen, aber Herrmann litt nicht, daß ſie in das Krankenzimmer giengen. Es kam zwiſchen ihnen und Herrmann zu ſehr nachdrücklichen Erklärungen. Als Maibach verſcheiden wollte, und noch ein wenig röchelte, meldete der Bediente den Pfarrer Seebach wieder, welcher den gnädigen Herrn zu beſuchen, ſich nicht wolle wehren laſſen. Herrmann ließ ihn in ein anderes Zimmer führen und allda warten, bis Maibach verſchieden war. Jetzt ließ er ihn rufen, und nahm ihn, ſo wie er hereintrat, bey der Hand und führte ihn zur Leiche. Hier liegt Maibach, machen Sie jetzt mit ihm was Sie wollen. Beten Sie

für ſeine arme Seele, wann Sie glauben, ſolches zu vermögen; aber denken Sie auch, daß der, zu dem Sie beten, ein Herzenskundiger iſt, der weiß, wie viel Maibachs Seele auf Ihrem Gewiſſen laſtet. Nun beten Sie! geben Sie ihm noch das heilige Oel! denn noch iſt das Leben nicht ganz gewichen, der Körper iſt noch warm.

Pfarrer Seebach ward erſchüttert, ſein Gewiſſen erwachte, ihm ward alles was er an des jetzt Verſchiedenen Vernunft durch den Mißbrauch der Religion, halb aus Aberglauben, halb aus geiſtlichem Trieb zu herrſchen, verſchuldet hatte, gegenwärtig. Er faltete die niedergeſenkten Hände mit einem anklagenden Blick zum Himmel zuſammen, und ſagte zu Herrmann: Spotten Sie nicht liebſter Herr Hofrath! — In meinem Leben werde ich keinen Menſchen mehr, er ſey alt oder jung, für meine Kirche durch Ueberredung zu gewinnen ſuchen. — Er bat ſodann um Bewilligung die Frau von Maibach zu beſuchen, weil er doch im Haus wäre. Herrmann geſtattete es ihm, erinnerte ihn aber dabey, ſeines eben gethanen Verſprechens nach deſſen größten Umfang eingedenk zu ſeyn.

Die betrübte gramvolle Wittwe ward nach einem langwierigen Krankenlager zwar wieder geſund, aber ihr Frohſinn war dahin. Sie ſchwebte zwiſchen beiden Kirchen, zwiſchen der, aus welcher ſie mit ihrem noch am Geiſt ungeſtörten Mann getreten, und der, in welcher er mit Verluſt ſeines Verſtandes und ſeiner Ver-

nunft geſtorben. In der Stadt, wo ſie wohnte, in dem Haus, wo ihr Mann geſtorben, wollte ſie nicht bleiben. Wohin ſoll ich gehen? fragte ſie Herrmann. Zu Proteſtanten, meinen Verwandten kann ich nicht gehen, ich würde nicht glauben können, daß ſie noch ein wenig Herz zu mir hätten. Zu Katholiken mag ich auch nicht, denn ich würde täglich zn traurige Erinnerungen haben. Wohin alſo? Rathen Sie mir Herrmann! ſprach ſie mit thränenden Augen, indem ſie ihren Kopf auf deſſen Schulter legte.

Wohin? antwortete Herrmann, und umfaßte ſie mit dem Arm wo ſie auf ſeine Schulter ſich ſtützte: Wohin? Zum Biſchof von K.... — Morgen reiſen wir zu ihm.

Nachſchrift des Herausgebers.

Dieſes wäre nun die Geſchichte des Hofraths von Maibach Religionswechſel, ſo wie ſie mir von meinem verehrten Freund mitgetheilt worden iſt. Mir ſchien dieſer Vorfall zu merkwürd z als daß ich mir hätte unterſagen können, ſie dem Publiko mitzutheilen. Nach Maibachs Tod, welcher nebſt Herrmanns Uebertritt zur proteſtantiſchen Kirche große Senſation erregte, ward man auf allerley Dinge und Begebenheiten aufmerkſam, und machte Entdeckungen, welche ſonſt wegen Mangel an Aufmerkſamkeit würden überſehen worden ſeyn. Hiervon, und von dem was ich ſonſt noch von Maibachs Leben, wobey Herr Sabellino näher bekannt werden wird, erfahren werde, ſoll das Publikum noch benachrichtigt werden, falls ſich zeigen ſollte: daß dieſe Bruchſtücke Neugierde genug erregen, um noch mehr davon zu leſen.

Ein beſonderer Streit entſtand über die Frage: ob Maibachs Uebertritt zur katholiſchen Kirche die Urſache ſeiner Verrückung geweſen? oder: ob er nicht auch ohne ſeine Religionsänderung, als ein treuer Anhänger und Bekenner der Augsburgiſchen Confeſſion verrückt und wahnſinnig geworden wäre? Bey dieſem Diſput warf Jemand die weitere Frage auf: ob nicht jeder Religionswechſel eine gewiſſe Verſchrobenheit des Gemüths vorausſetze? welche einige lebhaft bejaheten, andere mach-

ten Diſtinktionen, und zwey waren der beſondern Meinung: daß zwar nicht jeder Religionswechſel von einer Verwirrung in der Seele zeuge, doch aber laſſe der Uebertritt eines Proteſtanten zum Katholicismus eine Verrückung vermuthen. Hierüber nun noch ein Paar Worte zum Abſchied an meine Leſer.

Was Maibach anbetrift, ſo war er gegen andere Menſchen gehalten, eine Mißgeburt, eine Deformität, welche die Natur zuweilen ſowohl bey dem körperlichen als geiſtigen Bau des Menſchen hervorbringt; bey welchem aber doch, nach Kants Bemerkung, das Ganze zu einem Syſtem geordnet iſt, indem die Natur auch ſogar in die Unvernunft ein Princip zu bringen ſtrebt, damit das Vermögen zu denken, wenn gleich nicht objectiv zur wahren Erkenntniß der Dinge, ſondern blos ſubjectiv zum Behuf des thieriſchen Lebens nicht unbeſchaftigt bliebe. Alle Mißgeburten, ſagt Treviranus, a) ſind im Innern ſo zweckmäßig organiſirt, wie es der Grad der Deformität zuläßt, bey allen zeigt ſich ein Beſtreben der bildenden Kräfte, auch unter den ungünſtigſten Umſtänden einen möglichſt vollſtändigen Organismum hervorzubringen. — Sich ſelbſt überlaſſen, hätte deshalb Maibach, zumal bey ſeiner großen Verehrung Luthers, gewiß keinen Beſtimmungsgrund in ſich gefunden, die proteſtantiſche Kirche zu verlaſſen, und da beſchriebener Maaßen ſein Uebertritt ein erſchütternder Stoß für ſeinen ſchwächlichen Geiſt geweſen, ſo wäre er vielleicht nie wahnſinnig geworden, wenn der Paſtor Seebach und andere Gehülfen nicht geweſen wären. Man kann alſo

a) In ſeiner Biologie Theil 3 Seite 453.

gar wohl von Maibach ſagen, daß er durch ſein Katholiſchwerden verrückt, und ein trauriges Opfer der Propaganda geworden.

Hieraus folgt nun aber nicht: daß alle, ſo von der proteſtantiſchen zur katholiſchen Kirche übergehen, verrückt ſeyn müſſen, denn es giebt Fälle, wo der Uebergehende zur katholiſchen Kirche gar wohl weiß was er thut, und ſich bey ganz guter Vernunft befindet. Außerdem bildet die katholiſche Kirche auch keine Nation von Geiſteskranken, welches bey keinem Cultus, ſo viel auch die Vernunft dagegen einzuwenden haben mögte, der Fall iſt und ſeyn kann. Vortreffliche, der katholiſchen Kirche angehörige Männer habe ich nicht allein in meiner Vaterſtadt, und zwar auch aus dem Clero, mit welchem ich durch Berufsgeſchäft in Verbindung ſtehe, ſondern auch außer derſelben gefunden. In A......g, einer ganz katholiſchen Stadt, lernte ich Männer kennen, deren Freundſchaft mir theuer iſt, und in deren Geſellſchaft ich Täge verlebt habe, ſo ich mit unter die ſchönſten meines Lebens rechne. Und welche große Gelehrte, welche Genies erſter Größe ſind nicht in der katholiſchen Kirche, welcher ſie lebenslänglich treu verblieben, gebohren worden.

Dieſem allem ohngeachtet aber kann ich nicht umhin, Jenen beyzupflichten, welchen der Uebergang eines Proteſtanten zum Catholicismus eine ſo ſehr bedenkliche Handlung zu ſeyn ſchien. Ueberhaupt verräth der Übertritt zu einem andern Cultus ſchon Etwas beſonderes, welches allen Menſchen ſo ſich des Sensus communis erfreuen, verdächtig vorkommen muß. Beſonders aber iſt, wie mir ſcheint, für die Vernunft desjenigen zu fürchten, der in unſerm lieben Deutſchland, und an-

dern unter einer liberalen Regierung blühenden benachbarten Staaten, im 19ten Jahrhundert ſich aus einem Proteſtanten in einen Katholiken metamorphoſiren läßt. Das Folgende wird dieſes ſcheinbare Paradoxon auflöſen und erklären.

Der wahre und wichtige Unterſcheidungs-Character des Catholicismus und Proteſtantismus iſt: daß jener unbedingten Glauben gebietet und der Vernunft Schweigen auferlegt; dieſer aber die Vernunft (welche prüft, was zu glauben möglich oder unmöglich? nützlich oder ſchädlich ſey?) zum ſubjectiven Hauptgrund alles Wiſſens, Glaubens und Hoffens annimmt und behauptet. Alle Schriftſteller, welche der Propaganda zu Ehren, oder zu Gefallen für die Verbreitung des Catholicismus, durch Unterdrückung des Proteſtantismus und Verminderung der Proteſtanten geſchrieben haben, ſetzen dem katholiſchen Glauben auf Befehl der Kirche, die proteſtantiſche Vernunft entgegen, als welche letztere unter den Gehorſam des Glaubens gebracht werden müſſe, wann die chriſtliche Religion auf dieſer Erde aufrecht erhalten werden ſolle. Zu dieſen Scribenten gehört auch wie bekannt der Verfaſſer von Theoduls Gaſtmal, welches Paſtor Seebach zum Grund ſeiner Vorleſungen legte, wodurch von Maibach und ſeine Gattin für die allein ſeligmachende Kirche gewonnen wurden, gelegt hatte. Herr St.... welcher für den Autor dieſes, die Freyheit der Vernunft beſtreitenden, und deßwegen nichtswürdigen Machwerks gehalten wird, läßt durch ſeinen Abt Odylo aus Schriften einiger Proteſtanten und Philoſophen die gänzliche Zerſtörung des Chriſtenthums mit wahrhaft pfäffiſcher Dialectik ableiten. Als darauf ein

anderer Gaſt den Proteſtantismum eine Religion nannte, deren Weſen es ſey, immer aufgeklärter und vollkommener zu werden, ſuchte Odylo den Schluß daraus zu ziehen: daß das höchſte Ziel des Perfectibilismus der Atheismus ſey. An einer andern Stelle nennet er Philoſophie und Vernunft, welche letztere die Proteſtanten zur höchſten Schiedsrichterin erhoben hätten, einen launigten, nach bloßer Willkühr handelnden, immer wechſelnden Despoten. So wie nun Herr St.... und andere Propagandiſten die Vernunft zum Schweigen zu bringen ſuchen, wann ſie den Proteſtanten beweiſen wollen: daß vor ſie kein anderes Heil ſey als katholiſch zu werden, falls ſie nicht Naturaliſten und Atheiſten werden wollen; eben ſo ſind alle ſonſtige Vertheidiger und Prediger des Catholicismus, und vorzüglich diejenige, ſo den Proteſtantismum mit dem Catholicismo verwechſelt haben, die heftigſten Gegner der Vernunft; gleichſam als ob die Vernunft jenem Baum der Erkenntniß ähnlich ſey, deſſen Früchte man nicht anders als mit Gefahr des Verluſtes der Seligkeit genießen könne. Ein öffentliches und auffallendes Bekenntniß des Abſcheues gegen den Proteſtantismum, gegen Vernunft und Philoſophie hat der als Dichter und geiſtvoller Schriftſteller berühmte Graf Leopold von Stollberg in einem Schreiben b) an den Tag gelegt, allwo er ſich alſo ausdrückte: né protestant je voyois avec peine le protestantisme s'ecrouler sans choquer, en suivant sa propre pente, par un germe de cor-

b) Siehe: die neue Berliner Monatſchrift 7ter Band 1802, Febr. No. 5 und das daſelbſt angeführte Erlangiſche Intelligenzblatt vom Jahr 1801 No. 21.

ruption qui lui est propre. Son nom même de protestantisme annonce un esprit inquièt, turbulent, qui tourne ses armes contre soi-même, se dépouillant des vérités augustes, qu'on y avoit encore respectées, les changeant contre les doutes, et bientôt se voit menacé de finir par le grand pas d'athëisme, dont Kant est devenu un ministre adroit. — — Man wird wirklich in einen Zuſtand der Bezauberung auf etliche Augenblicke geſetzt, wenn man ſo Etwas von einem gebohrnen, und durch Wiſſenſchaften gebildeten Proteſtanten lieſet, weil man faſt ſeinen Sinnen nicht trauen mag, ob wirklich alſo geſchrieben ſtehe als man zu leſen glaubt, und wirklich lieſet. Indeſſen aber lehret die Erfahrung, daß dieſes die Sprache beynah aller, ſo zum Catholicismum übergetreten, ſey; und daß alſo alle ihrer Kirche untreu gewordene Proteſtanten, auch Verläumder und Verfolger der Vernunft werden. Man wird daher (in der Regel) keinen vom Proteſtantismo Abgefallenen finden, der, wenn man ihn um eine vernünftige Urſache ſeines Abfalls fragt, eine andere anzugeben vermögend ſeyn wird, als; »ich habe die Vernunſt verlaſſen, weil es mir beſ»ſer dünkte, keine zu haben.«

Mehr brauche ich nicht zu ſagen, um zu beweiſen: daß der Catholicismus und Proteſtantismus einen Kampf der freyen Vernunft gegen den unbedingten Befehl zu glauben, enthalte; wobey die Vernunft dieſe ihre Rechte vertheidigt: »nach dem Maaß ihrer Erkennt»niß und nach ungehinderter Prüfung der Glaubens»quellen und Glaubensgründe, zu glauben was ſie

„will.« c) Dieſer Widerſtreit iſt ein ſehr wichtiger Gegenſtand, und man muß ihn als eine Naturanſtalt kennen lernen, um ihn richtig zu beurtheilen.

So wie in der phyſiſchen Natur ein Widerſtreit einander entgegen geſetzter Kräfte befindlich, ſo herrſcht auch in der moraliſchen Welt ein Antagonismus, welcher von einigen Moralphiloſodhen als ein Conflict des böſen Princips mit dem guten vorgeſtellt wird. Ueberall und zu allen Zeiten war das Gute mit dem Böſen, die Vernunft mit dem Aberglauben, die Weisheit mit den verderblichen Leidenſchaften im Widerſtreit. Es war darum nicht anders möglich als daß auch Chriſtus ſeine Widerſacher gegen ſeine Perſon, Lehre und Leben um ſo mehr finden und gegen ſie kämpfen mußte, als er mit ſo großer Weisheit und Stärke gegen das Böſe auftrat. Hätte uns die Geſchichte blos mit dem Leben und der Lehre Jeſu bekannt gemacht, und uns die Geſchichte ſeines Kampfes mit ſeinen Feinden verſchwiegen, wir würden vielleicht für ohnmöglich halten, daß geſchehen ſey, was die Geſchichtſchreiber erzählen. Und was that, was lehrte Chriſtus, der göttliche Erlöſer von der Sünde, Tod und Teufel? Er that gutes, übte die Barmherzigkeit gegen alle ſo ſeiner Hülfe bedurften, und welchen er helfen konnte, aus. Er lehrte: daß Niemand Gott lieben könne, wer nicht ſeinen Nächſten liebt,

c) Die Vernunft verwirft das Glauben gar nicht, nur begehrt ſie zu glauben was ſie will, und nicht was ein anderer will. Unſre Erkenntniß geht vom Glauben zum Wiſſen über, ſo wie der Naturforſcher zuerſt und oft mit mathematiſcher Gewißheit ahndet, was die Erfahrung beſtätigt.

daß Niemand Gott gefällig opfern könne, ohne ſich vorher mit ſeinem Bruder verſöhnt zu haben. Er befahl, das Geſetz Moſes zu erfüllen, jedoch ſo, daß der Gottesdienſt der Vernunft nicht widerſpreche, und die Erfüllung des Ceremonialgeſetzes Aberglauben werde. Eines ſolchen Lebens, ſolcher Lehren wegen kam nun der Gottmenſch mit ſeinen Widerſachern, und beſonders dem Hohenprieſter in einen Kampf, welcher ihm ſein theures Leben koſtete. Alles genau erwogen, ſo war der Gegenſtand, worüber die Feinde Chriſti gegen ihn ſtritten, worüber ſie mit ihm im Tempel disputirten, um ihn mit ihrem Witz und Scharfſinn zu berücken, worüber ſie ihm Vorwürfe machten, und ihn endlich als *einen* Gotteslaͤſterer kreuzigten, kein anderer als ſeine göttliche Vernunft. Chriſtus ſollte ſeinen Willen und ſeine Vernunft unter den Gehorſam des im Synedrio präſidirenden Hohenprieſters beugen, und ward gekreuzigt als er ſeiner Vernunft, dieſer Stimme Gottes in unſrer Seele mehr gehorchte als den Menſchen.

Nach Chriſti Tod loderte deſſen Licht gleichſam als kleine Flämmchen in den erſten kleinen Gemeinden fort. Indeſſen waren zu jenen Zeiten in Aſien, Griechenland und Rom nebſt ſeinen Provinzen, wo ſich die chriſtlichen Gemeinden bilden konnten, alle Arten Schwärmereyen, Myſtificationen, Geiſter- und Wunderglauben zu Haus. Man kann ſagen, das ganze Menſchengeſchlecht (wenige Weiſen ausgenommen) war in Aberglauben verſunken. Daher dann die Menge närriſcher philoſophiſcher Secten, die Wundermänner, Magier, Chaldäer, Zauberer, Teufelsbeſchwörer, Geiſterbeſchwörer, Geiſterbanner u. dgl. m., welche theils als wirkliche Narren, den

Menſchen, ſo ſich in dieſe ſeltſame Erſcheinungen nicht finden konnten, die Köpfe verrückten; theils als liſtige Betrüger (wie noch heut zu Tag) die Leichtgläubigen in Contribution ſetzten. Es war deshalb kein Wunder, daß die erſten Chriſtengemeinden, als ſie ſich ausbreiteten, durch Wahn und Aberglauben an ihrer urſprünglichen Reinheit verlohren, und das Licht der Wahrheit ſehr getrübt wurde. Die Gemeinden wurden bald nicht mehr nach den einfachen reinen Vorſchriften Chriſti regiert, ſondern nach den Grundſätzen des moſaiſchen Despotismus. Endlich fiel die Welt in eine Barbarey zurück, die finſtere Zeiten traten ein, und die Chriſtenheit wurde durch einen geiſtlichen Despotismus beherrſcht, welcher mit ſeinen abſcheulichen Folgen einzig in der Weltgeſchichte iſt. Von Chriſto war nur der Name noch übrig, ſeine Lehre und ſein dadurch der Welt geoffenbarter hoher Geiſt war im Schlamm der Dummheit, des ärgſten Aberglaubens, der Schwärmerey und des Fanatismus begraben. Endlich aber wurde es doch allmählich wieder heller, bis endlich eine Revolution, nämlich die Reformation förmlich ausbrach, wodurch die Vernunft wieder Freyheit erhielt, und Vernunft zu haben für keine Sünde, und ſie zu gebrauchen für kein Verbrechen mehr gehalten wurde. Die Geſchichte Chriſti und ſeiner Kirche bis auf den heutigen Tag iſt ein groſſer und unwiderlegbarer Beweiß: daß der menſchliche Geiſt und die Vernunft unbeſiegbar ſind, ſo tief er auch eine Zeitlang niedergedrückt werden kann, vor welchem Gedanken jeder Despot zittert. Darum fand man auch zu allen Zeiten, ſelbſt in den finſtern Jahrhunderten, unter der Laienſchaft ſowohl, als unter den Clerikern,

ſogar unter den Mönchen vorzügliche ſelbſtdenkende Männer, welche ihren Nacken dem Joch des blinden Glaubens entzogen und ihre Vernunft um Entſcheidung fragten. Solche Männer fanden ſich als Proteſtanten gegen die Widerſacher der Vernunft, und des Beſtrebens nach ſelbſtzufindender Erkenntniß zu allen Zeiten, und ſo viele Opfer der Vernunft durch Schwerd, Feuer, Hunger und Bannſtrahlen auch fielen, ſo blieb doch der nach Freyheit, Wiſſenſchaft und Wahrheit dürſtende Geiſt der Menſchheit unbezwinglich. Der Proteſtantismus fing deshalb keinesweges mit Luthern, oder andern Reformatoren jener Zeiten an; er iſt ein Kleinod, welches der Menſch ſich nicht rauben läßt, ſobald er weiß, daß er es hat, und fühlt was er beſitzt. Darum gab es Proteſtanten noch ehe eine proteſtantiſche Kirche der katholiſchen gegen über entſtanden war d) Durch die Reformation bildete ſich äußerlich in zwey verſchiedene Kirchen was vorher ſchon in der einen und allgemeinen getrennt war. Die Frage war nicht ſowohl von Bildung eines neuen Religions-Syſtems als Luther auftrat, als von der Freyheit und dem Gebrauch der Vernunft. Dieſes war es warum man Luthern anſtaunte, und Kaiſer Karl der 5te auf dem Reichstag zu Worms Anſtand nahm, ihn ohne weiters als einen Rebellen gegen die Religion behandeln zu laſſen. Luther, Calvin, Melanchton und Zwingli, würden vielleicht als neue Heilige canoniſirt worden ſeyn, die heilige Mutterkirche

d) Wer den Geiſt des Proteſtantismus kennen lernen will, der leſe das kleine Werkchen von Roſenmüller: Beantwortung der Frage: Warum nennen wir uns Proteſtanten?

würde vielleicht eine neue Einkindschaft für ſie und die neue Gemeinden erfunden haben, wenn ſie ſich hätten entſchließen können für die Wahrheit ihrer Lehren die Beſtätigung des infallibelen Pabſtes als eine unabläßige Bedingung zu erbitten. Aber dieſes war nicht mehr möglich. Die Vernunft konnte ſich nicht mehr in die alten feſſelnden Verhältniſſe zurückbegeben, ſo wie einer entwickelten Knoſpe nicht mehr möglich iſt, in den frühern gebundenen Zuſtand zurückzukehren.

Ich habe mich wohl deutlich genug erklärt, was ich unter dem Proteſtantismo verſtehe, nämlich: die Freyheit nach eigener Prüfung und Unterſuchung der Erkenntnißquellen dasjenige (es ſey Wiſſen oder Glauben) für Wahrheit anzunehmen, was die Vernunft über einen ihr vorgelegten Gegenſtand entſcheidet. Das Gegentheil des Proteſtantismus iſt demnach der blinde Glaube und die ſclaviſche Unterwerfung unter den Willen eines andern, der zu glauben befiehlt, welcher Befehlende daher alle Swärmereyen, Fictionen der regen Einbildungskraft, oft mühſam geſuchte Paralogismen lobenswürdig finden muß, wenn ſie nur die Vernunft verhindern, ſich ihres Rechts der eigenen freyen Prüfung zu bedienen, und die Laienſchaft in dieſer Hinſicht in einer Unmündigkeit erhalten. Herzlich leid iſt es mir, daß ich dieſen Gegner des Proteſtantismus Katholicismus nennen muß, indem ſo viele tauſend ihrem Cultus treue Katholiken gefunden werden, welche in dem angegebenen Sinn Proteſtanten zu nennen ſind. Allein was thut der Name zur Sache. Die aufgeklärten ſelbſtdenkenden Männer von beiden Confeſſionen, der katholiſchen und proteſtantiſchen, ſtehen gar nicht in dem antagoniſiren-

den Verhältniß gegen einander als ihre Kirchen. Dieſe (aufgeklärten Männer) haben Frieden unter einander, und wünſchen nichts mehr als daß endlich alle ihre Glaubensverwandte in dieſem Friedensbund der Vernunft vereinigt werden mögten, weil der Friede Gottes nicht eher erreicht werden kann, bis der Friede der Vernunft abgeſchloſſen worden iſt. Da nun dieſer Frieden in ſo viel tauſend Köpfen und Herzen der Katholiken und Proteſtanten Raum und Aufnahme gefunden, — da zwiſchen dieſen beiden, weil ſie dem Frieden der Vernunft gehuldigt haben, keine Rede mehr von Religionswechſel, kein Streben einander zu bekehren, für dieſe oder jene Kirche zu gewinnen ſeyn kann, — da beide Theile einander hochſchätzen und lieben, und die Confeſſion des einen Theils die Liebe zu dem andern nicht mehr ſtört, — da der Geiſt der Vereinigung durch den Frieden der Vernunft ſich ſchon ſo verſtärkt und ausgebreitet hat, daß die drey großen Monarchen in der Chriſtenheit, Franz, Alexander und Friederich Wilhelm ihn vor der ganzen Welt ausgeſprochen haben; e) ſo iſt es allerdings ein Erſtaunen erregendes Problem: 1) wie man ſich noch in der katholiſchen Kirche den unbedingten Glauben auf Menſchenwort als einen Grundpfeiler der Religion vertheidigen? — wie man daſelbſt noch nöthig zu haben glaubt, Proſelyten zu machen? — wie man auf die Vernunft als eine zum Ungehorſam gegen Gottes Befehl verführende

e) Ich hoffe, daß allen meinen Leſern jene herrliche Convention bekannt ſeyn wird, ſo dieſe 3 Monarchen am 26. September 1815 in Paris mit einander abgeſchloſſen haben.

Schlange ſchimpfen könne? — und dann 2) wie Proteſtanten, und zwar vorzüglich Gelehrte und aus andern gebildeten Ständen, ſich vor dieſer im Proteſtantismo verborgen ſeyn ſollenden Schlange fürchten, in der katholiſchen Kirche einen Zufluchtsort dagegen zu finden glauben, und von da aus den Proteſtantismum als einen unruhigen, turbulenten, launigen, und dabey despotiſchen Geiſt, der durch ſich ſelbſt endlich zerſtört werden würde, verſchreien, ja ſogar verläſtern können? —

Man weiß in der That nicht recht, was man zu dieſen Phänomenen ſagen ſoll. Es ſcheint faſt als ob es mit rechten Dingen nicht zuginge, und wirklich etwas Magie dabey im Spiel ſey, weil alles gegen den sensum communem ſich zuträgt. Allein dieſe Probleme ſind ſehr leicht aufzulöſen. So lang ein geiſtlicher Regent in der Welt iſt, der auf die ganze von Gott geſchaffene Welt, auf alle Reiche auf der Oberfläche der Erde, alle Kronen der Fürſten Anſprüche macht, und deſſen Reich darauf beruht, daß er die Menſchen durch Meinungen nach ſeinem Willen lenkt, ſo lang wird es auch Propagandiſten geben, weil dieſer Regent eine Propaganda nicht entbehren kann. Dieſe Propagandiſten können aber das Reich ihres Herrn nicht anders als dadurch befeſtigen und erweitern, daß ſie die Vernunft der Menſchen ſtören und ſchwächen, weil mit ihr auch die Freyheit des Geiſtes und Willens verlohren geht, welche ſo viel als möglich unterdrückt werden muß, indem der Menſch nur ſagen darf, ich will nicht, und der Regent durch Meinungen hat, in dem Augenblick einen Unterthan verlohren, als dieſer keiner mehr ſeyn will. — Was aber die Phänomene anbelangt, daß gelehrte und durch Erzie-

hung und Wiſſenſchaft gebildete Proteſtanten der Vernunft entſagen, indem ſie dieſelbe beſchimpfen und verkleinern, und eben deßwegen katholiſch werden; ſo mögte wohl eher die Quadratur des Cirkels, als eine pſychologiſche Erklärung von dieſer Entſagung der Vernunft gefunden werden können, wenn Jemand darüber nachgrübeln wollte. Und doch iſt das Phänomen ſelbſt ſehr leicht begreiflich zu machen. Es verhält ſich mit der Entſagung der Vernunft eines auf ſie ſchimpfenden Proſelyten, wie mit der Verwandlung eines alten Lappens in einen lebendigen Vogel, womit die Taſchenſpieler noch zuweilen das Publikum unterhalten. Dieſe Verwandlung nach Naturgeſetzen zu erklären, iſt unmöglich, weil dieſelbe gar nicht geſchehen iſt; und der Proſelyt hat auch ſeiner geſunden Vernunft nicht entſagt, weil er keine mehr gehabt hat. Seine Entſagung war nichts anders als ein Act ſeines kranken Geiſtes, er mag nun ſeyn wer er will, oder ſonſt noch ſo glänzende einzelne Talente und Geiſtesfähigkeiten beſitzen. — Hierüber nur noch Etwas weniges, denn das ganze Thema abzuhandeln, würde einen ziemlichen Octavband erfodern.

Die Vernunft iſt das unerklärbare Vermögen unſers Geiſtes, wodurch die vielfache Thätigkeit deſſelben ſo in gehörigem Grad und Harmonie erhalten wird, als zu einer richtigen Erkenntniß und Handlungsweiſe erforderlich iſt. Dieſe Eigenſchaft iſt gleichſam der Mittelpunkt unſers ſo mannigfaltigen Geiſtes-Vermögens, und iſt hierbey, was bey einem Körper der von ſich ſelbſt ergebende Schwerpunkt iſt, aus welchem ſich ein harmoniſches Gleichgewicht in die Maſſe verbreitet, und allda wieder concentrirt wird; daher auch jede Krankheit,

jede Schwäche, jede Störung einer oder der andern Eigenſchaft unſrer Seele, oder Intelligenz auf die Vernunft, dieſen Mittelpunkt, aus welchem der Geiſt mit Freyheit und nach ſelbſt anerkannten Grundſätzen das Ganze in möglichſt zweckmäßiger Vollkommenheit zu erhalten ſtrebt, Einfluß hat. Man ſpricht daher von einer geſtörten Vernunft, wenn der Menſch bey ſeinem Denken und Handeln gerade den verkehrten Weg einſchlägt, wenn er gerade das, was unbegreiflich iſt, begreifen will; ſo wie man Jemanden ebenfalls die Vernunft abſpricht, wenn er zwar logiſch richtig denkt, aber ſich um die Wahrheit des Objects nicht bekümmert, ſich mit Fictionen, Schwärmereyen u. dgl. abgiebt, am Seltſamen Belieben findet, und überall eine leckere Verbindung ſeiner Begriffe verräth. Beide Arten Geiſteskranke ſind auf den erſten Anblick kennbar. Beide, wie alle complette Narren, klagen auch nicht leicht über die Vernunft; denn der Eine wähnt alles begreifen, und das Unmögliche möglich machen zu können; der andere aber gefällt ſich in ſeinen regelloſen Launen und Einfällen ſo wohl, daß er endlich nichts lächerlicher findet als Vernunft zu begehren. Außer den completten Narren, welche ihren Krankheitszuſtand nicht mehr fühlen, giebt es mancherley Arten von Halbnarren, oder doch angeſteckten Köpfen, ſo ſich über ihren Zuſtand beſchweren, und wann ſie ihres Krankheitsgefühls nicht los werden können, am Ende, wann nichts helfen will, alle Schuld auf die Vernunft ſchieben, deren nicht mehr zureichende Zurechtweiſungen ſie endlich ſogar läſtig finden.

Es hat mit unſerm Geiſt und ſeinen Eigenſchaften, eben die Bewandniß wie mit unſerm Körper und ſeinen

Theilen. So lang der Mechanismus unſers Körpers ohngehindert, ohne gewaltſamen Umtrieb der flüßigen Theile, ohne Stockung, Unregelmäßigkeit und Verlezzung vor ſich geht; ſo erweckt der thieriſche Lebensproceß, (zumal bey einem kraftvollen Mann,) das ſchöne Gefühl, worauf der Werth beruht ſo wir auf unſer Daſeyn als lebende Creaturen ſetzen. So wie aber die Harmonie des Körpers geſtört wird, Unregelmäßigkeiten, wohl gar Verletzungen eintreten, verändert ſich das ſchöne Lebensgefühl in einen oft unausſtehlichen Schmerz. Nicht anders fühlen wir die harmoniſchen Bewegungen unſrer Geiſteskräfte, wenn die Einbildungskraft keine verwirrten Bilder und Ideen producirt, wenn das Innere vom Aeußern wohl geſchieden erſcheint: wann die Urtheilskraft die Beweggründe der Entſcheidungen richtig zu wählen weiß, wann der Verſtand das Einzelne im Allgemeinen wohl auffindet, und das Mannigfaltige unter eine Einheit gehörig zu bringen vermag, 2c. mit einem ganz beſondern Wohlgefallen; welches uns Zufriedenheit mit unſrer Erkenntniß, und zugleich Freude gewährt, wann wir bemerken, wie ſich der vernünftige Menſch, vermöge ſeiner Freyheit im Denken über den thieriſchen erhebt. Iſt aber dagegen eine Eigenſchaft der Seele gebrechlich, unregelmäßig, zu ſchwach, zu gigantiſch, oder gar geſtört: ſo entſtehen Klagen; der Menſch kann ſich nicht zurecht finden, wird von ſeiner Einbildungskraft beunruhigt, will begreifen, und weis nicht warum der Begriff nicht reifen will u. ſ. w. Durch die ſchmerzliche oder unangenehme Bewegungen der Seele erwächſt eine Unzufriedenheit, worüber ſich der Kranke beſchwert, und ſich davon zu befreyen bemüht, endlich

aber, wenn er dieſes nicht vermag, die Vernunft als einen ungeſchickten Arzt, dem kein zulängliches Heilmittel bewußt iſt, beſchimpft, und ſich um andere Linderungsmittel umſieht; gleich einem körperlich Kranken, der dem erfahrnen Arzt kein Zutrauen mehr ſchenkt, und ſich an Quackſalber und Marktſchreier wendet. Bey Geiſteskranken, welche ihr Krankheitsgefühl durch Klagen über die Unzulänglichkeit der Vernunft auslaſſen, iſt nun eine oder die andere Eigenſchaft der Seele ein leidender Theil derſelben. Daher iſt es gar wohl möglich, daß Jemand ein großer Litterator, Dichter, Metaphyſiker, ja Mathematiker ſeyn kann, und ſich doch über eine gewiſſe Störung ſeines Gemüths beklagt. Wann daher ein noch ſo großer Gelehrter, Dichter und Philoſoph vom Proteſtantismo zum Catholicismum übergeht, und allda gegen die Vernunft, als das Grundprincip der Proteſtanten, ſich ausläßt, wohl gar ſchimpft, und die Vernunft als eine Verführerin zum Naturalismum, als einen launigen Despoten verſchreit: ſo iſt nichts gewiſſer als daß dieſes Genie an einer Geiſtesſchwäche laborire, welche Infirmität ein ſchönes Werk der Dichtkunſt oder eine philoſophiſche Abhandlung eine zeitlang bedeckt hielt.

Es klingt freylich parador, daß große Dichter, deren Werke einen entſchiedenen Werth haben, und wobey alſo die ordnende Vernunft nicht müßig bey dem Spiel der fruchtbaren Einbildungskraft geweſen, wie auch Philoſophen ſo alles zu unterſuchen und zu prüfen ſich unterfangen, von einer ſolchen Geiſtesſchwäche befallen werden können, daß ſie zur Fahne des blinden Glaubens ſchwören, der Vernunft als einem unvermögenden Rath-

geber entſagen, und dieſe Entſagung auf eine heilige, (oder unheilige?) Weiſe durch einen Religionswechſel, durch den Uebergang vom Proteſtantismus zum Catholicismus beſtätigen. — Ob es nun gleich nicht anders iſt als wie die Erfahrung gelehrt hat, ſo iſt dieſe Krankheit doch merkwürdig genug, um ihren Gang, und wie ſie geleitet und benutzt wird, zu beobachten, damit man wiſſe, was man davon denken ſoll.

In dieſer Welt haben ſich von jeher Menſchen gefunden, und werden ſich finden, welche in das Lichtenbergiſche Bedlam für Meinungen und Erfindungen gehören, als da ſind: 1) Egoiſten aller Arten, *welche* ihre Ideen und Urtheile mit andern *nicht* vergleichen wollen, ihren Sensum privatum als den einzig wahren, beſten, uud ſchönſten behaupten; 2) Sonderlinge, welche ſich in Paradoxien gefallen, zu welchen Bedlamiten gewiſſe Naturphiloſophen, welchen die Natur in lauter Potenzen erſcheint, und Moralphiloſophen, welche die Sünde als eine Centralanſchauung des Chriſtenthums definiren; 3) die Myſtiker aller Arten; 4) die Geiſterſeher und Geiſterſüchtige; 5) Schwärmer aller Arten; 6) Seher in die Zukunft, Sympathienkrämer; 7) Metaphyſiker, welche das Object der Erkenntniß erſt durch den Begriff entſtehen laſſen, und die Grundbegriffe des Denkens zerlegen wollen, um Grundbegriffe der Grundbegriffe zu finden; 8) ſolche, welche eine ſchwache oder verdorbene Unterſcheidungsgabe haben, und alſo das Symbol mit den Sachen, das Innere mit dem Aeußeren, die Begriffe mit den Gegenſtänden verwechſeln, — und tauſende ſolcher Candidaten des Lichtenbergiſchen Narrenhauſes mehr. — Bey dieſen Hoſpitaliten kann die Vernunft

dem Spiel der kranken Organe des Geiſtes nicht ruhig zuſehen, es müſſen krampfhafte Bewegungen in der Seele dieſer Perſonen entſtehen. Auch zeigt der Eigenſinn derſelben, ihre Heftigkeit, womit ſie ihre Meinungen vertheidigen, ihr Zorn, oder Unmuth, wann ſie nachzugeben gezwungen werden, daß ſie ganz und gar nicht mit ihrem Zuſtand zufrieden ſind, und Hülfe bedürfen. f) So lang indeſſen dieſe Valetudinarii ſich nur mit profanen Dingen, z. B. Phyſik, mit Geiſtern als Objecte der Natur ohne Rückſicht auf Religion, mit dem Ich und Nicht Ich, mit Sympathien ꝛc. beſchäftigen, ſo lang dienet ihnen ihre Thorheit zur Unterhaltung, auch laſſen ſie die Ermahnungen der Vernunft auf ihrem Werth und Unwerth beruhen, ja ſie berufen ſich auf ihren Beyfall, wann es ihnen zuweilen gelingt, in ihren Wahn und Wahnſinn Methode und einiges Syſtem zu bringen: wann aber bey ſolchen Kranken der Wahn, der Aberglaube, ja oft der baare Unſinn ſich in das innere Heiligthum der Vernunft wagt, wann er die Religion ſich aſſimiliren will, dann muß freylich ein Gefühl entſtehen, worüber ſich der Kranke zu beſchweren gedrungen fühlt. Er klagt alsdann die Vernunft an, daß ſie ſich unterfange den Geiſt im Beſitz ſeiner wiſſen=

---

f) Die Menſchen wollen nämlich weder am Körper, noch am Geiſt gern krank ſeyn und finden ſich beleidigt, wenn Jemand ihre Schwächen und Gebrechen andern bemerklich macht. Daher dann die Geiſtesſchwache keinen Widerſpruch leiden können, ihre Meinungen heftig vertheidigen, und ſtets Recht behalten wollen, um dadurch ihre ihnen fühlbare Geiſtesgebrechen zu verbergen.

ſchaftlichen Schätze aus der Geiſter- und Körperwelt, aus dem Himmel, der Hölle, und dem dritten Ort zu beunruhigen; indem ſie, (die Vernunft) doch nichts anders als ein unwiſſendes Ding ſey, welches weiter nichts als einen baaren Atheismum und alles in Nichts auflöſenden Naturalismum zu lehren verſtünde.

Der Schöpfer hat uns Erdenbürger ſo gebildet, (und als ein allmächtiges und allvollkommenes Weſen muß er doch einen ſeinen unendlichen Vollkommenheiten angemeſſenen Zweck dabey gehabt haben,) daß wir außer ſeinem Daſeyn gar Nichts von ſeinem Weſen wiſſen und begreifen können. Aus ſeinen Werken ſollen wir an ihn glauben, und dieſe durch die Erfahrung erkennen lernen. Dabey hat er uns alſo gebildet, daß wir uns durch Geiſt und Herz überzeugen können, wozu er uns zum Daſeyn berufen hat, und welche Pflichten wir als ein Gebot von ihm zu erfüllen haben. Er hat uns gleichſam in die Seele geſchrieben, daß wir jetzt und künftig alles von ſeiner Weisheit und Güte zu hoffen haben, ohne uns jedoch von jenem Leben eine Anſchauung zum Voraus zu bewilligen. Er hat ferner uns die Erkenntniß und Überzeugung verliehen, daß der denkende Geiſt frey ſeyn müſſe, wenn der Menſch nicht wie das Thier die Gegenſtände ohne deutliches Bewußtſeyn bemerken und dem blinden Inſtinct unterworfen bleiben will. Dieſe Wahrheiten, als reine geiſtige Gegenſtände ſind nun das Eigenthum der Vernunft, wovon ſie ſich ohnmöglich freywillig trennen kann. Sie ſind gleichſam eins mit ihrem Weſen. Und nun ſtelle ich Jeden, der nicht ganz ſeinen Verſtand und ſeine Vernunft verlohren, zu erwägen anheim: welchem Kampf die Vernunft unterliegen müſſe, wenn ſie

von vorbeſchriebenen Bedlamiten mißhandelt wird; wann ſtatt des Vernunftglaubens an Gott ihr ein myſtiſches Ungeheuer aufgedrungen wird; wann ſtatt moraliſcher Pflichterfüllung aus ſchuldigem Gehorſam gegen Gottes Befehle, Ceremonien und Gebetformeln als Zaubermittel gebraucht werden, um Gottes Willen von unſerm Wahn abhängig zu machen; wann ſtatt des kindlichen Vertrauens auf Gottes Verheißungen eines künftigen Lebens, Geiſter, Geſpenſter, und tolle Fantaſien von einem neuen Jeruſalem u. dgl. uns eine Gewißheit göttlicher Zuſagen gewähren ſollen; wann wir endlich ſtatt unſere Thorheiten, Schwärmereyen, aberwitzigen Grübeleyen Grenzen zu ſetzen, die Vernunft ihrer Freyheit, ohne welche ſie nicht mehr Vernunft iſt, durch Unterdrückung derſelben berauben wollen.

Wer Gefühl für die Menſchheit hat, wenn der Menſch mehr als ein vorzügliches Thier iſt, und dabey einſiehet, daß der Vorzug und Werth des Menſchen auf ſeinem vernünftigen Geiſt beruhe, dem muß die lebhafte Vorſtellung eines ſolchen Kampfes der Vernunft eben ſo fürchterlich erſchüttern, als die Vorſtellung des alles Bewußtſeyn zernichtenden Todes. Letzteres iſt irrige Fantaſie, denn dieſe Vorſtellung beruht auf dem Selbſtbetrug, als ob wir in einen Zuſtand der ſich bewußten Vernichtung verſetzt werden könnten; erſteres aber wird leider zu oft durch die Erfahrung beſtatigt. Aber auch hier beweißt es ſich, daß bey noch ſo traurigen Regelloſigkeiten gewiſſe Naturgeſetze ſtets wieder eintreten, welche den Schaden ſo viel als möglich verbeſſern, wann ihr (der Natur) nur nicht fortdauernd ſo entgegen gearbeitet wird, daß ſich endlich die reproductive Kraft der

Vernunft völlig erſchöpft. Die genannten Bedlamiten, wann ihre Vernunft noch ſo ſehr verletzt iſt, und ſie nur nicht völlig wahnſinnig und aberwitzig geworden ſind, finden endlich, falls ſie nur ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, eine Zufriedenheit wieder, wann ſie vorher noch ſo ſehr über die Vernunft geklagt haben. Auch bey dieſen Mißgeburten bewirkt die Natur ein Syſtem der Vollkommenheit ſo viel es die Deformität der Geiſter, oder Intelligenzen geſtattet. Doch iſt bey vielen dergleichen unförmlichen Seelen dieſes nicht der Fall; ehe ſie in ſich ſelbſt nach dem Maaß ihrer Erkenntniß und Geiſteskräften zur Ruhe gebracht werden, zeigt man ihnen in der katholiſchen Kirche einen Hafen, in welchem ſie ſich aus den Wogen des Wahns und Aberglaubens retten könnten; und ſie entſagen der Vernunft, welche ſie für die Urſache der in ihren Köpfen entſtandenen Verwirrung und tobenden Stürmen halten

Man ſagt im Sprichwort: wo ein Aas iſt da ſammeln ſich die Adler. So iſt es auch bey dieſen Geiſteskranken der Fall. Die Propagandiſten wiſſen ſolche auszukundſchaften, und ſo viele ſie ausfindig machen, um ſo viele Mitglieder vermehren ſie die katholiſche Kirche. Viele Mühe mag bey ſolchen Bekehrungen nicht nöthig ſeyn. In einem zum Wahn geneigten und ſchon mit Wahnbegriffen erfüllten Gehirn iſt und wird Alles, ja ſelbſt die heiligſte Vernunftwahrheit, (z. B. daß Gott das höchſte Weſen ſey) Wahn; wovon die Iſraeliten ein Beweis ſind, welche den durch Moſen ihnen geoffenbarten Jehopha mit dem ägyptiſchen Kalb, ſelbſt unter Anleitung des Prieſters Aaron vertauſcht haben. Die Propagandiſten dürfen deshalb dem Myſtiker, Schwärmer,

Geiſter- und Wunderſüchtigen nur auf die ſieben Sacramente, den impoſanten Cultus, den Himmel voll Heiligen, die Wunder der Heiligen auf dieſer Erde u. dgl. aufmerkſam machen, und der Kranke hofft in dem Glauben an dieſe Gegenſtände und Begebenheiten eine Beſtätigung ſeines ihn beunruhigenden Wahns zu finden. Den Grübelköpfen wird Gelegenheit gegeben, heilige Geheimniſſe zu enträthſeln, wobey ſie Principien in Anwendung bringen können, welche für Gegenſtände der Erfahrung gar nicht geeignet ſind, und alſo zu einem höhern Gebrauch als zur Erkenntniß der Naturbegebenheiten dem Menſchen verliehen ſeyn müßten. Wer alles vergöttert oder verteufelt, welches auch eine Art Verrückung, eine Sucht nach Wunderbarkeiten verräth, findet Stoff genug ſein krankes Talent zu üben; g) ſo wie der egoiſtiſche Dialectiker, durch den transcendentalen Begriff der Nothwendigkeit von der allein ſeligmachenden Kirche, und durch den categoriſchen Imperativ von der Infallibilität des Pabſtes überzeugt werden kann.

Auf dieſe Weiſe werden nun die am Geiſt ſchwache und kranke Proteſtanten von den Propagandiſten, ſie mögen nun wirkliche Emiſſarien ſeyn, oder aus innerem Drang ſich die Verbreitung ihres Glaubens und ihrer Kirche angelegen ſeyn laſſen, in Katholiken verwandelt. Welche Köpfe den Proteſtanten weggefiſcht werden, iſt aus dem bisher geſagten abzunehmen. Es ſind weder die Geſunde, noch ſolche Kranke, bey welchen die Wun-

---

g) Ein Beweiß hiervon iſt der bekannte Werner. Er ſchrieb die Weihe der Kraft, wodurch er Luthern vergöttern wollte, und ward bald darauf katholiſch.

den ihres Gehirns vernarbt ſind, und der verletzte Organismus des Geiſtes ſich wieder zu einer ſyſtematiſchen Vollſtändigkeit, wann gleich noch ſo bizarr oder mangelhaft ausgebildet hat. Einem ausgebildeten Narren iſt eben ſo ſchwer durch Verführung und liſtige Ueberredungen beyzukommen als einem Mann von völlig geſunder Vernunft, daher dann auch das Sprichwort: mit Narren iſt Nichts anzufangen. Nur ſolche Schwache, und zum Theil Verrückte, welchen ihre Grillen, Schwärmereyen, bizarre Anſichten ꝛc. noch unbefriedigte Bedürfniſſe für ihren Geiſt ſind, ſind einer religiöſen Metamorphoſe fähig. Welchen Gewinn aber kann ſich die katholiſche Kirche von ſolchen proteſtantiſchen Bedlamiten verſprechen? was will und kann ſie mit halbverrückten Menſchen anfangen? Auf dieſe Individuen allein ſind die Bemühungen der Propagandiſten keineswegs auch berechnet. Es iſt der Hierarchie nicht um Individuen zu thun, welche nach 30 bis 40 Jahren nicht mehr ſind; ſondern um Familien, welche ſich vergrößern und Jahrhunderte fortdauern. Die Propaganda denkt deshalb weiter als auf ein Menſchenalter hinaus, welches der Propagandiſt Odylo bey Theoduls Gaſtmal nicht hat heimlich behalten können, und wodurch er zugleich den Vortheil bekannt gemacht hat, ſo ſich die katholiſche Kirche von dem Gewinn der Dummköpfe und Geiſteskranken unter den Proteſtanten verſpricht. h)

Ich überlaſſe nun dem geneigten Leſer zu prüfen: in wie fern meine Meinung, daß die zur katholiſchen Kirche übergezogene Proteſtanten krank an der Seele ſeyen, und in das Lichtenbergiſche Bedlam gehören? oder

---

h) Seite 233 in Theoduls Gaſtmal bemerkt Odylo: daß die Indifferentiſten (gerade das erbärmlichſte Volk unter der Sonne) eher und leichter ſich zu dem Katholicism wenden würden als die, ſo noch einem Religions-Syſtem anhangen. Darauf verſetzte:

(Huldrich von Stetten.) Da werden Sie eine feine Acquiſition machen.

(Odylo.) Kann ſeyn! wir gewinnen doch!

(Huldrich von Stetten.) Wie ſo?

(Odylo.) Wir gewinnen die ganze Nachkommenſchaft.

nicht? Ich konnte mich aus verſchiedenen Gründen nicht zurückhalten, mich bey der Herausgabe von Hofmaiers Briefen von des unglücklichen Hofraths von Maibach Religionswechſel und deſſen Folgen, über dieſen Gegenſtand zu expectoriren. Vor das erſte, iſt mir jeder Religionswechſel, wann auch keine Verführung dabey Statt gefunden, wobey aber nicht bewieſen werden kann: daß die Stimme der Vernunft, und des für die Menſchheit gefühlvollen Herzens ſolchen begehrt habe; i) ſtets verdächtig geweſen. Mir ſchien bey einem ſolchen freywilligen Religionstauſch eine Art Wahlanziehung zum Grund zu liegen, welche, ohne die Vernunft, einen ſehr bedenklichen Sensum privatum verräth. Der Rathmann Steblitzky und der bekannte Lord Gordon, welche beide Juden geworden, ſind Beyſpiele einer ſolchen Wahlanziehung zu einem fremden Cultus; ſo wie ich ebenfalls den Abfall des ſonſt ſo weiſen Salomo zum Dienſt des Moloch für eine Wahlanziehung, während einer momentanen Gemüthsſtörung anſehe. — Zweytens: muß ich unumwunden bekennen, daß ich die Verführung zu einer Kirche, welche ſich für die allein ſeligmachende ausgiebt, und deren Oberhaupt ſich als Herr der Welt über alle Könige und Obrigkeiten, ſo doch nach der Bibel als von Gott berufen und angeordnet zu achten ſind, erhebt; für ein der Menſchheit zu gefährliches und der Vernunft zu nachtheiliges Unternehmen betrachte, als daß man zu wenig davon ſprechen könnte. — Drittens glaube ich daß in dem 2ten Decennio des 19ten Jahrhunderts eine

i) Wann ſich z. B. Jemand an einem Ort befinden ſollte, wo man ihn drängen würde, die Menſchlichkeit dem Cultus aufzuopfern. Wann man dem Vater durch irgend ein Mittel zwingen wollte, die Tochter, ſo zur Kirche der Mutter geführt worden, zu verſtoßen, falls ſie ſich nicht zur Kirche des Vaters bekennen will; oder den Bräutigam aufzuhetzen ſucht, die Braut, ſo jenem die größten Opfer gebracht, wieder zu verlaſſen, falls ſie nicht auch ihr Gewiſſen durch Entſagung ihres Glaubens aufopfern will. Bey ſolchen Fällen wird die Vernunft nichts einzuwenden finden, wann ein ſolcher Vater, und Bräutigam dem Ruf der Natur mehr folgt als des unnatürlichen Menſchen, und eben deßwegen zur Kirche der Tochter, oder Braut übergeht.

Zeit für Deutſchland und die meiſten europäiſchen Staaten erſchienen ſey, zu der kein Religionswechſel mehr unter den chriſtlichen Confeſſionen, der römiſch-katholiſchen, griechiſchen und proteſtantiſchen Statt finden ſollte. k) Unter ſo vielen Wohlthaten, womit uns die Vorſehung begnadigte, iſt auch die: daß nunmehr die drey genannte chriſtliche Confeſſionen mit gleichem Recht frey und unabhängig von einander beſtehen ſollen; l), daß unſre Fürſten erklärt haben: nur der tugendhafte Mann, der treue Bürger gefalle ihnen, er mag ſich nun zu dieſer oder jener Confeſſion bekennen. Wir können demnach auch hoffen, daß künftighin das bürgerliche Wohl keine Verführung mehr ſeyn werde, ſeiner einmal gewählten Kirche wieder zu entſagen.

Wenn die Confeſſionen auf dieſe Weiſe ihre unbeſchränkte Freyheit neben einander behalten werden, wann das Unweſen der Proſelytenmacherey aufhören wird, dann können wir mit Grund eine lang gewünſchte Vereinigung erwarten. So discrepant die Lutheraner mit den Reformirten ehemals waren, ſo einig ſind ſie jetzt zuſammen, und es bedarf nur, (was jetzt gar wohl möglich iſt,) ein allgemeines proteſtantiſches Lehrbuch der Religion in den Schulen, und daß der Lehrſtuhl für erwachſene Chriſten dem lutheriſchen und reformirten Geiſtlichen offen ſtehe, und die nächſte Generation wird keinen Unterſchied unter Proteſtanten mehr kennen. Und wodurch iſt der Verei-

---

k) Die römiſche Kirche trennte ſich vor mehr als 1000 Jahren von der griechiſchen. Vor mehreren 100 Jahren entſtand eine neue Trennung durch die Reformation. Jetzt ſucht die Vernunft das Getrennte wieder zu verbinden, welches aber nicht durch Religionstauſch, noch durch Proſelytenmacherey geſchehen darf.

l) In der Note e) angeführten Convention erklären die 3 großen Monarchen Franz, Alexander und Friedrich Wilhelm vor der ganzen Welt: „daß die chriſtliche „Nation, wozu ſie und ihre Völker gehören, in der „That keinen andern Souverän als denjenigen „habe, dem allein die Macht gebühret, da „ſich in ihm alle Schätze der Liebe, der Wiſſenſchaft „und der unendlichen Weisheit befinde, nämlich in „Gott, in unſerm göttlichen Erlöſer Jeſus Chriſtus, „dem Wort des Allerhöchſten, dem Wort des Lebens.“

nigungspunkt gefunden worden, als, — was den Propagandiſten ein ſo großer Dorn im Auge iſt, durch die Vernunft und die Freyheit ſelbſt zu prufen, und auf keine menſchliche Autorität ohne Prüfung Etwas zu glauben. Freylich dürfte es noch eine lange Zeit bedürfen, um auch die Scheidewand zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche fallen zu machen. So lang es aber auch dauern mag, bis die Vernunft über den ihre Freyheit beſchränkenden blinden Glauben ſiegen wird, ſo können wir Jetztlebende doch mit der Hoffnung unſre irdiſche Laufbahn vollenden, daß für unſre Enkel ein Tag erſcheinen werde, an welchem die Chriſtenheit den Triumph der Vernunft feyern wird, an welchem beiderſeitige Gemeinden ſich ſo vereinigt ſehen werden, daß die Geiſteskranke keine Gelegenheit mehr finden, durch Übertritt zu einem andern Cultus ihrem Wahn und Unſinn eine Beſtimmung zu geben. Schon betrachtet der aufgeklärte Katholik mit dem vorurtheilfreyen Proteſtanten die Geſchichte der chriſtlichen Kirche als ein großes und wichtiges Werk der Zeit und einer theilt dem andern ſeine Wünſche für deſſen Verbeſſerung und Veredelung als ein hohes Bedürfniß des von Gott mit Vernunft begabten Menſchen mit. Hand in Hand gehet ſchon auf dieſe Weiſe ein ſolcher Katholik in den Geiſt des Proteſtanten, und ein ſolcher Proteſtant in den Geiſt des Katholiken über, ohne daß einer oder der andere ſich den Vorwurf einer geheimen Apoſtaſie machen könnte. — Und ſo muß es auch anfangen, wann es endlich mit einer allgemeinen, feſten, nicht auf Toleranz gegründeten Vereinigung der verſchiedenen chriſtlichen Religionspartheyen, zum Glück der Menſchheit enden ſoll. — Soll der Menſch glücklich werden, ſagte Wieland, ſo muß er denken; will er denken ſo muß er frey denken; will er frey denken, ſo muß er Vernunft haben; soll er ſich der Vernunft erfreuen, ſo darf man ihn nicht hindern ſolche zu gebrauchen. — Darum alſo: Hülfe und Rettung der Vernunft vor ihren Feinden! — Wie dieſes geſchehen könne? davon zu einer andern Zeit. Hier will ich nur noch zum Beſchluß den Arzt nennen, der uns äußerlich, (innerlich werden wir uns ſelbſt heilen und geſund ma-

chen, diejenige, bey welcher kein Mittel mehr anſchlägt, ausgenommen) die beſten Mittel verordnen kann, um bey geſunder Vernunft zu bleiben, und dadurch als Menſchen glücklich zu ſeyn. Es iſt — der Kaiſer, König, Fürſt, oder wie das Oberhaupt eines Staats einen Namen haben mag. Wir begrüßen ein ſolches Oberhaupt mit dem apotheoſirenden Wort Hoheit und Majeſtät. Jeder vernünftige Menſch wird fühlen, daß dieſe Namen nur dem gebühren können, welchen freye und vernünftige Geſchöpfe als ihr Oberhaupt verehren: denn man kann ſich keine größere Satyre denken, nichts lächerlicheres vorſtellen, als einen Regenten, der über armſelige Geſchöpfe, ſo keine Vernunft beſitzen, oder ſolche verlohren haben, oder gar ihr entſagt haben, und alſo über eine Race von Thiermenſchen herrſcht, Hoheit und Majeſtät anzudenken, Der Fürſt iſt der erſte Menſch in der bürgerlichen Geſellſchaft, m) und alſo auch der erſte Menſchenſohn. Als ſolcher iſt er nicht allein Herr über den Staat, ſondern auch Herr über den Sabbath. n) Darum gebührt ihm das Recht die Jeſuiten aus ſeiner Hauptſtadt und ſeinen Staaten zu verbannen, wie Alexander that; o) darum iſt er befugt, wie Franz p) verordnete, keine pabſtliche Bulle in ſeinen Staaten gelten und Kraft haben zu laſſen, ehe und bevor er das königliche Placet! darauf gedruckt. — Darum — — doch claudite nunc rivos!

---

m) Die oberſte Gewalt iſt in allen Staaten eine mora liſche Einheit, ſie mag nun von einem Monarchen oder einem Senat ausgeübt werden. Deshalb vertrit ein Senat die Stelle eines Fürſten als erſter Menſc im Staat.

n) Matthäi Cap. 12. V. 8.

o) Durch einen Ukas an den dirigirenden Senat, welche in den meiſten politiſchen Zeitungen mitgetheilt wor den iſt.

p) Durch eine Kaiſerliche Verordnung vom 19. Sept ber 1814, welche ſich auf mehrere ältere beziehet. E iſt übrigens bekannt, daß in mehreren Staaten di Fürſten auf gleiche Weiſe dieſes ihr Recht behaupteten

chen, diejenige, bey welcher kein Mittel mehr anſchlägt
ausgenommen) die beſten Mittel verordnen kann, un
bey geſunder Vernunft zu bleiben, und dadurch als Men
ſchen glücklich zu ſeyn. Es iſt — der Kaiſer, König
Fürſt, oder wie das Oberhaupt eines Staats einen Na
men haben mag. Wir begrüßen ein ſolches Oberhaup
mit dem apotheoſirenden Wort Hoheit und Majeſtä
Jeder vernünftige Menſch wird fühlen, daß dieſe Name
nur dem gebühren können, welchen freye und vernün
tige Geſchöpfe als ihr Oberhaupt verehren: denn ma
kann ſich keine größere Satyre denken, nichts lächerl
cheres vorſtellen, als einen Regenten, der über armſ
lige Geſchöpfe, ſo keine Vernunft beſitzen, oder ſolch
verlohren haben, oder gar ihr entſagt haben, und al
über eine Race von Thiermenſchen herrſcht, Hoheit un
Majeſtät anzudenken. Der Fürſt iſt der erſte Menſ
in der bürgerlichen Geſellſchaft, m) und alſo auch d
erſte Menſchenſohn. Als ſolcher iſt er nicht allein He
über den Staat, ſondern auch Herr über den Sabbat
n) Darum gebührt ihm das Recht die Jeſuiten aus ſe
ner Hauptſtadt und ſeinen Staaten zu verbannen, w
Alexander that; o) darum iſt er befugt, wie Franz p
verordnete, keine pabſtliche Bulle in ſeinen Staaten ge
ten und Kraft haben zu laſſen, ehe und bevor er da
königliche Placet! darauf gedruckt. — Darum — —
doch claudite nunc rivos!

---

m) Die oberſte Gewalt iſt in allen Staaten eine mor
liſche Einheit, ſie mag nun von einem Monarchen
oder einem Senat ausgeübt werden. Deshalb vertr
ein Senat die Stelle eines Fürſten als erſter Men
im Staat.

n) Matthäi Cap. 12. V. 8.

o) Durch einen Ukas an den dirigirenden Senat, welch
in den meiſten politiſchen Zeitungen mitgetheilt wo
den iſt.

p) Durch eine Kaiſerliche Verordnung vom 19. Sept
ber 1814, welche ſich auf mehrere ältere beziehet.
iſt übrigens bekannt, daß in mehreren Staaten
Fürſten auf gleiche Weiſe dieſes ihr Recht behaupte

chen, diejenige, bey welcher kein Mittel mehr anſchlägt ausgenommen) die beſten Mittel verordnen kann, un bey geſunder Vernunft zu bleiben, und dadurch als Menſchen glücklich zu ſeyn. Es iſt — der Kaiſer, König, Fürſt, oder wie das Oberhaupt eines Staats einen Namen haben mag. Wir begrüßen ein ſolches Oberhaupt mit dem apotheoſirenden Wort Hoheit und Majeſtät. Jeder vernünftige Menſch wird fühlen, daß dieſe Namen nur dem gebühren können, welchen freye und vernünftige Geſchöpfe als ihr Oberhaupt verehren: denn man kann ſich keine größere Satyre denken, nichts lächerlicheres vorſtellen, als einen Regenten, der über armſelige Geſchöpfe, ſo keine Vernunft beſitzen, oder ſolche verlohren haben, oder gar ihr entſagt haben, und alſo über eine Race von Thiermenſchen herrſcht, Hoheit und Majeſtät anzudenken, Der Fürſt iſt der erſte Menſch in der bürgerlichen Geſellſchaft, m) und alſo auch der erſte Menſchenſohn. Als ſolcher iſt er nicht allein Herr über den Staat, ſondern auch Herr über den Sabbath. n) Darum gebührt ihm das Recht die Jeſuiten aus ſeiner Hauptſtadt und ſeinen Staaten zu verbannen, wie Alexander that; o) darum iſt er befugt, wie Franz p) verordnete, keine pabſtliche Bulle in ſeinen Staaten gelten und Kraft haben zu laſſen, ehe und bevor er das königliche Placet! darauf gedruckt. — Darum — — doch claudite nunc rivos!

---

m) Die oberſte Gewalt iſt in allen Staaten eine moraliſche Einheit, ſie mag nun von einem Monarchen oder einem Senat ausgeübt werden. Deshalb vertritt ein Senat die Stelle eines Fürſten als erſter Menſch im Staat.

n) Matthäi Cap. 12. V. 8.

o) Durch einen Ukas an den dirigirenden Senat, welcher in den meiſten politiſchen Zeitungen mitgetheilt worden iſt.

p) Durch eine Kaiſerliche Verordnung vom 19. September 1814, welche ſich auf mehrere ältere beziehet. Es iſt übrigens bekannt, daß in mehreren Staaten die Fürſten auf gleiche Weiſe dieſes ihr Recht behaupteten.

4-6

056 | 54

chen, diejenige, bey welcher kein Mittel mehr a
ausgenommen) die beſten Mittel verordnen Ka
bey geſunder Vernunft zu bleiben, und dadurch a
ſchen glücklich zu ſeyn. Es iſt — der Kaiſer,
Fürſt, oder wie das Oberhaupt eines Staats ein
men haben mag. Wir begrüßen ein ſolches Ob
mit dem apotheoſirenden Wort Hoheit und M
Jeder vernünftige Menſch wird fühlen, daß dieſe
nur dem gebühren können, welchen freye und v
tige Geſchöpfe als ihr Oberhaupt verehren: den
kann ſich keine größere Satyre denken, nichts l
cheres vorſtellen, als einen Regenten, der über
lige Geſchöpfe, ſo keine Vernunft beſitzen, oder
verlohren haben, oder gar ihr entſagt haben, un
über eine Race von Thiermenſchen herrſcht, Hohe
Majeſtät anzudenken. Der Fürſt iſt der erſte M
in der bürgerlichen Geſellſchaft, m) und alſo au
erſte Menſchenſohn. Als ſolcher iſt er nicht allein
über den Staat, ſondern auch Herr über den Sab
n) Darum gebührt ihm das Recht die Jeſuiten aus
ner Hauptſtadt und ſeinen Staaten zu verbannen,
Alexander that; o) darum iſt er befugt, wie Franz
verordnete, keine pabſtliche Bulle in ſeinen Staaten
ten und Kraft haben zu laſſen, ehe und bevor er
königliche Placet! darauf gedruckt. — Darum —
doch claudite nunc rivos!

---

m) Die oberſte Gewalt iſt in allen Staaten eine mo
liſche Einheit, ſie mag nun von einem Monarchen
oder einem Senat ausgeübt werden. Deshalb vertr
ein Senat die Stelle eines Fürſten als erſter Men
im Staat.

n) Matthäi Cap. 12. V. 8.

o) Durch einen Ukas an den dirigirenden Senat, welch
in den meiſten politiſchen Zeitungen mitgetheilt wo
den iſt.

p) Durch eine Kaiſerliche Verordnung vom 19. Sept
ber 1814, welche ſich auf mehrere ältere beziehet. E
iſt übrigens bekannt, daß in mehreren Staaten di
Fürſten auf gleiche Weiſe dieſes ihr Recht behaupteten

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geschichte des ...schen Hofraths von Maibach

Berlin u.a. 1816

Biogr. 694
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064821-5